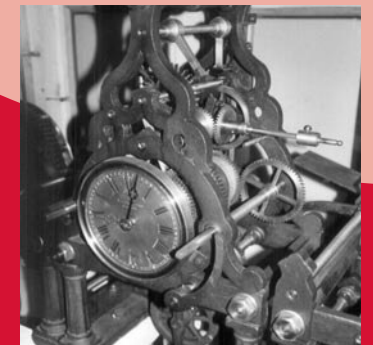
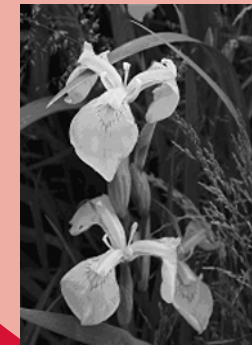


EPPINGEN



9 EPPINGEN-RUND UM DEN OTTILIENBERG



9

RUND UM DEN OTTILIENBERG

9

Eppingen
Rund um den Ottilienberg
Band 9 (2010)

Schriftenreihe der Heimatfreunde Eppingen.
Historischer Verein der Stadt Eppingen e. V.

Eppingen Rund um den Ottilienberg

Beiträge zur Geschichte der Stadt Eppingen und Umgebung



Band 9

2010

Herausgegeben von den „Heimatfreunden Eppingen.

Historischer Verein der Stadt Eppingen“.

© Heimatfreunde Eppingen. Historischer Verein der Stadt Eppingen
75031 Eppingen, Dürerstr. 14

Redaktion: Bernd Röcker

Layout, Gestaltung und Reprographie: Erich Schleusener

Druck und Bindearbeiten: Kepnerdruck Eppingen

Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung des Herausgebers

Printed in Germany - Imprimé en Allemagne

ISBN-Nr: 3-930172-21-4

Inhaltsverzeichnis

Grußwort des Oberbürgermeisters der Stadt Eppingen	7
Vorwort	8
Franz Degenfeld-Schonburg Das Stadtarchiv Eppingen: Ein Streifzug durch das Magazin	9
Reinhard Ihle Gesundheitsfürsorge im spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Eppingen	12
Bernd Röcker Das Gasthaus „Zum Löwen“ in Richen Aus der Geschichte einer der ältesten Herbergen des Kraichgaus	19
Edmund Kiehle Das Fachwerkhaus Leiergasse Nr. 9 Mit Erkern und „Schwalbennest“	26
Frank Dähling Translozierung einer spätmittelalterlichen Rauchküche aus Kleingartach ins Eppinger Museum auf der Raußmühle	30
Heribert Marx Johann Jacob Lumpert (ca. 1622 -1681) Schultheiß von Eppingen, Amtsverweser von Boxberg	37
Karl Jürgen Haug Das Eppinger Forstamt und seine Vorsteher Die Bewirtschaftung des Eppinger Stadtwaldes im Laufe der Jahrhunderte	47
Reinhard Ihle Zur Geschichte des Eppinger Krankenhauses	59
Richard Wirbatz Geschichte und Geschichten der Elsenzer Kirchturmuh	69
Ulrich Merz Die Kraichgaubahn Das zweite Gleis und die strategische Bedeutung im Ersten Weltkrieg	75

Reinhard Ihle	
Menschen - Grenzen - Nachbarn	82
Eppingen im 19. Jahrhundert	
Heike Krause	
Eppinger Hunde und die Hundesteuer	92
Werner L. Frank	
Ich fand die Nadel im genealogischen Heuhaufen	95
Felix Hüll	
Es ist meine Pflicht, ihre Geschichte zu erzählen	100
Das Schicksal einer badischen Landjudenfamilie	
Edmund Kiehle	
Von S`Franke	114
Lisa-Damaris und Michael Heitz	
Selma Rosenfeld (1892 - 1984)	116
Vom Kraichgau nach Kalifornien	
Wolfgang Ehret	
„Stebbach - Eppingen im Land“	129
Die Erinnerungen des Roger Eisinger an ein Dorf, das es so nicht mehr gibt	
Simon Gajer	
Nach 90 Jahren läuft der Abspann	141
Geschichte des Eppinger Altstadtkinos	
Edmund Kiehle	
Eppingen 1933 - 1939	149
Alois Bergold	
Erinnerungen an Emil Thoma	174
Edmund Kiehle	
Krähenhorst und Eulenhorst	181
Bernd Röcker	
Günter Zaiß zur Erinnerung	189
Reinhard Ihle	
Nachruf auf Manfred Pfefferle	197
Frank Dähling	
Über das Verschwinden von Kleindenkmalen	200
Dennis Z. Halasz	
Die Naturwelt um Eppingen herum: ein Zwischenbericht	203
Spenderverzeichnis	218
Verzeichnis der Autoren	220

Grußwort des Oberbürgermeisters



Wer seine Vergangenheit nicht kennt, hat keine Zukunft.

Wie könnte man schöner als durch diese Weisheit auf die Bedeutung eines Heimatbuches hinweisen: Es hält fest, was nicht verloren gehen darf für die Zukunft. Es skizziert das Leben in unserer Heimat, verbindet aktuelle Ereignisse mit historischem Wissen und wächst damit zum Nachschlagewerk, Schmöcker und Lesebuch über die Geschichte Eppingens.

Das neue Heimatbuch der Heimatfreunde Eppingen „Rund um den Ottilienberg, Band 9“ erscheint in einem ganz besonderen Jahr. 2010 feiern wir die achten Eppinger Heimattage. 30 Jahre sind seit der Drucklegung des ersten Bandes von "Rund um den Ottilienberg" vergangen. Inzwischen ist eine weitere Generation herangewachsen. In den vergangenen Jahrzehnten hat sich in unserer liebens- und lebenswerten Region viel verändert und weiterentwickelt. Geblieben ist der besondere Charme unserer Heimat, geprägt von lebensfrohen und offenerzigen Menschen, von einer reizvollen und natürlichen Landschaft, von abwechslungsreichen und vielfältigen Veranstaltungen sowie von kleinen und großen Sehenswürdigkeiten. Wer Eppingen und den Kraichgau besucht, kommt immer wieder gern zurück. Wer hier groß geworden ist und lebt, der tut dies mit einem stolzen und aufrichtigen Heimatbewusstsein. Das haben wir nicht nur 2007 bewiesen, als wir die Heimattage Baden-Württemberg ausrichten durften.

Heimat ist gerade in Zeiten der Globalisierung wichtiger und unverzichtbarer Bezugspunkt der Menschen. Die Heimat ist eines der höchsten Güter des Menschen. Seine Liebe zur Heimat ist eine der zartesten und empfindsamsten Lebensäußerungen. Heimat ist Zuhause. Heimat ist das, wo wir Wurzeln haben und Wurzeln schlagen. Heimat ist mehr als eine Wohnung in einem Ort. Heimat ist ein Gefühl. Heimat sitzt im Herzen. Heimat ist Authentizität, Herkunft, Zugehörigkeit. Heimat ist dort, wo ich Zuhause bin, auch wenn ich nicht dort wohne. Bei uns identifizieren sich die Menschen mit der Region, hier schlägt man gern Wurzeln. Deshalb ist es wichtig, dass es Menschen gibt, die gegen das Vergessen der Wurzeln arbeiten, sich für den Erhalt der Heimat einsetzen und verhindern, dass dieses Fundament unseres Zusammenlebens dem Zeitgeist zum Opfer fällt.

Mein Dank gilt den Heimatforschern der Heimatfreunde Eppingen und den Autoren als unverzichtbare Wähler der Kultur, als Chronisten der Gegenwart, Entdecker der Vergangenheit und Mitgestalter der Zukunft. Dank allen, die diesen 9. Band „Rund um den Ottilienberg“ mit ihrer Arbeit ermöglicht haben. Dank namentlich den Vorsitzenden der Heimatfreunde Eppingen, Herrn Reinhard Ihle und Herrn Bernd Röcker, die uns über viele Jahrzehnte dabei begleitet und unterstützt haben.

Allen Leserinnen und Lesern wünsche ich spannende Lektüre, unterhaltsame Stunden und manche ungeahnte Einblicke in unsere Geschichte und in unser schönes Eppingen.

A handwritten signature in black ink, which appears to read "Klaus Hofaschke". The signature is written in a cursive style.

Klaus Hofaschke
Oberbürgermeister

Vorwort des 1. Vorsitzenden der Heimatfreunde Eppingen



Vor genau 30 Jahren, im Jahre 1979, erschien der erste Band der stadsgeschichtlichen Reihe "Rund um den Ottilienberg". Rechtzeitig zum Eppinger Heimattagejahr 2010 veröffentlichten die Heimatfreunde jetzt den 9. Band.

Nach den Themenbänden "Der jüdische Friedhof in Eppingen (Band 5), "Hilfe- Feuer Eppinger Rettungsdienste" (Band 7) und "Eppingen und seine Fachwerkbauten" (Band 8) enthält der vorliegende Band wieder vielfältige geschichtliche Themen. So findet der Leser biographische Beiträge, Aufsätze zur Stadtgeschichte, zur Baugeschichte, zur Volkskunde oder über die Naturwelt.

Danken möchte ich allen die am Zustandekommen des Buches mitgeholfen haben. An erster Stelle den Autoren für ihre interessanten Beiträge, dann Bernd Röcker und Erich Schleusener für die mühevoll redaktionelle Arbeit. Mein Dank gilt auch allen, die durch Zuschüsse und Spenden den Druck gefördert haben.

Seit 30 Jahren begeben sich Heimatforscher auf Spurensuche, um Aspekte der Stadtgeschichte aufzuarbeiten. Damit erfüllen diese Heimatfreunde ein wichtiges Vereinsziel: die Geschichte unserer Stadt und der Umgebung zu erforschen, darzustellen und den Menschen zu vermitteln.

In unserer schnellleibigen Zeit geht Wissen verloren, wenn es nicht schriftlich festgehalten wird. Die Zeiten, in denen mündliche Überlieferungen von Generation zu Generation weitergegeben wurden, sind vorbei. Umso wichtiger ist es deshalb, Geschichte und Geschichten aufzuschreiben, um sie für unsere Nachkommen zu bewahren.

Als Vorsitzender der Heimatfreunde Eppingen bin ich stolz, dass unser "kleiner" Verein durch die neun Bände "Rund um den Ottilienberg", aber auch durch die sieben Bände unserer "Besonderen Reihe" Geschichte und Geschichten von Eppingen und Umgebung, also „rund um den Ottilienberg“, für interessierte Leser anbieten kann. Das sind mittlerweile über 3300 Seiten zum Erinnern und Nachdenken, zum Anregen und Wundern, zum Nachschlagen und Nachlesen.

Möge dieser 9. Band, wie die Vorgängerbände auch, von allen Interessierten, jetzt oder erst in Jahrzehnten, gerne zur Hand genommen werden, um mehr über die geschichtlichen Wurzeln und den Wandel, über die Menschen und die Natur unserer Region zu erfahren und damit auch deutlich machen: Wir brauchen eine Heimat.


Reinhard Ihle

1. Vorsitzender der
Heimatfreunde Eppingen

näherem Hinschauen um Quellen, aus denen man wichtige Erkenntnisse für die historische Forschung gewinnen kann. Sie sind mitunter genauso wichtige Quellen wie so manche illuminierte mittelalterliche Handschrift.

Feuerversicherungsbücher und die dazugehörigen Einschätzungsverzeichnisse sind für die Hausgeschichtsforschung sehr ergiebige Quellen.

Mit der Einführung der Gebäudebrandversicherung Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts wurden alle Gebäude aufgenommen, beschrieben und taxiert sowie ihre Eigentümer festgestellt. Dieses wurde in regelmäßigen Abständen wiederholt, wodurch Eigentümerwechsel, Schadensfälle und Umbauten dokumentiert wurden. Somit ist es möglich, die Entwicklung der einzelnen Gebäude über einen längeren Zeitraum zu verfolgen.

Ein gewisses Hindernis ist die Angewohnheit, den einzelnen Häusern bei jeder Neuerfassung bzw. Fortschreibung eine neue Hausnummer zu geben. Daher muß man in den einzelnen Büchern die eingetragenen Eigentümer und eventuelle Besitzänderungen feststellen und vergleichen. Hilfreich ist ein Blick in Ortssippen- oder Grundbücher. Spätestens mit der Einführung der Lagerbücher und der dauerhaften Lagerbuchnummern lässt sich die Bauentwicklung dann umso einfacher verfolgen.

Das Stadtarchiv bewahrt folgende Feuerversicherungsbücher auf:

Adelshofen	1820-1897 ff.
Elsenz	1842-1934 ff.
Eppingen	1808-1922 ff.
Kleingartach	1866-1921 ff.
Mühlbach	1820-1935 ff.
Richen	1820- ca. 1960
Rohrbach	1815-1932 ff.

Für die Dokumentation der Entwicklung einer Gemeinde sind die Rechnungsbücher und die dazugehörigen Beilagen von großer Bedeutung. Die Rechnungen gehen teilweise bis in das 16. Jahrhundert zurück, so dass die Entwicklung der Gemeinde mit allen Höhen und Tiefen über mehrere Jahrhunderte verfolgt werden kann. Außerdem enthalten speziell die Beilagen noch interessante Zusatzinformationen. Beispielsweise sind auf Rechnungen mitunter Bilder des Firmensitzes angebracht. Oder es sind Einzelheiten über durchgeführte Baumaßnahmen zu finden.

Das Stadtarchiv bewahrt folgende Gemeinde- bzw. Bürgermeistererechnungen auf:

Adelshofen	1684-1966
Elsenz	1812-1970
Eppingen	1560-1938 (Beilagen bis 1962)
Kleingartach	1808-1950
Mühlbach	1768-1970
Richen	1650-1967
Rohrbach	1736-1969

Politische, wirtschaftliche und andere Ereignisse widerspiegeln sich stets ziemlich unmittelbar im Handeln der Verwaltung. Entweder wurden dann eigene Akten angelegt, oder aber die Ereignisse sind ein Teil anderer Vorgänge.

Über die Badische Revolution 1848/49 befinden sich im Stadtarchiv folgende eigene Akten:

Adelshofen	AD A 164 Aufruhr 1848
	AD A 165 I.U.S. gegen Carl Bauer wegen Teilnahme am Hochverrat. 1848-1850
Elsenz	EL A 545 Maiaufstand 1849
Eppingen	EP A 2115 Die hochverräterischen Untersuchungen, Bestrafung der Beteiligten aus hiesiger Gemeinde sowie einiger Fremden. 1847-1853

Einquartierungen und Requirierungen

durch durchmarschierende Truppen waren für die Kommunen immer eine erhebliche Belastung. War es schon unter normalen Umständen schwierig genug, die Ernährung der eigenen Bevölkerung sicherzustellen, so konnte die zusätzliche Versorgung einer großen Anzahl von Soldaten - egal ob Freund oder Feind - sehr schnell zu Hungersnöten führen.

Im Stadtarchiv ist aus der napoleonischen Zeit zu finden:

Adelshofen AD A 160 Einquartierungen 1815 - 1840

Elsenz EL A 543 Kriegsrechnung (ungebunden) 1798-1802

EL A 544 Kriegskostenausgleichung 1813-1834

EL R 13 Schatzungs-, Gemeinde- und Kriegsrechnung 1812

Eppingen EP A 1983 Ankauf der zum Kriegsdienste tauglichen Pferde 1813 - 1860

EP A 1985 Einquartierung,

Kriegskostenausgleichung der Gemeinde Eppingen 1815-1856

EP A 2303 Verhandlungen über die Befreiung der Posten von Einquartierungen, Briefpostverbindung mit Bretten, Einführung der Freimarken, Errichtung einer Telegraphenstation. 1813 - 1860

Richen

RI A 213 Kriegssache 1806

RI A 209 Beitrag zu den Stebbacher Kriegskosten 1801

RI A 211 Kriegskostenverrechnung. 1805 - 1807

RI A 214 Die von der Gemeinde Stebbach geforderten Einquartierungskosten 1816

RI A 210 Französische Einquartierung und Truppendurchmärsche 1805 - 1811

RI A 212 Eingeschickte französische Kriegstabelle 1806

Rohrbach

RO A 219 Kriegsverordnungen 1805 - 1909



Graf Degenfeld (3. v. links) begrüßt 2002 die ehemaligen Eppinger jüdischen Mitbürger vor der Sabbatfeier auf Schloss Schomberg

Gesundheitsfürsorge im spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Eppingen

Reinhard Ihle

Anlässlich der Schließung des Eppinger Krankenhauses soll nicht nur dessen Geschichte betrachtet, sondern auch einmal weiter zurück geblickt werden. Welche Einrichtungen der Gesundheitsfürsorge gab es für die Menschen im mittelalterlichen Eppingen?

Hierzu gibt es im Stadtarchiv Eppingen einige Quellen, die in der folgenden Darstellung ausgewertet und zusammen gefasst sind.

Gesundheitsverhältnisse in Eppingen um 1800

Im Jahre 1804 wurde die Stelle des Stabsphysikus (Amtsarzt) im neu gegründeten Stabsamts Eppingen mit dem „Doktor der Heilkunde“ Ignaz Bauer besetzt. Dieser fertigte 1807 eine hoch interessante „Physikalisch-topografische Beschreibung des Stabsphysikats Eppingen“ an, in der wir Hinweise über das damalige Gesundheitswesen in Eppingen finden. Ignaz Bauer schreibt: „Verwahrungshäuser für Kranke und andere Personen haben wir leider keine, indem die vormals städtischen Häuser vor einigen Jahren verkauft worden, und in dem Fall epidemischer Krankheiten und schnell um sich greifender Seuchen würde man genötigt sein, einige vor der Stadt sich befindende Wohnungen der Bürger, die geräumig sind, zu benutzen...“¹

Über das Verhältnis der Bewohner zu den Ärzten schreibt Dr. Bauer: „Einzeln herrschende Vorurteile und Gebräuche, die dem Wohlstand und der Gesundheit der Untertanen nachteilig sein könnten, kenne

ich dermalen keine, als dass die Bewohner hiesiger Gegend sich gerne an Pfüscher und Quacksalber anschließen, deren sich so manche in denen ehemals ritterschaftlichen Orten aufhalten.“²

Demnach gab es in Eppingen bis Mitte oder Ende des 18. Jahrhunderts „städtische Häuser“, also mindestens zwei Gebäude, die zur Unterbringung und Pflege von Kranken dienten. Doktor Bauer erwähnt in diesem Zusammenhang auch „epidemische Krankheiten“ und „schnell um sich greifende Seuchen“, die man besser vor der Stadt behandelte und pflegte. Daraus kann man schließen, dass sich die früheren „Verwahrungshäuser für Kranke und andere Personen“ vor der Eppinger Stadtmauer befanden.

Tatsächlich gibt es im Eppinger Stadtarchiv Hinweise auf mehrere Einrichtungen der Gesundheitsfürsorge, in denen Kranke aufgenommen wurden: das Spital, der Antoniterhof, das Gutleuthaus und die Badestube.

Die Eppinger Badestube

Die medizinische Versorgung war im frühen und hohen Mittelalter noch vorwiegend Aufgabe der Klöster gewesen, in deren Krankenstation sowohl Klosterbrüder als auch, meist räumlich getrennt, Laien betreut wurden. Studierte Ärzte, die im deutschsprachigen Gebiet vor der Gründung der Universitäten noch selten waren, wurden als Leibärzte bei hochstehenden Personen angestellt oder später seit dem 14. Jahrhundert von Städten als vereidigte Stadtärzte verpflichtet. Ihre ärztliche Praxis war

auf die Behandlung von inneren Krankheiten und die Ausstellung von Rezepten für Arzneimittel konzentriert.

Neben diesen studierten Medizinern hatte sich eine zweite Gruppe von Ärzten aus dem Barbierhandwerk durch Spezialisierung auf die Wundarznei und Chirurgie entwickelt, weshalb sie auch Scherer, Chirurg oder Wundarzt genannt wurden. Entwicklungsgeschichtlich gesehen waren sie zunächst als Barbieri in den öffentlichen Badestuben tätig gewesen, hatten sich aber im Mittelalter als eine eigene Berufsgruppe etabliert und eine berufliche Abgrenzung zu den Badern durchgesetzt. Die Tätigkeit dieser Chirurgen bestand aus der Behandlung von Wunden und Brüchen, dem Amputieren und dem Zahnreißen.



Zwei Heilkundige untersuchen einen Lepra- verdächtigen. (Holzschnitt von Konrad von Megenbergs, Mitte des 14. Jahrhunderts)

Aus dem Alltag mittelalterlicher Städte nicht wegzudenken waren die Badestuben, die nicht nur als Ort der Körperreinigung, sondern auch Ort der medizinischen Anwendung und der Geselligkeit waren. In der Badestube konnte sich jeder, ob arm oder reich, ein Mindestmaß an Sauberkeit gönnen. Dazu gehörte das Abwaschen mit warmem Wasser, mit Wasser und Seife oder mit Wasser und Aschenlauge. Neben Wannenbädern wurden auch Dampfbäder angeboten.

Über die Eppinger Badestube und die Bader hat Franz Gehrig im Band 2 „Rund um den Ottilienberg“ ausführlich berichtet. Die Eppinger Badestube war selbstverständlich in der „Badgasse“. Aus der Stadtrechnung des Jahres 1565 ist ersichtlich, dass die Stadt für die Badestube baupflichtig war, denn „Hannß Reiter hat drei Tag in der Badstube geschafft“ und wurde dafür von der Stadt bezahlt. Dieser Eintrag ist bis jetzt der älteste Beleg für die Eppinger Badestube. Auch wurde damals „eine Bank in die Badstube gemacht“. In der Stadtrechnung 1662 werden „der Stadt Badhaus“ und die „Badergasse“ genannt. Der Bader wird das Wasser aus dem Hilsbach entnommen haben. Im Jahr 1622 wurde „die Brücke vor dem Baderthurm“ repariert. Der Bader hatte einen jährlichen Zins an die Stadt für die Badestube zu bezahlen. Die früheste Nennung eines Baders stammt aus dem Jahre 1601, als Michael Raaw („der Bader“) als Handwerksgesell den „Hans Ulrich Strigl von Kirchen an der Teckh“, einen Bader“, anstellte. Die Bezeichnung Chirurg taucht in Eppingen erstmals 1711 auf, als der Balbierer Hans Jörg Stüber ein Patenamnt übernimmt und vom Pfarrer als Chirurg bezeichnet wird. Von Hans Stüber ist auch bekannt, dass er 1739 eine Operation zur Geburt eines Kindes unternahm, nach der allerdings die 35-jährige Mutter des Kindes am nächsten Tag starb.

Bemerkenswert ist, dass noch 1790 ein Bader genannt ist: Michael Schmidt, Burger und Bader. Ob er noch das Bad bereitete,

ist sehr zweifelhaft, vielleicht war er nur als Friseur tätig. Denn um diese Zeit waren die meisten Badstuben längst eingegangen. Man fürchtete, im gemeinsam benützten Bad sich eine ansteckenden Krankheit zu holen.³

In diesem Zusammenhang ist auch der Hinweis von Erich Schäfer in seinem Aufsatz „Zur Geschichte der Eppinger Apotheke“ interessant, dass schon 1418 erstmals ein Eppinger Apotheker erwähnt wird: „Dry Morgen uff dem Alpersberg, vallent uff den Weg und wendent hinuff uff des Apothekers Pfründacker.“⁴

Der Antoniterhof in Eppingen

Gegen Ende des 11. Jahrhunderts wurde in einem abgelegenen und später nach dem Patron der Gemeinschaft Saint-Antoine genannten Dörfchen der Dauphiné in Frankreich ein Orden gegründet, der sich der Krankenpflege widmete. Der Orden vom heiligen Antonius hatte sich im Mittelalter zur Aufgabe gemacht, am Antoniusfeuer Erkrankte zu behandeln und zu pflegen. Mit Antoniusfeuer wurden die Symptome einer regelmäßig auftretenden epidemieartigen Vergiftung bezeichnet, die durch den Konsum von mit Mutterkorn befallenen Roggen verursacht wurde. Diese Mutterkornvergiftung trat besonders in Zeiten von Missernten auf, wenn befallenes Getreide gemahlen in Brot gelangte. Schwindel, Erbrechen und Durchfall bis hin zu chronischen Gefäßkrämpfen, Durchblutungsstörungen und schmerzhaftes Absterben von Fingern und Zehen waren die Folge. Der Antoniterorden unterhielt im 15. Jahrhundert in ganz Europa etwa 370 Spitale. Die bedeutendste Niederlassung (Präzeptorat) am Oberrhein war in Isenheim bei Gebweiler im Elsaß. Für das dortige Antoniterkloster schuf der berühmte Mathis Neidhart ("Grünwald") den bekannten Altar. Wer am Antoniusfeuer erkrankte, wurde vor Beginn der medizinischen Behandlung vor den Altar geführt in der Hoffnung, der hl. Antonius könne eine Wunderheilung vollbringen oder dem Kranken zumindest geistlichen Trost spenden.

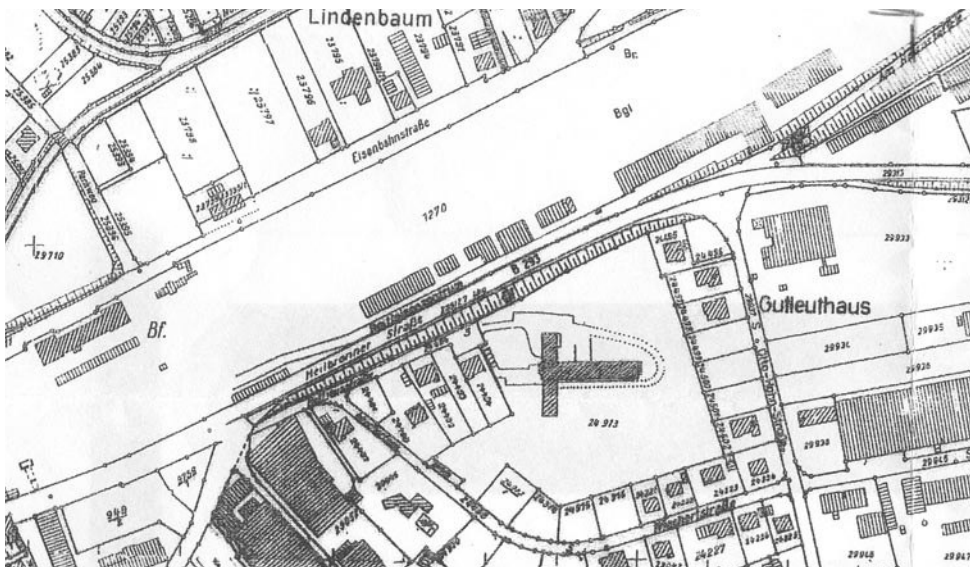
So hat Matthias Grünwald auf seinem berühmten Isenheimer Altar auch einen am Antoniusfeuer Erkrankten dargestellt.

In Eppingen hatte dieser Krankenpflegeorden eine Niederlassung. In einer Urkunde vom 9. November 1457 bestätigt der Isenheimer Präzeptor Johannes Berthonell, den Verkauf einer Ziegelscheune in Eppingen durch den bereits verstorbenen Donat des Straßburger Antoniterhauses Johann Steynbrecher an dessen Vetter Conlin Steynbrecher, der ohne Erlaubnis des Präzeptors geschehen war. Es ist hier von einem Haus der Antoniter "bei der Radmühle" die Rede. "Dieses Eppinger Haus wird aus der folgenden Urkunde zweifelsfrei als Sitz eines Balleiers erwiesen, das wie andere Balleizentren gleichzeitig als Terminier- und Lagerhaus für Naturalabgaben sowie als Zwischenstation für zum Isenheimer Hospital zu transportierende Kranke gedient haben wird."⁵ Unter Ballei verstanden die Antoniter, analog zum Gebrauch in den ritterlichen Spitalorden, die kleinste territoriale Einheit, in der der Präzeptor oder sein Beauftragter für alle Ordensangelegenheiten verantwortlich war.

In einem zweiten Dokument, in dem vom Antoniterhof in Eppingen die Rede ist, anerkennt Johannes Berthonells zweiter Nachfolger, Jean d'Orlier, am 23. Juli 1472 für sich und seine Nachfolger die Stiftung des Straßburger Domvikars Eberhard Sydman und dessen bereits verstorbenen Bruders Hans an. Die beiden Brüder haben ihr Haus mit dazugehörigem Hof in Bruchsal dem Isenheimer Antoniterhaus geschenkt, u.a. mit der Bedingung, dass der Schaffner oder Balleier, der bisher in Eppingen saß, von nun an immer in Bruchsal wohnen muss.

Durch ihre zentrale Lage waren die Antoniterhöfe in Eppingen beziehungsweise in Bruchsal sehr gut dafür geeignet, die beiden nicht allzu ausgedehnten Diözesen zu Speyer und Worms zu betreuen.

Im Bauernkrieg war Isenheim geplündert worden. Durch die Reformation und ihre Auswirkungen auch in den katholischen



Das Gewann "Gutleuthaus" an der Straße nach Heilbronn (Ausschnitt aus dem Katasterplan 1 : 5000)

Gebieten war das Ende der einträglichen Almosenfahrten gekommen. Der Besitz in Bruchsal wurde wie ein gewöhnlicher Hof mit seinen Wiesen, Äckern und Weingärten an Laien verpachtet.⁶ Gleiches dürfte auch in Eppingen geschehen sein, allerdings fehlt hierzu bis jetzt ein entsprechender Hinweis.

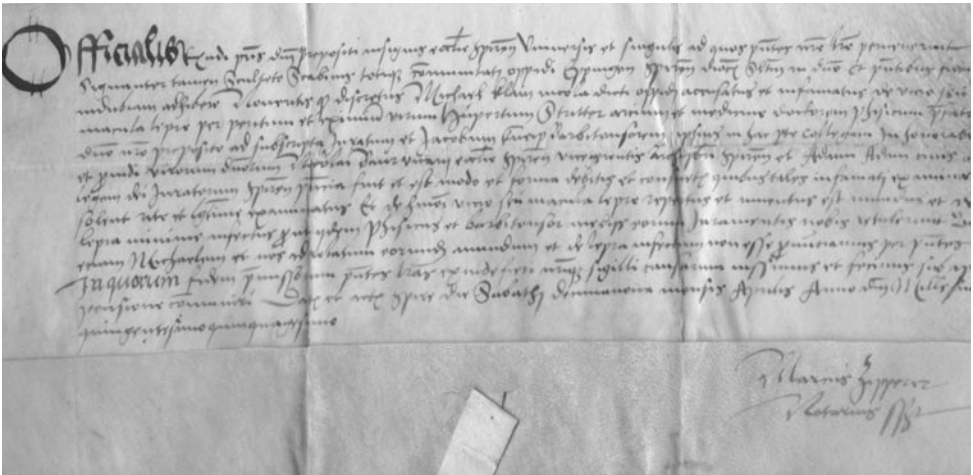
Nach der Urkunde von 1457 befand sich der Eppinger Antoniterhof „zu Eppingen ußwendig der statt by der radmuln...“⁷. Die Radmühle wiederum stand im Hilsbachtal. Nach Franz Gehrig verschwindet die Radmühle um 1533.⁸ 1560 erscheint erstmals die Hohenhelder Mühle, die später auch Obere Mühle und schließlich Siffringsmühle genannt wurde. Gehrig vermutet, dass die Hohenhelder Mühle etwas weiter oben im Hilsbachtal erbaut wurde, während die Radmühle näher bei der Stadt lag.⁹ Von Franz Gehrig hat Adalbert Mischlewski für seinen Aufsatz über „Die Antoniterhöfe in Eppingen und Bruchsal“ den Hinweis, dass „seit 1544 bei der ehemaligen Radmühle der bis in die jüngste Zeit gebräuchliche Flurname „beim Gutleuthaus“ läge, was auf Pflege und Betreuung von Kranken oder Krüppeln schließen lässt“. Bei dieser Zuordnung von Antoniterhof, Radmühle

und Gutleuthaus liegt allerdings wohl ein Fehler vor. Tatsächlich gibt es in Eppingen das Gewann „Gutleuthaus“, dieses befindet sich allerdings auf der anderen Seite der Stadt, im Süden, etwa an der Kreuzung der heutigen Heilbronner Strasse mit der Otto-Hahn-Strasse.

Das Gutleuthaus

Schon 1392 wird, nach den Ausführungen von Hermann Wirth, ein Eppinger Gutleuthaus erwähnt, als nämlich „auf St. Andreas-Abend 1392 Heinrich Eppinger, Pfarrer der Pfarrkirche zu Eppingen und Landdecan in Bretten, eine Priesterpräbende auf dem hl. Kreuz-Altar stiftete. Diese Pfründe war vom Stifter selbst reich ausgestattet.“ In der langen Liste der Güter und Gilten wird nach Wirth das Gutleuthaus erwähnt: „... 3 Morgen Acker vor dem Unterthor am Alpersberg, zinst alle Fronfasten 1 Simri Korn den armen luten für Brot (d.h. ins Armenoder Gutleuthaus).“¹⁰

Tatsächlich gibt es in Eppingen ein Gewann „Gutleuthaus“, weit vor der mittelalterlichen Stadt, an der Straße nach Heilbronn gelegen. Man kann sicher davon ausgehen, dass auf diesem Platz im Bereich der heu-



Der Official des Domprobst zu Speyer bezeugt, dass der Bürger Michael Klein zu Eppingen nach geschעהener ärztlicher Untersuchung von der Krankheit der Beule frei sei. Urkunde vom 19. April 1550 (STA EP U 65)

tigen Kreuzung Heilbronner Straße und Otto-Hahn-Straße dieses Armen- und Krankenhaus stand. Aussätzige nannte man zu der Zeit sondersieche, veldsieche oder gute Leute und ihre Krankenhäuser leproso-ria oder Gutleuthäuser.¹¹ Im Gegensatz zu den übrigen Krankenhäusern lagen diese immer auf freiem Feld, außerhalb der Städte und Dörfer und meist an einer Landstraße.

Dorthin ist wohl im Jahre 1550 auch der Eppinger Michael Klein gebracht und gepflegt worden, denn aus einer Urkunde im Stadtarchiv erfahren wir, dass dieser wie viele andere seiner Zeit auch an der Pest erkrankt war. Aber „der Official des Domprobsts zu Speyer bezeugt, dass der Bürger Michael Klein zu Eppingen nach geschעהener ärztlicher Untersuchung von der Krankheit der Beule frei sei.“¹² Einer alten mündlichen Überlieferung nach sollen die an der Pest verstorbenen Eppinger im Gewann „Pelzgrund“ zwischen Eppingen und Mühlbach begraben worden sein.

Das Eppinger Spital

Ab dem 13. Jahrhundert entstanden städtische Spitäler. Dabei blieb nur die Verwaltung dem Stadtrat vorbehalten, die Finanzierung des Spitals wurde durch Almosen,

Stiftungen, Pfründen und testamentarischen Verfügungen getragen. Das Spital war nicht wie heute der stationären Behandlung und ärztlichen Pflege von Kranken gewidmet, sondern stellte eine Art Wohnheim für Arme, Kranke, Waisen, Alte und durchreisende arme Pilger dar. Der Spitalinsasse musste - bei temporärem Aufenthalt bis zu seinem Austritt - dem Spital seine gesamte Habe hinterlassen. Daneben gab es noch die Möglichkeit, sich durch Stiftung einer Pfründe in das Spital einzukaufen. Die Funktion als Altersheim für kinderlose Ehepaare oder Alleinstehende, die nicht von Angehörigen versorgt werden konnten, wurde im 15. Jahrhundert vorrangig. Sie brachte dem Spital wichtige Einnahmen, und die Pfründner machten bald mehr als die Hälfte der Spitalinsassen aus.

Neben der Regelung eines geordneten, fast klösterlich anmutenden Tagesablaufs blieb die geistliche Versorgung im Krankheitsfall und in Todesnähe vorrangig: Ein Spital besaß deshalb immer einen Altar im Krankensaal oder sogar eine eigene Kapelle. So war dem Spitalinsassen ein guter Tod mit Spendung der Sterbesakramente, die in der Beichte und dem Altarsakrament bei Nahen des Todes sowie der letzten Ölung bestand, garantiert, damit er nach dem Tod im Fege-

feuer seine Sünden abbüßen konnte. Durch Totenwache, Totenmessen und ein würdiges Begräbnis vorbereitet, erwartete der Verstorbene im Grab, mit dem Haupt nach Westen, den Füßen gegen Osten gewendet und zum Gebet gefalteten Händen die Wiederkunft Christi am Tage des jüngsten Gerichts, wo sich die Seele mit dem Körper vereinen und ins Paradies aufgenommen werden sollte.¹³

In Bad Wimpfen ist das ehemalige bürgerliche Spital, das heute das Reichsstädtische Museum beherbergt und das ehemalige geistliche Spital eindrucksvoll erhalten. Auch in Mosbach befindet sich im alten Spital und der ehemaligen Hospitalkapelle das Museum. In Mosbach ist auch noch die dortige Gutleutanlage sehenswert. Diese besteht aus dem Gutleuthaus, dem Elend-

haus und der Gutleutkapelle.

Leider wissen wir über das Spital in Eppingen nur sehr wenig. Es gibt bis jetzt keine Informationen über den Alltag im Spital oder über den Standort. Das sogenannte „Armenhaus oder Spital“ im Linsenviertel ist erst 1845 von der Stadt Eppingen gekauft worden. Die früheste Erwähnung eines Spitals in Eppingen findet man in einer Urkunde im Stadtarchiv Eppingen. Im November 1567 ordnete Kurfürst Friedrich III. an, da „der Spital zu Eppingen mit schmalem Einkommen versehen“ ist und „damit die Armen dieses Spitals besser gehalten werden“, dass „jährlich auf Martini von den vacirenden Pfründegefällen 26 fl. gereicht werden“ (durch die Kirchengüterverwaltung, die sogenannte geistliche Administration, in Heidelberg, welche die Vermögen der ein-



Ausschnitt aus einem Krankensaal eines Hospitals aus dem 17. Jahrhundert (Illustrierte Geschichte der Medizin, Band 3, Salzburg 1986)

gezogenen Stifte und Klöster verwaltete). Überdies aber wurden die Vorsteher verpflichtet, darauf zu sehen, dass des Spitals Haus, Hof, Güter, Gilten und Zinsen gut verwaltet und vermehrt werden; Spitalmeister, Frau, Gesinde und Pfründner sollten darauf achten. Auch sollten die Pfründner und das Gesinde zu Gottesfurcht und Gebet morgens und abends, vor und nach Tisch und zu christlichem Wandel angehalten werden, fleißig die Kirche besuchen, alle üppigen Reden, Gebärden und Fluchen vermeiden. ... „Speiß und Tranck in Kuch und Keller sauber gehalten und wolberait. Pfründner und gesindt jedes in seiner gepür ordentlich underhalten und also alles zu guttem nutz des Spitals angeschickt auch darüber jericke Rechnung ordentlicher weis gehalten und gebriftet werden.“¹⁴

Friedrich III., der den reformierten Glauben in der Kurpfalz einführte, löste zwischen 1562 und 1573 die Stifte und Klöster auf und zog ihr Vermögen ein. Aus diesen Einkünften wurden die kirchlichen Bedürfnisse befriedigt, aber auch vieles für die Einführung und Unterhaltung von Volksschulen verwendet. Den Erlös aus den verkauften Kirchenornamenten ließ er unter die Armen verteilen. Es ist anzunehmen, dass dieses

Geld auch dem Eppinger Spital zu Gute kam.

Schlussbemerkung

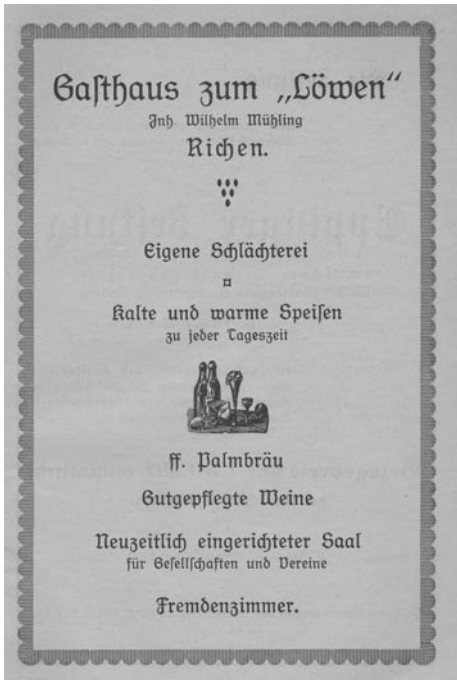
Ausgehend von dem Bericht des Amtsphysikus Dr. Bauer, dass in Eppingen „die vormals städtischen Häuser vor einigen Jahren verkauft worden“ waren, es also mehrere Einrichtungen der Gesundheitsfürsorge gab, finden sich im Stadtarchiv Hinweise auf drei solcher Gebäude: das Gutleuthaus (1392 erstmals erwähnt), der Antoniterhof (1457 Ersterwähnung), und das Spital (1567). Hinzu kommt noch die Badestube (1565), die allerdings nicht zur Unterbringung von Kranken diente. Zwei davon, der Antoniterhof und das Gutleuthaus, befanden sich mit Sicherheit außerhalb der Stadt. Es bleiben allerdings noch Fragen offen: wo befanden sich diese Gebäude? Ist der Antoniterhof und das Gutleuthaus die gleiche Einrichtung? Ist mit dem 1567 erwähnten Spital der Antoniterhof bzw. das Gutleuthaus gemeint? Oder gab es in Eppingen ein eigenständiges Spital in der Altstadt? Fragen, die noch zu klären wären. Deshalb wäre eine genauere und ausführliche Untersuchung der Quellen in den Archiven nötig. Eine sozialgeschichtliche Erforschung des Eppinger Gesundheits-, aber auch des

- 1 zit. nach Bernd Röcker "... ein starkes, dauerhaftes an sich gesundes Volk... und sehr arbeitssam..." - Aus der Physikalisch-Topographischen Beschreibung des Stabsphysikats Eppingen... von 1807, in: Eppingen. Rund um den Ottilienberg, Band 6, 1994, S.102 f.
- 2 wie Anmerkung 1 S. 103.
- 3 Franz Gehrig, die Ämter der Stadt Eppingen und ihre Inhaber, in: Eppingen. Rund um den Ottilienberg, Band 2, 1982, S. 38ff
- 4 Erich Schäfer, zur Geschichte der Eppinger Apotheker, in: Eppingen. Rund um den Ottilienberg Band 3, 1985, S. 402
- 5 Adalbert Mischlewski, Die Antoniter Höfe in Eppingen und Bruchsal, in: Freiburger Diözesan- Archiv, Band 94, 1974, S. 535.
- 6 Stadtarchiv Eppingen U 44
- 7 Franz Gehrig, vom Königshof zur staufischen Reichsstadt, in: Eppingen, Rund um den Ottilienberg, Band 1, 1979, S 79.
- 8 wie Anmerkung 7, S. 80
- 9 Hermann Wirth, Kirchengeschichte der Stadt Eppingen, Karlsruhe 1879, S. 4
- 10 siehe: Spätmittelalter am Oberrhein. Alltag, Handwerk und Handel 1350 - 1525, Karlsruhe 2001, S.484
- 11 Stadtarchiv Eppingen U 65
- 12 wie Anmerkung 10, S 251 ff.
- 13 Stadtarchiv Eppingen U 70
- 14 wie Anmerkung 9, S 15.

Das Gasthaus „Zum Löwen“ in Richen

Aus der Geschichte einer der ältesten Herbergen des Kraichgau

Bernd Röcker



Werbeanzeige des Gasthauses „Zum Löwen“ 1928

Eine der ältesten Gastwirtschaften im Kraichgau ist zweifellos das Gasthaus „Zum Löwen“ in Richen. In einer Urkunde aus dem Jahre 1456 verlieh Pfalzgraf Otto I. von Pfalz-Mosbach dem Wirt Jörg Maurer seine Herberge in Richen „mit Hofrait, Scheuer, Stallung und Zubehör zu einem rechten Erbe“ gegen einen jährlichen Erb-zins von 5 römischen Gulden, der ihm und seinen Erben am St. Martinstag zu entrichten sei¹. Mit seiner Einsetzung als Wirt musste sich Jörg Maurer verpflichten, dass

er und seine Erben „beides, Häuser mit Scheuer, Stallung, Hofraite mit allen Begriffen zu ewigen Zeiten in gutem Wesen und Bau halten und jederzeit gerüstet sein sollten mit Wein, Hafer, Kost und jeglichem Gesinde und anderem, dass die Gäste versehen werden und bestehen mögen“. Ferner war es ihm und seinen Erben untersagt, das Anwesen aufzuteilen oder Teile zu veräußern. Als Gegenleistung gewährte Pfalzgraf Otto I. „als besondere Gnade“, Jörg Maurer, seine Erben und Nachkommen als Inhaber der Herberge von der Bede und dem Frondienst zu befreien und mit Bau- und Brennholz aus den dem Dorf Richen gehörenden Wäldern zu versorgen. Für den Fall, dass einmal Jörg Maurer oder seine Erben die vertraglichen Verpflichtungen nicht mehr erfüllen können, behielt sich Pfalzgraf Otto I. das Recht vor, seine Herberge in Richen neu zu verleihen.

Auch wenn der Name des Wirtshauses nicht in der Urkunde genannt ist, geht aus der Formulierung „an dem Tore gelegen“ hervor, dass mit dieser „Herberg“ eindeutig das heutige Gasthaus „Zum Löwen“ gemeint ist. Richen war spätestens im 15. Jahrhundert befestigt. Im Süden war das Dorf durch den wasserführenden Schanzgraben und im Norden durch einen weite- ren Graben, den Zwinger, geschützt. Zugang zum Dorf hatte man nur durch ein Tor im Westen und ein Tor im Osten. Und dieses östliche Tor, vor dem die Straßen aus Richtung Sinsheim, Wimpfen und Gemmingen bzw. Stebbach/Streichenberg zusammenliefen, ist mit der Formulierung in der Urkunde „an dem Tore gelegen“



Eckpfosten mit Neidkopf am „Löwen“ in Richen

gemeint. Dass die „Herberg“ nicht erst 1456 errichtet worden ist, sondern vermutlich schon einige Jahrzehnte vorher bestanden hat, lässt sich ebenfalls der Urkunde entnehmen: Sie nennt als vorherigen Inhaber dieser herrschaftlichen Herberge Ettmann Möddelin.

Es gibt noch ein weiteres Indiz dafür, dass es sich bei der Herberge um das Gasthaus „Zum Löwen“ handelt. Wirtshausnamen wie „Zum Löwen“ oder „Zum Adler“ verweisen in der Regel auf das Wappentier der jeweiligen Herrschaft². Und im viergeteilten Wappen des Eigentümers dieser Herberge, des Pfalzgrafen Otto I., befinden sich in zwei Feldern der Löwe und in den beiden anderen Feldern die blau-weißen Rauten. Es kann also kein Zweifel darüber bestehen, dass der Reisende durch diesen Namen darauf hingewiesen werden soll, dass er sich in einer Herberge des Orts- und Geleitherrn aufhält.

Was veranlasste den Pfalzgrafen, eine Herberge, d. h. ein Gasthaus mit Übernachtungsmöglichkeit, gerade in Richen zu unterhalten? Richen, bereits 769 im Lorscher Codex erwähnt und nach dem Aussterben des eigenen Ortsadels im Besitz verschiedener Kraichgauer Niederadelsfa-

milien und für kurze Zeit auch Kaiser Ludwigs des Bayern, wurde im 14. Jahrhundert nach und nach von der Kurpfalz erworben³. 1369 besaß sie bereits die Hälfte des Ortes, 1402 schließlich den ganzen Ort. Bei der Aufteilung der Kurpfalz unter die Söhne Kurfürst Ruprechts III., der 1400-1410 zugleich deutscher Kaiser war, fiel Richen 1410 mit anderen kurpfälzischen Besitzungen des mittleren Elsenztales an Otto I. (1410-1461). Dieser begründete die Pfalzgrafschaft Mosbach und unterstellte seinen Besitz im Kraichgau und damit auch Richen der neu eingerichteten Amtskellerei Steinsberg, die später in das Städtchen Hilsbach verlegt wurde. Noch im 15. Jahrhundert verließ er Richen Marktrechte und hob es damit über die benachbarten pfalzgräflichen Dörfer hinaus.

Das Interesse der Kurpfalz an Richen war vor allem in der günstigen Verkehrslage des Kraichgaurorfes im hohen und späten Mittelalter begründet. Durch Richen verlief die von Mosbach kommende Geleitstraße, die über Eppingen und Bretten nach Weingarten führte, dem südwestlichen Stützpunkt der Pfalzgrafschaft Mosbach, der als Exklave von anderen Herrschaften umgeben war⁴. Nur wenige Kilometer entfernt, durch Stebbach, zog die Twerchstraße, eine wichtige, alte Fernhandelsstraße, die von Heilbronn kommend über Eppingen und Bretten nach Durlach führte und die großen Handelsstädte in Franken mit denen im Elsass und in Frankreich verband.

Die Lage an dieser auch als Geleitstraße dienenden Twerchstraße wirkte sich positiv auf die Entwicklung Eppingens aus. Ihr verdankt Eppingen die frühe Staderhebung vor 1200 durch die Staufer, denn der Fernverkehr bedurfte etwa alle 20 bis 30 km einer sicheren Übernachtungsmöglichkeit für die Reisenden, vor allem für hohe weltliche und geistliche Würdenträger und die Kaufmannszüge, und diese Sicherheit boten nun einmal für größere Reisegruppen nur die ummauerten Städte. Dass Eppingen für die Beherbergung von Reisenden gut gerüstet war, zeigt eindrucksvoll eine Stiftungsurkunde von 1392. In ihr stiften Heinrich Eppinger, zugleich Pfarrer an der Stadtkirche und Landdekan in Bretten, und



Der Wirt oder Gastgeb nach einem Kupferstich von Erhard Schön

Eppinger Bürger eine gut ausgestattete Priesterpräbende auf den hl. Kreuzaltar. Darin werden unter den Stiftern nicht weniger als 8 Inhaber von Herbergen genannt: „... von der Herberg, die des Würzen war, ... Conr. Kunsel ... von seiner Herberg, ... von dem Haus von Swicker Fischers Herberg, ... der Kistner von Elsenz Erben ... von ihrer Herberg, Albr. Metzler ... von seiner Herberg, die des Gebers war, ... Schnider ... von seiner Herberg, an Schwicker Hembergers Herberg gelegen, ... Fritzler Dumman ... von seiner Herberg...“^{4a}. Da Swicker Hemberger nicht als Stifter, sondern nur als Angrenzer erwähnt wird, kann man davon ausgehen, dass auch noch andere Inhaber von Herbergen für die Priesterpräbende nichts stifteten und dass es um 1400 in Eppingen mit größter Wahrscheinlichkeit insgesamt mehr als 8 Herbergen gab.

Noch wichtiger als diese Ost-West-Verbindung wurde aber für Richen im 15. Jahrhundert die sog. Kreuzstraße. Auf ihr zogen die oberdeutschen Kaufleute über den württembergischen Verkehrsknotenpunkt Cannstatt zur Messe nach Speyer und vor allem zur wichtigsten deutschen Messe nach Frankfurt am Main. Hinter Brackenheim teilte sich diese Route über den Heuchelberg. Die eine Strecke führte über Stetten nach Gemmingen, die

andere über Niederhofen und über die Pflästersteige nach Stebbach. Beide Strecken vereinigten sich auf der Gemarkung der Burg Streichenberg⁵. Von dort aus verlief diese Handelsroute weiter über Richen, Sinsheim und Wiesloch nach Speyer und Frankfurt. Auch wenn Kurfürst Friedrich I. durch einen Vertrag mit Württemberg erreichte, dass ab etwa 1450 die Kaufleute aus Oberdeutschland und der Ostschweiz den Weg von Canstatt über Bretten nach Frankfurt nehmen mussten, blieb die Heuchelberg-route weiterhin Zollgeleitstraße.

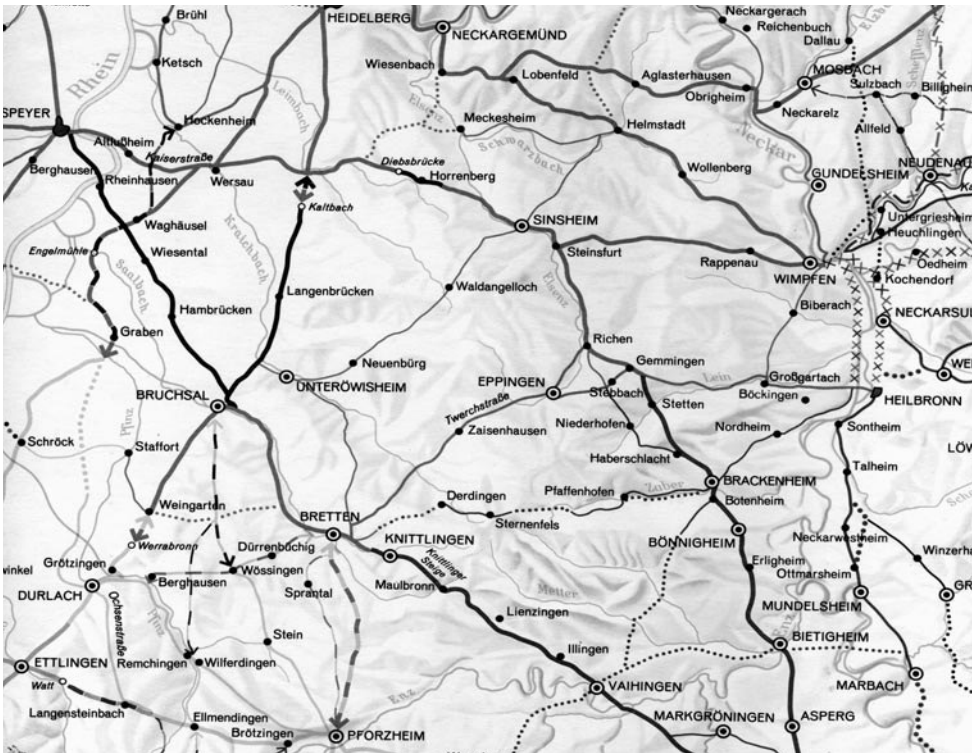
Die territorialen Erwerbungen der Kurpfalz im Kraichgau seit dem 14. Jahrhundert, insbesondere im mittleren Elsenzthal, aber auch im westlichen Kraichgau im Raum Bretten, Heildesheim und Weingarten, standen in engem Zusammenhang mit dem Bestreben, den erst nach dem Ende der Stauferzeit stark zersplitterten kurpfälzischen Besitz zu erweitern und zu arrondieren. Ein weiteres Motiv waren die Geleitsrechte, die die Kurpfalz im Kraichgau besaß und noch weiter auszubauen versuchte. Gerade der Kraichgau war schon immer wegen seiner Lage zwischen den verkehrsun günstigen Mittelgebirgen des Schwarzwalds und des Odenwalds eine ausgesprochene Durchgangs-

landschaft. Nicht nur der Ost-West-Verkehr zwischen dem Elsass und Frankreich einerseits und Franken und Böhmen andererseits war auf den Kraichgau ausgerichtet, sondern auch der Verkehr aus Richtung Nordwesten von den Messestädten Köln und Frankfurt in Richtung Südosten zu den oberschwäbischen Reichsstädten und nach Italien verlief durch den Kraichgau.

In kaum einer anderen deutschen Landschaft war infolgedessen die Geleitstraßendichte größer als im Kraichgau ⁶. Das Geleit, ursprünglich ein Königsrecht, ging, im späten Mittelalter an die Territorialherrschaften über, im Kraichgau an die Kurpfalz. Das Geleit gewährte Reisenden, wie z. B. Gesandten, den vor Gericht Geladenen, kirchlichen Würdenträgern, Standespersonen, Pilgern, Juden und Zigeunern, aber auch Kaufleuten Schutz. In der Regel war es mit einem bestimmten Ziel, z. B. dem

Messe- oder Marktort, den die Kaufleute aufsuchten, verbunden. Galt anfänglich der Schutz meist für das ganze Gebiet, durch das die unter Geleit stehenden Personen „durchgeleitet“ wurden, schrieb man im Laufe der Zeit bestimmte Wege als Geleitstraßen vor, von denen man nicht abweichen durfte.

Der Geleitenschutz wurde im Allgemeinen durch ein Privileg gegen ein bestimmtes Entgelt gewährt. Für Einzelpersonen wurde das Geleit meist in Form eines Geleitzettels, auch Taschengeleit genannt, erteilt. Es hatte bereits schützende Wirkung. Wenn trotzdem dem Reisenden, zum Beispiel durch einen Überfall, Schaden zugefügt wurde, musste der Geleitherr dafür haften. Bei der Durchreise fürstlicher Personen, beim Durchzug von Truppen oder von Kaufleuten, die auf dem Weg zu oder von der Messe auf ihren Wagen wertvolle

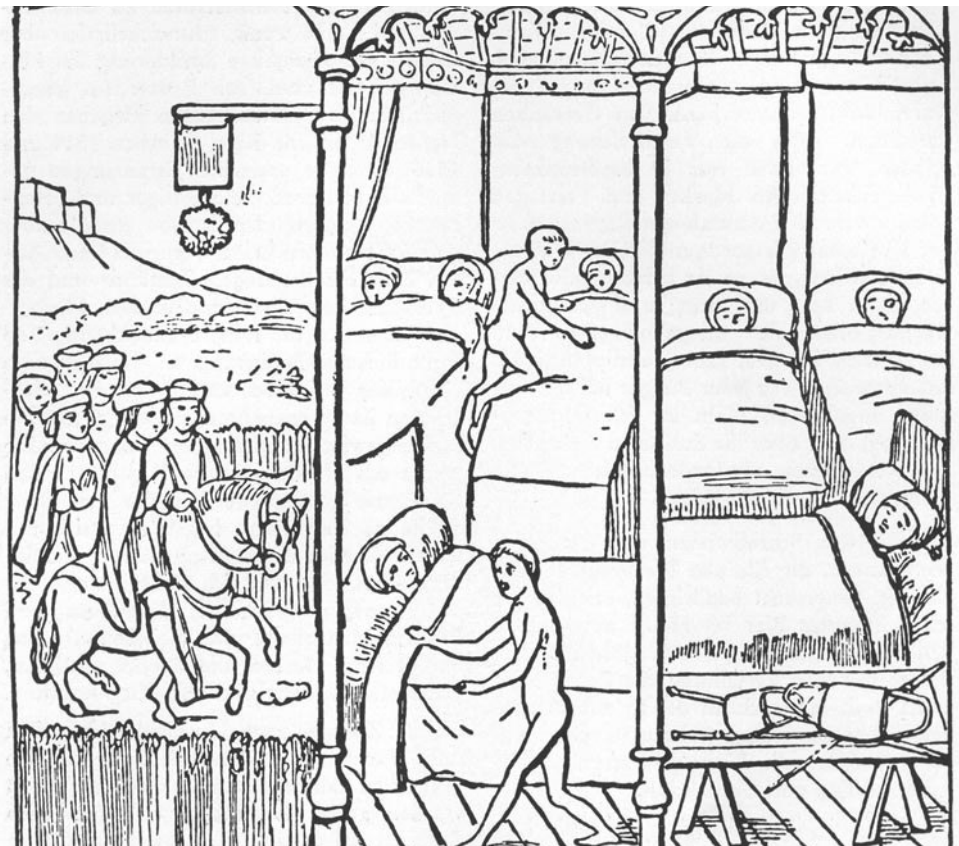


Geleitstraßen im Kraichgau (nach Historischem Atlas Baden-Württemberg, Karte XI/I)

Waren mit sich führten, wurde deshalb das Geleit durch bewaffnete Mannschaften ausgeübt. Zwischen Gemmingen/Stebbach, wo die Pfalzgrafschaft Mosbach das Geleit von Württemberg übernahm, und Sinsheim waren die Amtsmänner der pfälzischen Amtskellerei Steinsberg (später Hilsbach) für den Geleitschutz entlang der Geleitstraße verantwortlich ⁷. Derjenige, der den Geleitschutz verletzte, musste mit harten rechtlichen Sanktionen rechnen. Dies verspürte auch Konrad von Weinsberg, als er in Sinsheim, das ihm Pfalzgraf Otto I. kurzfristig als Pfand überlassen hatte, 1428 einen oberschwäbischen Kaufmannzug überfiel und gefangen nahm ⁸. Konrad von Weinsberg verlor an Pfalzgraf Otto I., dem Geleitsherr auf dieser Strecke, nicht nur Sins-

heim als Pfand, sondern auch seine Stadt Weinsberg sowie sein Dorf Schluchtern, das bis 1803 in pfälzischem Besitz blieb.

Das Herrengelait, d. h. der Schutz von Kaufmannszügen durch herrschaftliche Reiter, sollte sicherlich auch den eigenen Herrschaftsanspruch demonstrieren. Doch noch wichtiger war, auf diese Weise die Kaufmannszüge mit ihren kostbaren Waren auch an die richtige, nämlich die eigene Zollstätte zu bringen. Denn der Warencoll brachte neben dem Geleitgeld eine zusätzliche Einnahme für die herrschaftliche Kasse. Eine solche Zollstation befand sich auch in Richen vor dem östlichen Tor der Ortsbefestigung ⁹.



Alte Herberge (Holzschnitt)

Links: Ankunft von Gästen

Rechts: Schlafsaal



Kapitell der Holzstütze im Wirtsraum mit Neidköpfen

Der Geleitsherr war verpflichtet, denjenigen, die unter seinem Schutz auf den Geleitstraßen reisten, auch Übernachtungsmöglichkeiten zu bieten. Dies galt sowohl für den Alleinreisenden als auch für einen ganzen Kaufmannszug. Dazu bedurfte es auch der Stallungen und Scheunen, von denen in der Urkunde die Rede ist. Deshalb verbot Pfalzgraf Otto I. dem Wirt und seinen Erben, die Herberge samt Nebengebäuden aufzuteilen und einzelne Teile zu verkaufen.

Allzu große Erwartungen hinsichtlich des Komforts und der Hygiene durfte der Reisende allerdings an die Herbergen in jener Zeit nicht stellen¹⁰. In der Regel gab es nur einen großen Schlafsaal mit Betten, in denen mehrere Menschen ohne Rücksicht auf das Geschlecht schliefen, auch wenn sie sich vorher nicht kannten. Auf frische Bettwäsche konnte der Reisende damals ebenso wenig hoffen wie auf einen Nachtopf und eine Wasch- oder Badegelegenheit im Schlafsaal. Wer nachts seine Notdurft verrichten musste, tastete sich im Dunkeln auf den Hof oder in den Stall. Dass es auf dem Rückweg im Dunkeln zu ersehnten oder auch peinlichen Begegnungen kommen konnte, davon darf man ausgehen. Schlafanzüge waren ebenso unbekannt wie Nachthemden. Man schlief nackt. Gerade in kalten Jahreszeiten war man deswegen auch auf die Körperwärme des Bettgenossen angewiesen.

Wechselhafte Geschichte

Das Anwesen des Gasthauses „Zum Löwen“ erlebte bis heute eine wechselhafte Geschichte. Das Fachwerk des Gasthauses weist mit dem fränkischen Mann und zwei Andreaskreuzen im zweiten Obergeschoss typische Figuren der Renaissance auf und kann deshalb in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts datiert werden¹¹. Es ist demnach der Nachfolgebau der in der Urkunde von 1456 genannten Herberge. Vielleicht genügte das Raumangebot des alten Gebäudes nicht mehr den Anforderungen und wurde deshalb zugunsten eines stattlicheren Baus abgerissen.

Unter den Truppendurchzügen des Dreißigjährigen Kriegs sowie des Pfälzischen Erbfolgekrieges und der Armut jener Jahrzehnte scheint das Gasthaus erheblich gelitten zu haben. Eine Aufstellung der Herrschaftsgüter in Richen um 1670 nannte u. a. „eine alte verfallene Wirtsherberg samt einem alten, gar baufälligen Stall“¹². Die Scheune dagegen befand sich in gutem Zustand und wurde von der Herrschaft und anderen Zehntherrn als Zehntscheune verwendet. Den jährlichen Zins in Höhe von 5 Gulden, den der Inhaber der Herberge nach der Urkunde von 1456 an die pfälzische Amtskellerei in Hilsbach zu entrichten hatte, wurde daher von der Gemeinde übernommen. Der Grund dafür könnte möglicherweise auch sein, dass wegen des Krieges und seiner Folgen, aber auch wegen des stark zurückgegangenen Reiseverkehrs der Wirts- und Herbergsbetrieb im „Löwen“ für einige Zeit eingestellt worden war.

Während der Napoléonschen Kriege waren französische Truppen in Richen einquartiert. Der damalige Löwenwirt Konrad Gebhardt führte genau Buch über die Lieferungen an die Offiziere. 383 Gulden, die zum größten Teil auf den Ausschank von rund 500 Liter Wein und Brantwein in ca. 7 Monaten gingen, forderte er nach dem Ende der Einquartierung von der Gemeinde. Auch der katholische Pfarrer Peez präsentierte der Gemeinde eine größere Rech-

nung für die von den Franzosen geforderten und von ihm gelieferten Delikatessen ¹³.

Im Jahre 1826 konnte der damalige Besitzer des „Löwen“, Paul Heuberger, in einem Vertrag mit dem fürstlichen Rentamt Hilsbach den bisherigen jährlichen Grundzins von 5 Gulden und 3 Kreuzern durch eine einmalige Zahlung von 101 Gulden an die fürstliche Domänenkammer ablösen. Damit gelangte das Gasthaus in den Privatbesitz dieser Familie ¹⁴.

Nach dem die Gemeinde den durch das Privileg des Pfalzgrafen Otto seit altersher kostenfreien Bezug von Holz zur Beheizung der Fremdenzimmer seit 1773 dem „Löwen“ verweigert hatte, verklagte der Wirt Paul Heuberger diese. Am 28. Februar 1826 entschied das Gericht zugunsten des Wirts. Die Gemeinde musste daraufhin das Holz für die Jahre 1773-1826 sogar nachliefern ¹⁵.

Kurz vor dem 1. Weltkrieg erwarb Wilhelm Mühling den "Löwen" von der Familie Heuberger. Durch eine Modernisierung des Betriebs und Umbauten vor allem der Nebengebäude, in denen er ein Tanz- und Vereinslokal mit einer Bühne und eine Metzgerei einrichtete, passte Mühling sein Gasthaus den veränderten Ansprüchen an. Nur

so konnte er gegen die konkurrierenden Wirtschaften am Ort - noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts gab es deren sieben, darunter je zwei Bierbrauereien und Weinwirtschaften - bis auf den heutigen Tag bestehen. Inzwischen führt die Familie Mühling den "Löwen" in der vierten Generation.

Auch wenn die Zahl derjenigen, die zum freien Bezug des Bürgerholzes nach und nach ausstirbt, das Gasthaus "Zum Löwen" in Richen behält auch in Zukunft dank des Privilegs des Pfalzgrafen Otto I. das Recht auf kostenlosen Holzbezug. Vielleicht spürten die Besitzer des "Löwen" wegen ihres Privilegs und der Größe ihres Anwesens schon von Anfang an den Neid der Dorfbewohner und ließen deshalb einen Neidkopf am Eckposten des ersten Obergeschosses und im Kapitel der Holzstütze in der Wirtsstube sogar vier Neidköpfe anbringen, um sich auf diese Weise vor dem Unheil, das neidische Blicke den Bewohnern des Hauses bringen sollen, zu schützen ¹⁶. Nach Aussage des Wirts stand ursprünglich auch im ersten Obergeschoss eine Holzstütze mit vier Neidköpfen; diese seien allerdings vor einigen Jahrzehnten abgeschlagen worden.

- 1 Heinrich Meny: Aus meiner Heimat. Die Geschichte des Dorfes Richen, ein Ortsbuch für Haus und Schule, Eppingen 1928, S. 104f.
- 2 Norbert Ohler: Reisen im Mittelalter (= dtv Band Nr. 30057), München (3. Aufl.) 1993, S. 130
- 3 Das Land Baden-Württemberg. Amtliche Beschreibung nach Kreisen und Gemeinden, Stuttgart 1980 ff., Bd. IV, S. 74f.
- 4 Meinrad Schaab: Geleitstraßen um 1550, in: Beiwort zum Historischen Atlas Baden Württemberg, Karte X/I, S. 2
- 4a Hermann Wirth: Kirchengeschichte der Stadt Eppingen. Festgabe zur Einweihung der neuen evangelischen Stadtkirche am 23. März 1879. Karlsruhe 1879, S.4, Anmerkung
- 5 Wolfgang Ehret: Dorf Stebbach und Burg Streichenberg, Gemmingen o. J. (1998), S. 115
- 6 wie Anm. 4, S. 8 und 167 wie Anm. 1, S. 131 f.
- 8 Michael Rothmann: Der Täter als Opfer. Konrad von Weinsbergs Sinsheimer Überfall im Kontext der Territorial- und Reichsgeschichte, in: Kurt Andermann: „Raubritter“ oder „Rechtshaffene vom Adel“? (= Oberheinische Studien, Bd. 14), Sigmaringen 1997, S. 31 ff.; Meinrad Schaab: Geschichte der Kurpfalz, Bd. 1, Stuttgart 1988, s. 155
- 9 wie Anm. 1, S. 135
- 10 wie Anm. 2, S. 131 ff.
- 11 Erwin Huxhold: Die Fachwerkhäuser im Kraichgau. Ein Führer zu den Baudenkmälern (= Sonderveröffentlichung des Heimatvereins Kraichgau Nr. 5), Sinsheim 1993 (2. Aufl.), S. 217
- 12 wie Anm. 1, S. 105
- 13 wie Anm. 1, S. 105
- 14 wie Anm. 1, S. 105f.
- 15 wie Anm. 1, S. 106
- 16 Bernd Röcker: Neidköpfe im Kraichgau, in: Kraichgau - Beiträge zur Landschafts- und Heimatforschung, Folge 16 (1999), S. 349f. und S. 354

DAS FACHWERKHAUS LEIERGASSE 9

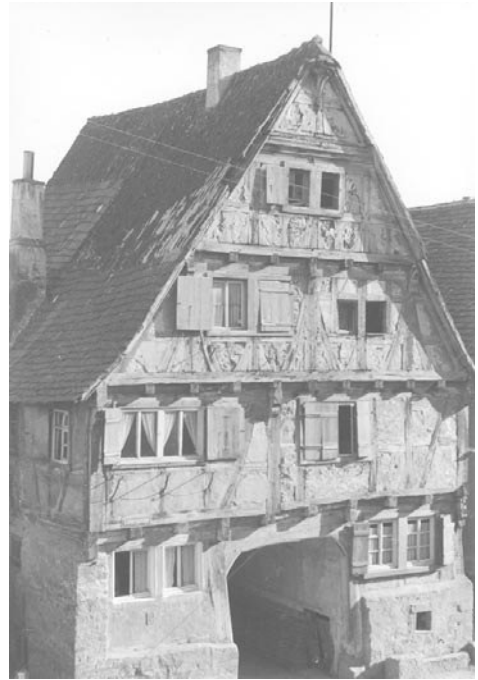
Mit Erkern und „Schwalbennest“

Edmund Kiehnlé

Im Sommer 1954 war das verlotterte Haus dran; es war geglückt, die nicht gerade mit irdischen Gütern gesegneten vier Teileigentümer für eine Instandsetzung zu gewinnen, unterstützt durch Zuschüsse der öffentlichen Hand, wobei das Staatl. Amt für Denkmalpflege Karlsruhe wie immer das Meiste gab und die Landeskreditanstalt für Wohnungsbau in Karlsruhe solche Vorhaben mit einmalig günstigen Instandsetzungsdarlehen förderte. Bei so vielen Eigentümern war das Zuteilen der Mittel und das Abrechnen der Kosten naturgemäß äußerst kompliziert.

Eigentümer der Fassadenanteile waren (von der Straße aus gesehen) vorne rechts Wilhelm Frank, Bahnarbeiter (später städt. Arbeiter und Vorsitzender des Gesangvereins Frohsinn), vorne links Emil Zaiss, Friseur in Mannheim, und Elsa Zaiss, Stütze in Wiesbaden (vermietet an Staudacker), im Obergeschoss vorne links Sofie Ehehalt, Straßenwartswitwe (später Fritz Ehehalt, Schreiner), rechts Elise Edel (geschiedene Ehefrau des Arbeiters Karl Müller), und im Speichergiebel gingen die Anteile entsprechend durcheinander. Es musste z. T. auch neu ausgeriegelt und Teile der Decke des Kriechkellers erneuert werden, während des Bewohnens!

Am Ende staunten die Eppinger über den schmucken Fachwerkgiebel, der von der Brettener Straße her im Blickpunkt der Ölgasse stand (Point de vue). Und eine Dichterin, die in ihrer Jugend die altersgraue Stadt erlebte, schrieb später: „Sicher hat man damit nicht nur die alten Häuser



August 1949, herunter gekommene Fassade des Gemeinschaftshauses (Foto Kiehnlé)

von ihrem Verputz befreit, sondern auch deren Bewohner von einem nicht ganz glücklichen Image“.

Zweistöckiges Fachwerkhaus, Sockelstock massiv, mit dreistöckigem Giebel, der fränkisches Fachwerk in reicher Profilierung mit einem geschnitzten Firstkelch zeigt, der in der Gegend einmalig ist und zu dem die Eppinger „Schwalbennest“ sagten (wie sie auch das Haus „Kesselbrühschloss“ taufte). Jedes Stockwerk krägt zur Leiergasse vor. Früher winters bei Schlittenrekordfahr-

ten gelangten wir bis in die mittige Durchfahrt. Der massive Unterstock ist nur ein ebenerdiger Kriechkeller, der s. Zt. absichtlich so angelegt wurde, weil man jährlich mit Hochwasser der nahen Elsenz rechnen musste. Da die Leiergasse seit 1912 kanalisiert und die ehemalige Elsenz seit 1960 nur noch ein trockener Graben ist, könnte man den Boden nun tiefer legen. Die Bauzeit ist mit 1550 - 1600 anzusetzen.

Der zweite Stock wurde beim Einbau jüngerer Fenster verunstaltet. Seine alemannische Pfostensetzung, noch im 16. Jhd., passt zur Länge der Stichbalken im Dachgebälk zum Giebel, die nicht wie sonst im Fränkischen über ein Feld, sondern über zwei Felder durchgehen. Der Giebel krägt zunächst um Balkenkopfbreite und weiter oben mit kräftigen Querprofilen vor. Die Längstrennwand im 2. Stock sitzt außermittig, da im ursprünglich fränkischen Grundriss die große Eckstube nicht fehlen durfte. Dagegen setzte der Zimmermann im Dachraum die Längswand unbefangen in die Mitte. Ursprünglich standen hier nur Mittelpfosten unter einem Längsunterzug.

Der erste Dachstock besitzt einen zweifach liegenden Stuhl, dessen (entfernte) Spannriegel in unterschiedlicher Höhe angesetzt waren. Im 2. Dachstock ist die Aussteifung nur längsorientiert bei stehenden Pfosten in der Mittelwand, die den Hahnenbalken in der Mitte unterstützt, was der geringen Spannweite wegen nicht nötig gewesen wäre; das hat dem Zimmermann aber das Aufschlagen erleichtert.

Das 57 Grad steile Dach war zu einen Viertel vorne oben noch mit den alten Eppinger Hohlziegeln (Nonnen) gedeckt. Die Speichertreppe besteht aus Blockstufen.

Spätere Notzeiten führten durch Aufteilungen zum Grundrisswarr, wie weiter oben bei den Fassadenanteilen beschrieben. Im alten Grundbuch ist die entsprechende Nutzung von Dachraum und Schopfen genau geregelt. Auch der in Mannheim ausgebombte Friseur Zaiss hatte noch Unterkunft gefunden. Durch die Lebensumstände bedingt, leerte sich das

Haus langsam, bis ein Treuhänder es verwaltete und es 2001 vom westlichen Nachbarn übernommen werden konnte. Die geringen Stockhöhen von nur 1,97 m oder gar 1.53 m - ein Sonderfall in Eppingen - sparen zwar Heizung und lassen sich durch Tieferlegen der Decke des Kriechkellers mildern. Das Anpassen an den heutigen Wohnstandard wird aber viel Phantasie und Geld kosten. Und der Denkmalschutz will auch beachtet sein.

Eine Besonderheit: An der Rückseite befanden sich zwei große rechteckige Erker, der westliche auf massivem Unterbau, der ostwärtige frei auf zwei Streben angehängt. Nach dem Motto in Eppingen darf es keine Erker geben, verschwand letzterer still und heimlich (vgl. 176. RNZ v. 2.8.2004), aber mit Duldung des Stuttgarter Landesdenkmalamtes, ein Skandal! In der Iltlinger Strasse in Richen hängen allerdings noch zwei Erker an der Vorderseite eines Doppelhauses und leider überputzt.

An der Ostseite steht ein jüngerer Backsteinanbau, unten Stall, oben Wohnraum. An der Südseite des Hofes zu den Gärten steht in Traufstellung ein nunmehr selbstständiges schmuckes Wohnhaus (Franz Lepschi aus Böhmen), in dem sich früher eine Molkerei (Wilhelm Frank) befand.

Der neue Eigentümer (Bernhard Mairhofer) führte Ende 2004 dringend nötige Holzinstanzsetzungen durch, besonders an der Giebelbekrönung. Das nun stehende Gerüst nützte er zu einfachen Malerarbeiten. Hof- und Westseite blieben unberührt und zeigen so weiterhin das Hell-Dunkel der Fachwerkinstandsetzung aus 1954, braun für die Riegelhölzer und weiß für die Gefache, also einen immerhin 50 Jahre alten Anstrich. Nun wurde das vordere Stück der Ostseite einfach auch über das Holz und die paar Stellen ohne Putz herunter geweißelt. Der die Ölgasse hinauf grüßende Nordgiebel erhielt Weiß für die Gefache und Gelb für das Holz. Um das helle Gelb gegen das Weiß der Gefache zu trennen, musste ein dunkelgrauer Randstrich aufgemalt werden, den man bei kräftiger

Balkenfarbe eigentlich nicht bräuchte. Dunkelgrau sind auch einige Architekturglieder schwach abgesetzt. Es stand noch rotbraun zur Wahl; nach Beratung durch das Landesamt für Denkmalpflege fiel das Los auf Gelb, ein interessantes Experiment, das aber weit hinter den Möglichkeiten des Eppinger Farbsystems zurück bleibt. An dieser Stelle, wo es aus städtebaulichen Gründen auf die jetzt fehlende Fernwirkung ankommt, ein Unding.

Im berühmten Dinkelsbühl - übrigens wie Eppingen im Staufervertrag von 1188 genannt - werden bei der Farbgebung „neben dem historischen Befund auch die Wünsche des Bauherrn und die Farbe der Nachbarhäuser berücksichtigt“. Aber das ist in Bayern, und in der Fachwerkstadt

Eppingen wurde das Fachwerk eines Nachbarhauses womöglich mit Sanierungsmitteln zugeputzt. Eine amtliche Ausrede dafür hat man natürlich, die jedoch im krassen Gegensatz zu den sonstigen Ansichten des Denkmalamtes steht. Diese besagen, man müsse so erhalten, wie es auf uns gekommen ist. Abgesehen davon bedeutet jedes Zuputzen alten Fachwerks eine Vertuschung der auftretenden Probleme und führt zu weiteren Bauschäden. Zwischen beiden Objekten steht kerzengerade eine alte, stattliche Fachwerkscheuer, die einmal bläulich gekalkt wurde und geradezu nach Instandsetzung und Ausbau zu Wohnungen schreit. Städtebaulich hätte alles zusammen eine interessante anschauliche Fachwerkzeile ergeben.



Nach der schwierigen Instandsetzung 1954 im Eppinger Farbsystem, Foto vom April 1984. Man beachte den Giebelknauf an der Spitze. (Foto Kiehnele)



Translozierung einer spätmittelalterlichen Rauchküche aus Kleingartach ins Eppinger Museum auf der Raußmühle

Frank Dähling

Schon vor mehr als 400 000 Jahren waren Menschen in der Lage, „gefundenes Feuer“ (meist durch Blitzschlag entstanden) zu bewahren und kontrolliert zu nutzen. Das heilige Feuer war ursprünglich Eigentum der Götter, und die Erkenntnis, dass das dem Menschen so gefährliche und feindliche Feuer auch einen erhaltenden, wärmenden und leuchtenden Charakter hatte, wenn man es beherrschte, ging einher mit einer Schuldvorstellung, die sich im griechischen Mythos vom frevelhaften Raub des Prometheus niederschlug.

Das Feuer wurde zu einem religiösen Ursymbol der Menschheit, das noch immer von zentraler Bedeutung in den verschiedenen Kulturen erscheint. Grablichter und Ampeln sollen Dämonen und Geister vertreiben, und im „ewigen Licht“ der katholischen und orthodoxen Kirche wie auch in der Synagoge brennt es als Symbol der Gegenwart Gottes. Die Naturvölker kennen Feuerkulte, Indianer Nordamerikas beten es an, bei den Hereros Afrikas hüten es die Häuptlingstöchter. Die Germanen ließen das Dämonen abwehrende Herdfeuer nie



Abgerissenes Umlandhaus in Eppingen-Kleingartach

ausgehen. Kranke wurden in die Nähe des Feuers gelegt. Beim Neubau eines Hauses musste das Herdfeuer mit einem brennenden Scheit aus dem Vaterhof entzündet werden. In den hinteren Ecken des Herdplatzes standen die Stelen der Ahnen- und Götterfiguren.

Erst in der Mitte des 19. Jahrhunderts werden Schwefelhölzer allgemein zum Entzünden von Feuer genutzt. Bis dahin war der Gebrauch des Schlagfeuerzeugs, der Feuerpumpe, des Feuerpflugs, der Feuersäge, der Strick-, Drill- und Bogenbohrer üblich.

Die ersten Feuer brannten außerhalb der Wohnhöhlen in einer Grube mit Steinen umlegt. Glutkerne wurden mit Asche und Erde bedeckt und die Sauerstoffzufuhr so begrenzt, dass sich das Feuer noch nach Tagen durch Blasen oder Fächeln entfachen ließ. In den germanischen Langhäusern war über der Feuerstelle eine Öffnung im Dach, durch die der Rauch hinausziehen konnte. Um das Aufsteigen der Funken zu verhindern, hing über der Feuerstelle eine meist hölzerne Haube, die mit Lehm beworfen war.

Nach der Entwicklung von kleinen Lehmbacköfen baute man größere steinerne Öfen hinter einer Feuerwand, die zwei steinerne Schieber besaß, um die Hitze des Steins durch Verschließen länger im Ofen zu erhalten. So rückte die Feuerstelle von der Mitte des Raumes an die Wand. Die aus gebrannten Ziegeln oder Natursteinen gemauerte Feuerwand lag meist in der Mitte des Hauses (auch im ersten Stock), um die abströmende Wärme gleichmäßig im ganzen Gebäude zu verteilen. Häufig befand sich der kniehohe, später bis zu knapp einem Meter hoch gemauerte Herd, auf dem das Feuer für das tägliche Kochen und Braten entzündet wurde, direkt neben den Backofenlöchern an die Feuerwand gemauert. So konnte der Rauch des Feuers und das Rauchgas des Backofens direkt in die Rauchhaube steigen und sich von dort aus einen Weg durch einen Schlitz im Gefache der Wand in die oberen Etagen

suchen, was gleichzeitig die Balken vor Schädlingsbefall bewahrte.

Diese Koch- und Backanlagen in den Bauernhäusern Europas werden Rauchküche oder Schwarzeküche genannt. Ihr Ende beginnt mit dem Einbau von Kaminen, die, aus den italienischen Städten kommend, sich mehr und mehr verbreiteten. Da die Kamine die Funken des Feuers aber nach außen über das Dach hinausfliegen lassen, setzt der Einbau allerdings Tonziegeldächer voraus, die in den eng bebauten Städten allmählich vorgeschrieben wurden. Ab dem 18. Jahrhundert brannten die Feuer immer mehr in geschlossenen, gemauerten oder eisernen Herden, die an Kamine angeschlossen waren. Das Feuer war nicht mehr sichtbar.

Bei flüchtigen, manchmal auch genaueren Bauuntersuchungen in Bauernhäusern des Kraichgaus sind mir immer wieder Reste von Feuerwänden, zugemauerte Löcher von Backöfen und Bruchstücke von Steinschiebern, die teilweise im Haus irgendwo vermauert waren, aufgefallen. Irgendwann habe ich angefangen, die Fragmente zu retten, die jetzt schon ein kleines Lapidarium der alten Küchenkultur darstellen.

In Stebbach stand direkt neben der Kirche ein kleines Bauernhaus, das längst abgerissen ist. Darin war ein vollständig erhaltener Herd mit Geschirr darauf, Feuerwand und Steinschieber mit Rauchhaube, alles gut erhalten und wohl auch bis ins 20. Jahrhundert genutzt. Der obere kleine Schieber lag irgendwann auf einem Haufen Schutt. Das Haus war abgerissen worden, bevor ich mich mit den Besitzern in Verbindung setzen konnte (Wo war das Denkmalamt?).

Um 1993 habe ich mit Freunden das älteste Haus von Wollenberg abgebaut. Eigentlich war es für eine Translozierung in ein Freilichtmuseum vorgesehen, aber Besitzer und Museum haben sich nicht geeinigt. In diesem Haus stießen wir auf eine zugeputzte Feuerwand mit einem zerbrochenen Schieber. Beim Abriss des Backofens kam ein Backstein mit dem Abdruck einer linken

Kinderhand zum Vorschein. Dies ist auf einen Brandschutzzauber zurückzuführen. Ebenso magische Bedeutung hatte die vermutlich lebendig eingemauerte Katze, die in einem Hohlraum unter dem Ofen lag. Bei Grabungen im Lehmboden wurde eine Feuerstelle mit Knochen und Scherben in ca. 30 cm Tiefe entdeckt. In Elsenz, Hilsbach, Eppingen, Zaisersweiher und Kleingartach kamen immer wieder Fragmente zu Tage, die auf eine Rauchküche schließen lassen.

1996 wurde das Haus Uhlandstraße 3 in Kleingartach abgerissen. Es gehörte mit etlichen anderen Häusern zu einem vollständig erhaltenen Straßenzug aus dem 16., 17. und 18. Jahrhundert. Schweineställe, Kellertüren, Scheuern und Misthöfe, Backhaus und Gärten erzählten vom Leben vor der Industrialisierung. Mit diesem Abriss und etlichen weiteren verschwundenen Zeugen des bäuerlichen Lebens ist ein extremer Verlust an über die Zeiten des 30-jährigen Krieges und der folgenden Zerstörungen geretteten Kulturgutes verbunden. Die für das Gebäude mit der ungewöhnlich

gut erhaltenen Rauchküche vom Denkmalschutzamt verlangte Bauaufnahme mit der Genauigkeitsstufe II stellt fest, dass die Ökonomiegebäude, in denen sich die Rauchküche befand, nicht begehbar seien und deshalb auf die Bauaufnahme verzichtet werden müsse.

Dem widerspricht die noch wesentlich gefährlichere Translozierung, die kurz vor dem Abbruch vom Heimatverein Eppingen und Freunden der Raußmühle durchgeführt wurde. Außerdem wurde nicht hinterfragt, warum im so genannten Remisengebäude eine steinerne Inschrift vor der Bauaufnahme verschwunden war, deren Text durch falsche Lagerung heute nicht mehr lesbar ist. Ebenso erstaunlich ist es, dass ein Stein mit der Jahreszahl 1602 und zwei gekreuzten gotischen Schlüsseln nicht entdeckt wurde. Lediglich die Datierung des Kellereingangs von 1733 ist aufgenommen.

Um den drohenden Abriss des hochrangigen Kulturguts zu verhindern, habe ich am 27. Januar 1996 in der Eppinger Zeitung folgenden Artikel geschrieben:



Die Wand der Kleingartacher Rauchküche mit den beiden Öffnungen (Foto: Andreas Veigel)

Wo die Vorfahren Lebensmittel haltbar machten

Vor Jahrhunderten haben die Menschen hier gekocht und geheizt. Eine alte Rauchküche ist jetzt in einem alten Bauernhof des Eppinger Stadtteils Kleingartach entdeckt worden.

Johann Georg Leutmann dachte 1735 in seinem Werk „Vulcanus Famulus oder Sonderbare Feuer-Nutzung“ über Nachtlampen, Windöfen und Wärme durch Brennspiegel nach und machte für die damalige Zeit schier unglaubliche Verbesserungsvorschläge. Damals war die durch Zufall bis in die heutige Zeit herübergerettete Back-, Koch- und Rauchanlage am Anfang der Kleingartacher Umlandstraße sicher schon mehr als 100 Jahre veraltet.

In einer Bauernhofanlage mit U-förmigem Grundriss überrascht das von außen fast unscheinbar wirkende Wohn-Stall-Nebengebäude mit mächtigem Kellereingang und einer steinernen Wein- und Mostpresse völlig. In eine Bodenplatte ist der Ablauf auf die Straße eingemeißelt, im ersten Stock gibt es eine kleine Rauchküche mit Kaminhut. Bei einem Rundgang durch das verwohnte, jedoch erhaltenswerte Bauernhaus kam in dem Nebengebäude die Feuerwand einer Rauchküche hinter Gerümpel von Autoreifen, Obstspritzen und Utensilien zur Weinbergbeheizung zum Vorschein.

In der gemauerten, nur noch im oberen Bereich mit Lehm verputzten Wand existieren in Hüfthöhe zwei übereinander liegende Öffnungen, die durch eine große und eine kleine Steinplatte verschlossen und geöffnet werden können. Die kleine obere besitzt einen rundlichen Griff in einer Vertiefung, die größere untere eine gitterförmige Aushauung, um sie mit zwei Händen verschoben zu können. Es handelt sich dabei um gut gemachte Steinmetzarbeiten.

In der linken oberen Ecke der Wand ist eine lehmverputzte Öffnung, durch die der Rauch der Hinterladeranlage in die Küche zurückziehen konnte. Dort fingen er und etwaige Funken sich unter einem großen Rauchhut, auch Raa oder Harsch genannt. Er besteht aus mit Ziegelsteinen und Fuß-

bodenplatten belegten eichernen Staken, deren raue Oberfläche auf einen Lehmverputz hindeutet, der allerdings nicht mehr vorhanden ist. Rauch- und Rußspuren verweisen auf eine weitere Benutzung der Anlage auch noch, als der Putz bereits heruntergefallen war.

Außer einem Fenster und einem schmalen Schlitz über der Tür gibt es keinen Abzug für den Rauch. Dieser wurde genutzt, um Lebensmittel haltbar zu machen. Das ganze Stockwerk ist stark geschwärzt, der Ruß tief in die Lehmwickel der Decke eingedrungen. Vom vermutlich kleinen kuppel- oder tonnenförmigen Backofen hinter der Feuerwand sind nur noch geschwärzte Backsteine übrig geblieben, die in Gefache der Holzkonstruktion sekundär eingemauert wurden.

Der große Gewölbekeller unter dem Stockwerk weist in seinem Scheitel ein quadratisches Loch auf. Dieses ist durch eine hölzerne Klappe im Boden des darüber liegenden Raums zu öffnen. Das Loch soll vermutlich einem Temperatenausgleich dienen, wenn in den Frostnächten die Kälte durch den Harsch in die Küche gefallen war. In einem 1982/83 durchgeführten Experiment erwiesen sich Erdreich und Mauerwerk als ausreichende Wärmereserve, um ein Absinken der Temperaturen unter den Gefrierpunkt zu verhindern. Aber in dieser Frage gibt es noch keine eindeutigen Erkenntnisse.

In Stebbach gab es neben der Kirche eine ähnliche Anlage. Das Gebäude ist längst abgerissen, aber in einer Sammlung zur Kraichgauer Alltagskultur wird noch ein grobgehauener, kleiner Steinschieber aufbewahrt. In einem der ältesten Häuser Wollenbergs, das vor einigen Jahren transloziert wurde, war die gleiche Rauchküche eingerichtet. Davon ist der schöne, große Schieber noch vorhanden.

Diese drei Küchen geben einen Hinweis, wie vor der Erfindung des Kamins gekocht und geheizt wurde. Sie sind in einschlägigen Werken nicht exakt beschrieben. Deshalb wäre es von großer Bedeutung, das Kleingartacher Kulturdenkmal genau zu

untersuchen, vor Ort zu retten oder in ein Museum zu bringen.

Es ist nicht nachzuweisen, dass Ludwig Uhland in dieser Rauchküche die ersten Geschichten gehört hat, die er später in Literatur verwandelte. Aber es besteht kein Zweifel, dass sich an einem so zentralen Ort ein Großteil des Lebens unserer Vorfahren vor, während und nach der Katastrophe des 30-jährigen Krieges abspielte.

Der Abriss des Gebäudes Uhlandstraße 3 war nicht zu verhindern. Nach intensiven Gesprächen mit der Eppinger Stadtverwaltung erhielten wir die Genehmigung zur Translozierung der Rauchküche.

Zunächst wurde die Feuerwand und das Fachwerk des Küchenraumes fotografiert, vermessen und die wesentlichen Details nummeriert. Nach Abtransport und Zwischenlagerung der Steingewände, Stürze und Schieber habe ich in der Brettener Stiftskirche im Rahmen einer Ausstellung die gesamte Feuerwand unfunktional aufgebaut. Der Eindruck dieser perspektivisch verkürzten Installation mit etlichen Exponaten aus der Sammlung, die in der Raußmühle eingelagert ist, hat großes Interesse

an diesem archaischen Küchentypus geweckt.

Seit 2002 ist nun die Rauchküche nach telefonischer Vereinbarung mit dem „Archiv für die Geschichte des ländlichen Lebens - Alltagsmuseum der bäuerlichen Kultur“ auf der Eppinger Raußmühle zu besichtigen. Der Raum in Originalgröße ist durch eine Wendeböhlentür um 1500 (aus Mühlbach) zu betreten. Zwei kleine Fenster werfen wenig Licht auf die ausgestellten Exponate. Auf einem Schragentisch steht eine große rußgeschwärzte Tonschale auf kurzen Beinen. Gemeinsam wurde aus der Schüssel der Brei oder das Gemüse mit Händen, dem Holzlöffel oder einem zusammengeklappten Stück Fladenbrot gegessen. Gabeln (Dreizacke des Teufels) liegen nicht auf dem Tisch. Die Sitzgelegenheiten sind niedrige Schemel mit gewachsenen Beinen und ein kleiner mit Stroh geflochtener Stuhl mit eingeschnitztem Lebensbaum und der kombinierten Lebens- und Todeslinie. Unter der Lehmdecke wird der Rauch durch einen Schlitz im Gefache nach oben gezogen. An einem beweglichen Galgen aus umgeschmiedeten Wagenreifen hängt an einem Kettenhals ein schwarzer Kessel mit



Translozierter Zustand der Rauchküche

kurzen gusseisernen Füßen, den man auch direkt in die Glut stellen kann. Darüber der große Harsch, der Funken- oder Rauchhut. Die kreisförmige Vertiefung mit dem Punkt in der Mitte im oberen kleinen Schieber in der Feuerwand symbolisiert den Himmel, das viereckige Gitter im großen Schieber stellt ein Kreuz dar - Symbol für die Erde. Auf dem Herd ein steinerner Pfannenknecht, eine Ausgrabung aus Gerlingen um 1500. Neben der Asche des Feuers liegt ein großer geschwärzter Kieselstein, den man heiß mit ins Bett nahm. Kienspanhalter, Öllämpchen erhellen den Raum ein wenig. Am Balken, der den Rauchhut trägt, hängen Schlagstahl, eine kalte Hand und eine Ofengabel. Dieses originale Exponat aus einer Tiroler Rauchküche war zum Umdrehen des Brotes im Backofen und zum Herausnehmen der tönernen Töpfe aus der Glut geeignet. (Auf Stichen des 16. und 17. Jahrhunderts sieht man die Hexen auf dieser Gabel zum Blocksberg fliegen). Feuerböcke, ein drehbarer Bratrost und unterschiedlich hohe Dreifüße zeigen die komplette Ausstattung solcher Küchen. Verschiedene Reisisigbesen stehen in der Ecke, ein Rosshaarschweif, auf einem Holzgriff genagelt, diente nicht der Reinigung des Raumes, sondern dem Vertreiben der Dämonen. Seitlich des Rauchhuts hängt ein hölzerner Christuskorpus, in Schmerzen gekrümmt, eingerahmt von einem Schafsschädel und getrockneten Gänsefüßen. Unter dem dünnen Lack der katholischen Religion erscheint das animistische Weltbild der bäuerlichen Kultur. Fuchskopf und Pentagramm (Drudenfuß) schützen vor bösen Geistern und erzählen von dem, was wir Vogelscheuchen nennen und was in Wirklichkeit alte Feldgottheiten waren, denen man Opfer bringen musste, wenn die Ernte gelingen sollte. Nach wenigen Minuten in der translozierten Rauchküche beginnt die bäuerliche Sachkultur zu sprechen: von den Bedingungen des alten Lebens, von den Mentalitäten ihrer Bewohner, von ihrem Glück und Unglück.

Die Anwesenheit Ludwig Uhlands in der alten, zuletzt zu Beginn des 20. Jahrhunderts noch von der Familie Sachsenheimer genutzten Rauchküche ist nur denkbar.

Aber im Uhlandhaus gegenüber (ebenfalls abgerissen) wird die gleiche Küchenanlage die Geister der Vergangenheit versammelt haben, wo der noch unbekannt Dichter den Geschichten lauschte, die er später in Weltliteratur verwandelte.

Nachtrag

Kurz nach dem der Artikel fertig geschrieben war, spielten mir „die Geister der Vergangenheit“ auf einer Postkarte eine Lithographie zu, die eben das Haus zeigt, in dem sich die Rauchküche befand. Unbezweifelbar handelt es sich um das Haus des Quartiermeisters Johann Michael Uhland.



Ausschnitt einer lithographischen Postkarte aus Kleingartach

Nun muss man in Kleingartach nicht lange suchen, bis man einen Uhland findet. Der Kleingartacher Schmied Alfred Uhland hat alles, was man zu den Uhlands wissen muss, zusammengetragen. Seine genealogischen Forschungen zur Familie gehen bis zum Jahr 1424 zurück. Und ihm und den anderen Uhlands in diesem Ort war es schon immer bekannt, dass es sich bei dem abgerissenen Gebäude um das Geburtshaus des Urgroßvaters des Dichters gehandelt hatte.

In den 20-er Jahren des 20. Jahrhunderts schrieb Hanns Baum aus Stuttgart in einer Zeitung (Name und Datum nicht mehr feststellbar) einen langen Artikel über Uhland und seine Beziehungen zu Kleingartach. Darin lesen wir:

Wer nun in Kleingartach das Haus jenes tapferen Haudegens sucht, der findet es in der Uhland-Straße, dort als Nummer 1. Es ist nicht mehr bewohnt, es ist eine Art Scheuer geworden, die einer Familie Bender gehört, die ihr gegenüber haust.

Soweit ich im Grundbuch auf dem Rathause Kleingartachs den Besitzern des Hauses nachgehen konnte, sind diese Bender, wenigstens in den letzten Jahrzehnten, Besitzer gewesen, die das Anwesen wahrscheinlich von der Familie Uhland gekauft haben, womit natürlich nicht gesagt sein soll, daß es vorher nicht noch einem anderen Bürger gehört habe. Dieses Stammhaus der Ureltern des Dichters gleicht einem verwunschenen Schloßlein aus Tagen, die wir uns nur in der Phantasie vorzustellen vermögen. Es gehört zu den Gebäulichkeiten, die heute dem Städtchen Kleingartach jenen Reiz verleihen, den nur der Freund des schönen Alten versteht, des Alten, das uns mit Wohlgefallen an unsere Ahnen denken läßt. Man möchte diese Hütte ausräumen und eine Art Uhland-Museum daraus machen. Man möchte die Hühner daraus scheuchen und sich eine Klausen daraus formen, und sei es auch nur deshalb, um sich Gedanken darüber zu machen, wer den einen Quader unterhalb der Decke angebracht hat, der zwei gekreuzte Schlüssel zeigt mit einer Ziffer aus dem 17. Jahrhundert und dem Namen

Uhland. Dann käme man gewiß auch dahinter, wer jener Michael Uhland gewesen ist, der einst „Bürgermeister“ in Kleingartach war, um das Jahr 1738. man würde dann einen neuen Stein sich vom Bildhauer Federmann in Kleingartach hauen lassen mit dem Arm und einen Türkensäbel, würde ihn wieder über der Tür anbringen lassen und das Gedicht Uhlands müßte irgendwie und irgendwo zu lesen sein. Doch dieses Alles wird nicht möglich sein und wir wollen uns mit der Tatsache begnügen, daß eben der wackere Schwabe Uhland in diesem Hause zur Welt kam und der Urgroßvater des Dichters ist.

Der Autor Baum hat die Geschichte und ihren Verlauf gut eingeschätzt. Was er nicht ahnen konnte, war der unwahrscheinliche Zufall, dass die gut erhaltene Rauchküche der Uhlands in das Museum der Raußmühle transloziert wurde. Hier kann man nicht nur der bäuerlichen Sachkultur, sondern auch den Geist der erzählten Geschichte begegnen.

Anhang:

Fragmente ähnlicher Küchen

- 1 Abgerissenes Haus in Stebbach neben der Kirche (kleiner Oberschieber)
- 2 Ältestes Haus in Wollenberg (abgebaut, nicht wieder aufgebaut)
- 3 Hof Wilkens in Elsenz
- 4 Haus Müller in Hilsbach von 1621 (sekundärer einfacher Steinschieber, vermauert)
- 5 Haus Bossert in Eppingen vor 1500
- 6 Im Schutt des neu aufgebauten Hauses in Eppingen Altstadtstraße 30
- 7 Fragmente an einem Haus in Zaisersweiher
- 8 Zugeputzte Feuerwand in einem Haus in Elsenz

Johann Jacob Lumpert (ca. 1622 - 1681). Schultheiß von Eppingen, Amtsverweser von Boxberg

Die Lebensgeschichte von Johann Jacob Lumpert zeichnet das Bild eines wohlhabenden Bürgers der Stadt Eppingen, der zugleich im Dienst der kurpfälzischen Regierung stand.

Seine Jugend (geboren um 1620-1625) fiel in die schreckliche Zeit des 30-jährigen Krieges. Die Kurpfalz, zu der Eppingen gehörte, wurde von kaiserlichen und bayerischen Truppen erobert, dann wogte der Krieg hin und her. Auch nach dem Friedensschluss von 1648 waren noch französische Besatzungstruppen im Land, in Eppingen als Verbündete.

Vermutlich war er ein Sohn des Schultheißen Bernhard Lumpert, dokumentiert 1638

und 1642 ¹. Dafür spricht die Namensgebung von Johann Jacobs erstem Sohn Bernhard. Als Vorname benutzte man traditionell gern denjenigen des Großvaters. Dazu wurden auch Berufe und Ämter oft in den Generationen weitergegeben. Der Schultheiß Bernhard Lumpert hatte am 10. Mai 1644 Frau Anna Catharina Berinoerin (Beringer? Bernauer?) aus Hilsbach geheiratet, wohl eine beiderseitige Zweitehe ².

Johann Jacob Lumpert wohnte in der Kirchgasse, er kaufte 1650 ³ das Nachbarhaus neben seinem eigenen für 90 Gulden, 15 bar, den Rest in Raten, so dass er jetzt zwei Häuser besaß; vermutlich hat die



Eppingen, Kirchgasse 21 und 23, Aufnahmen 1999

Familie aber im größeren gewohnt. Die Beschreibung als Nachbar des Hauses Dieffenbacher lässt auf die heutige Nr. 21 schließen⁴. Später wurde dieses Haus das Leiningen'sche Schlössle genannt. Beide Gebäude sind heute noch erhalten, das ansehnlichere noch besser restauriert; sicher steckt aber beim kleineren auch Fachwerk unter dem Putz.

Johann Jacob Lumpert war verheiratet mit Anna Barbara Eberschwein, die später eine beträchtliche Erbschaft von ihrem verstorbenen Bruder Philipp in die Familie einbringen sollte. Das Heiratsdatum ist nicht belegt, wohl 1648 oder früher. Der erste Sohn Philipp Bernhard wurde am 12.01.1649⁵ getauft. Er hat ab 1668 Theologie in Heidelberg studiert und wurde dann Pfarrer in Schillingstadt, wo er sicherlich die Bekanntschaft des Pfarrers David Vincenz Schobinger (in Schweigern, später Boxberg) mit seiner jüngsten Schwester Anna Elisabeth vermittelt hat. Es folgten drei Söhne und zwei Töchter (Liste im Anhang).

Bei der ersten urkundlichen Erwähnung von Johann Jacob Lumpert 1649 anlässlich der Taufe seines Sohnes Bernhard wird er im lateinischen Text der Eintragung im Kirchenbuch als Praetor bezeichnet. Das passt am ehesten zu dem städtischen Amt eines Anwalts, wenn dieser auch meist *Vice-Praetor* (Vertreter des Schultheißen) genannt wird¹. Schultheiß war er jedenfalls zu diesem Zeitpunkt noch nicht.

Im öffentlichen Dienst fungierte Johann Jacob Lumpert von 1651 an als Stadtschreiber und wurde 1653 zum Schultheißen bestellt¹. Als solcher war er Beamter des Kurfürsten der Pfalz; seine Aufgabe war zunächst einmal die Kontrolle der Stadt und ihrer Bewohner, dabei, wie der Name besagt, des richtigen Eingangs der Abgaben. Neben diesem Amt war er zugleich Richter für einfache Strafsachen. (In heutiger Zeit ist die richterliche und die ausführende Gewalt grundsätzlich getrennt). Sonst wurde die Stadt von einem Rat mit einem Bürgermeister an der Spitze verwaltet; der Rat fungierte auch als Gericht für zivile Streitfälle.

Der Schultheiß bekam dreißig Gulden Jahresgehalt, dazu 8 Malter Korn und 25 Malter Hafer, was wohl für das Dienstpferd - dem Pendant des heutigen Dienstwagens - bestimmt war. Wie die Bestallungsurkunde ausführt, erwartete man von ihm, dass er allen mit gutem Beispiel vorangehe. Er solle *Richter und Theidinger* (Sachwalter und Schiedsrichter) sein gegen *den armen als den reichen*. Fürst und Regierung stellten mit diesen Worten hohe Anforderungen an seine Charakterstärke, was gewiss nötig war, weil einem Schultheißen der kleine Frevel, d.h. die Geldstrafen für Übertretungen und Ordnungswidrigkeiten, zustand. An Geschenken dürfe er höchstens ein Huhn, eine Gans oder ein Maß Wein annehmen¹.

Das Amt ist wahrscheinlich in Teilzeit ausgeübt worden: Johann Jacob Lumpert hatte daneben einen beträchtlichen Grundbesitz, der in einem Verzeichnis von 1657⁶ aufgelistet ist. Es gehörten ihm 41 Felder - überwiegend von je einem halben Morgen (ca. 0,15 ha), 8 Wiesen, 7 Weingärten und 10 Gärten. Der Gesamtumfang könnte eine Größenordnung von 15 Hektar gehabt haben, dazu kamen noch 12 Felder, 2 Wiesen und 1 Garten Pachtland, etwa ein weiteres Drittel. Damit gehörte Lumpert zu den Wohlhabenden am Ort.

Drei Punkte sind für ein Verständnis der Lebensverhältnisse bemerkenswert: In kleinen und mittleren Städten lebten überwiegend Ackerbürger, d.h. Einwohner, die ihren Lebensunterhalt zu einem mehr oder weniger großen Teil durch Landbau erwirtschafteten. Im Südwesten von Deutschland hatten die Erbteilungen zu wenig rationalen Handtuchfeldern geführt. Der Weinbau war wesentlich ausgedehnter als heutzutage.

Im Jahre 1665 gab Johann Jacob Lumpert das Schultheißenamt in Eppingen ab, danach wurde er als Amtskeller nach Hilsbach versetzt, 1667 nach Boxberg. Das Wort Keller bezeichnete in der Kurpfalz einen Beamten, dem vor allem Berechnung, Einzug und Abführung der Abgaben oblag. Man nannte damals eine solche

Amtsperson auch einen Diener des Kurfürsten. Dies verdeutlicht das Zeitalter des Absolutismus, in dem die Fürsten ihre Länder als Privateigentum betrachteten. Dementsprechend bestimmte der Kurfürst Karl Ludwig die Einkünfte des Amtes Boxberg (7000 Gulden von rund 600 besteuerten Haushaltungen) auch zur Versorgung der Raugräfin von Degenfeld 7.

Der Keller war der wichtigste Mitarbeiter des Amtmanns, der ein Adliger war und im Schloss Boxberg residierte. Meistens war der aber nicht am Ort, und der Keller leitete als Verweser auch dessen Geschäfte.

Bei dem großen Umfang der Besitztümer in Eppingen kann Johann Jacob Lumpert diese kaum allein bearbeitet haben. Es ist zu vermuten, dass mehr oder weniger große Teile verpachtet oder unterverpachtet waren. Nach seinem Weggang von Eppingen war das unerlässlich. Es wurde auch nicht alles verkauft, denn selbst nach seinem Tode 1681 blieb noch ein erheblicher Bestand im Besitz der Erbgemeinschaft (bis 1707). Vielleicht hat die Tochter Anna Maria, die 1673 den Schultheißen Wilhelm Adam Reygen geheiratet hatte, das größere Haus (Kirchgasse 21) als Mitgift und vorgezogenes Erbe bekommen. (Nach der Eintragung im Gewährsbuch beim Verkauf der Liegenschaften in Eppingen von 1707⁸ befand sich dieses Gebäude nicht mehr in Lumpert'schen Besitz).

Nach den Schultheißen in Eppingen Paravicini, dann Reygen wurde Johann Jacobs gleichnamiger Sohn (*1653) dort berufen (Bestallungsurkunde vom 22. 02. 1673). Dieser hatte zuvor Erfahrungen im öffentlichen Dienst als Zolleschreiber in Bacharach sammeln können¹. Vielleicht war er aber doch zu jung für das Amt in Eppingen. Er wurde am 29.06.1673 begraben⁹, getötet vom Stadtschreiber Hans Jörg Dieffenbacher, weil er ihm beim Weibe gelegen.

Nähere Einzelheiten dieses Dramas sind nicht mehr aufzuklären, aber es wird ohne Zweifel ein schwerer Schicksalsschlag für die Familie gewesen sein. Man kann an dieser Stelle einfügen, dass der dritte Sohn Johann Georg (*1658) die Stelle eines Col-



Gedenkstein für das Ehepaar Lumpert an der Kirche von Boxberg.

Inschrift: Vincenti dabo coronam. Ehrengedächtnus dem Wohledlen und vesten Herrn Johann Jacob Lumpert Churfürstl Pfaltz gewesenen Amtsverweser zu Boxberg und seiner geliebten Hausfrawen Anna Barbara welche beide im Monat May 1681 in dem Herrn selig entschlafen. Auffgericht von den hinterlassenen 4 Kindern.

Anmerkung zur Bildunterschrift:

Vincenti dabo coronam.

Dies dürfte ein verkürztes Doppelzitat aus der Bibel sein: Offenbarung des Johannes,

Kapitel 2, Vers 7: Vincenti dabo edere de ligno vitae, quod est in paradiso Dei mei. Wer überwindet, dem will ich zu essen geben von dem Baum des Lebens, der im Paradies meines Gottes ist.*

Vers 10: Esto fidelis usque ad mortem et dabo tibi coronam vitae. Sei getreu bis in den Tod, und ich werde dir die Krone des Lebens geben.

** Die Früchte dieses Baumes verleihen das ewige Leben. Dagegen hatte der Apfel vom Baum der Erkenntnis zur Vertreibung aus dem Paradies geführt. Schöpfungsgeschichte. 1. Buch Moses, 2,9.*

lectors (Kirchensteuereinnehmer) in Boxberg erhielt.

Im Jahre 1681 starben beide Ehepartner: Anna Barbara am 5. Mai, Johann Jacob am 29. desselben Monats. Ihre vier Kinder (und der Schwiegersohn David Vincenz Schobinger) setzten ihnen einen großen Gedenkstein an der Kirche Boxberg-Wölchingen, der heute noch erhalten ist.

Liste der Kinder von Johann Jacob und Anna Barbara Lumpert.

1. Philipp Bernhard, Taufe 12.01.1649. Theologie-Studium in Heidelberg, Pfarrer in Schillingstadt, verstorben 1710. Amtsvorgänger von Georg Sebastian Schobinger, seinem Neffen.

2. Anna Maria, T 06.07.1651. Verheiratet am 28.01.1673 mit Wilhelm Adam Reysgen, Schultheiß von Eppingen 1667-1673.
3. Hans Jacob, T 15.12.1653. Wurde 1673 Schultheiß. Über seinen Tod (1673) im Streit mit seinem Nachbarn Hans Jörg Dieffenbacher siehe im Text S. 39.
4. Hans Ludwig, T 28.09.1656
5. Johann Georg, T 26.10.1658. Collector (Kirchensteuer-Einnehmer) in Boxberg, + 02.11.1715.
6. Anna Elisabeth T 16.04.1664, verheiratet mit Pfarrer David Vincenz Schobinger in Schweigern, dann Boxberg. + 25.06.1730.

Anmerkungen.

1. Gehrig, Franz, Die Ämter der Stadt Eppingen und ihre Inhaber, in: Rund um den Ottilienberg, Band 2, S.24-40. Kirchenbuch evang. Gemeinde Eppingen, Abschrift von Albert Marx (meinem Vater) von 1907.
2. Altes Gewährsbuch Eppingen, Band 1, 1631-1724.
4. Mitteilung Edmund Kiehnle, Stadtarchivar von Eppingen i. R.
5. Kirchenbuch ev. Gemeinde Eppingen, Abschrift von Albert Marx 1907. Seine Zuschreibung als Sohn von Bernhard Lumpert (Anmerkung 1, Gehrig, S.27) ist eindeutig irrtümlich.
6. Stadtarchiv Eppingen. Das Verzeichnis wurde 1999 auf dem Dachboden des Pfarrhauses von Boxberg-Wölchingen aufgefunden. Es wird im Anhang transskribiert aufgeführt.
7. Neumaier, Helmut, Geschichte der Stadt Boxberg, S. 300-301.
8. Stadtarchiv Eppingen, Pfarrer David Vincenz Schobinger verkauft die restlichen Besitzungen der Erbengemeinschaft Lumpert (1707).
9. Datum nach der Abschrift von Albert Marx 1907, es weicht von den Angaben im Beitrag Gehrig (Anm.1) ab.

Abschrift von Eintragungen im Kirchenbuch der reformierten Gemeinde Eppingen.

Von Albert Marx 1907

1. Am 10. Mai 1644 hat Bernhard Lumppp, scultes et collector et domina Anna Catharina Berinoerin olim cleriste in Hilsbach geheiratet. Testes sunt Dominus Georgius Ziegler.....

Am 10. Mai hat Bernhard Lumppp, Schulttheiß und Steuereinnehmer und Frau Anna Catharina Berinoerin (Beringer, Bernauer?), früher cleriste (Ableitung von Klerus = Geistlichkeit?, Pfarrfrau?) in Hilsbach geheiratet. Zeugen sind Herr Georg Ziegler.....

Kommentar: Lumppp : Bernhard Lumpert, Schultheiß, dokumentiert 1638 und 1642. Er war vermutlich der Vater von Johann Jacob Lumpert (*ca. 1622-1681) und der Großvater von Philipp Bernhard L. * 1649. Es dürfte sich um eine beiderseitige Zweitehe gehandelt haben. Georg Ziegler Schultheiß von Eppingen, Ortssippenbuch 6675.

2. Den 12. Januar 1649 baptistatus est domini Johanni Jacobo Lumpert praetori et Anna Barbara uxori ejus filiolus nominis Philippus Bernhardus. Patrini fuerunt dominus Johannes Adam Hollander collector coelerianus in Ravenspurg et strenuus dominus Jacobus Maylor Johannes Sommervill et alii capitenii regiminis coronus vulgo dictus de exercitu franco.

Den 12. Januar wurde dem Herrn Johann Jacob Lumpert, dem Schultheißen Anwalt (?), und seiner Frau Anna Barbara ein Söhnchen mit Namen Philipp Bernhard getauft. Paten waren Herr Johann Adam Hollander, Steuereinnehmer in Ravensburg, und der wackere Herr Jacob Maylor Johannes Sommervill und andere Hauptleute vom Regiment, das gewöhnlich Krone genannt wird, von der französischen Armee.

Kommentar: Bernhard dürfte der Vornahme des Großvaters Bernhard Lumpert und Philipp der des Großvaters mütterlicherseits Philipp Eberschwein (dokumentiert 1620 als Schultheißen-Anwalt) gewesen sein. Noch waren französische Truppen in Eppingen stationiert. Der Pfarrer konnte höchstwahrscheinlich kein Englisch, sodass maylor wohl Mylord war, der Titel eines englischen Lords in französischen Diensten. Philipp Bernhard Lumpert wurde nach einem Studium der Theologie in Heidelberg Pfarrer in Schillingstadt im Oberamt Boxberg. Gestorben 1710.

3. Den 6. Julius 1651 hat Herr Hans Jacob Lumpert, Stadtschreiber allhier zu Eppingen und Frau Anna Barbara ihre Anna Mariane, welcher Gevatter war Frau Anna, Georg Zieglers Hausfrau, taufen lassen.

Kommentar: (Georg Zieglers Ortssippenbuch Nr. 6675). Anna Maria Lumpert heiratete am 28.01.1673 Wilhelm Adam Reygen, Amtskeller zu Hilsbach, dann Schultheiß von Eppingen, (Ortssippenbuch Eppingen Nr. 9951). Sie schloss 1693 eine zweite Ehe mit Johann Burkard Floh, Stiftsschaffner in Neustadt an der Haardt.

4. Den 15.12.1653 hat Herr Hans Jacob Lump, allhiesiger Stadtschreiber, und seine Anna Barbel ihren Hans Jacoben taufen lassen, welchen Herr Johannes Brenn zu Reyen gehoben.

Kommentar: Hans Jacob trat schon in jungen Jahren in den pfälzischen Staatsdienst, er wird 1672 als Zollschreiber in

Bacharach erwähnt. Er wurde 1673, nach B. Paravicini und seinem Schwager Wilhelm Adam Reygen (OSB 9951), Schultheiß von Eppingen (Ernennungs-urkunde vom 22.2.1673). Begraben am 29. Juni 1673 (abweichendes Datum von „Rund um den Ottilienberg“, Band 2, S.27). Er wurde vom Stadtschreiber Hans Jörg Dieffenbacher, (OSB 978), erstochen, „weil er ihm beim Weibe gelegen“.

5. Den 15.12.1653 Herr Hans Jacob Lumpert, kurpfälzischer Collector und Schultheiß zu Eppingen, und Frau Anna Barbel sein Ehegemaal, Kind: Hans Ludwig. Paten: Herr Johann Schwendt, Oberamtsschultheiß in Bretten. Und Herr Johann Jacob Enckenbrecht, Stiftsschaffner und Schultheiß zu Sinzheim.

Kommentar: Hans Ludwig L. ist vermutlich schon in der Jugend verstorben, er lebte jedenfalls 1681, zum Zeitpunkt des Todes der Eltern, nicht mehr. Offenbar hatten die Beamten in der Kurpfalz untereinander freundschaftlich-familiäre Beziehungen, die sich in Patenschaften ausdrückten, auch über Entfernungen hinweg, die damals nicht so leicht zu überwinden waren.

6. Den 24.10.1658. Herr Hans Jacob Lumpert kurfl. pfälzischer Collector und Schultheiß zu Eppingen und Fr. Anna Barbara sein Ehegemaal: Kind Johann Georg.

Kommentar: Johann Georg Lumpert wurde später Collector (Kirchensteuer-Einnehmer) in Boxberg, wo er 1715 unverheiratet starb.

7. Den 16.4.1664 Herr Johann Jacob Lumpert kurfürst. pfälz. Schultheiß zu Eppingen und Frau Anna Barbara: Kind Anna Elisabeth. Paten: Anna Elisabeth, Hans Lienhard Dieffenbachers, Bürger zu Eppingen, Frau (OSB 984).

Weitere Eintragung im Kirchenbuch:

Am 25. Oktober 1681 verehelichte sich hier David Vincenz Schobinger, Pfarrer zu Schweigern und Bobstadt, ehelicher Sohn des Friedrich Schobinger,

Kauf- und Handelsmann zu St. Gallen, mit Jungfrau Anna Elisabeth Lumpert, eheliche Tochter des churfürstlich pfälzischen Amtsverwesers Johann Jacob Lumpert beim Oberamt Boxberg.

Kommentar: David Vincenz Schobinger wurde 1689 als Pfarrer nach Boxberg versetzt. Der Autor dieses Beitrags ist ein Nachkomme des Ehepaars in der achten Generation.

Johann Jacob Lumpert

Güterverzeichnis

Aller mein, Johann Jacob Lumperts, der Zeit Schultheißen zu Eppingen Eigenthumblicher ligender güther welche mit ihren angränzern beschrieben darbei auch die beschwertten unndt freyheiten warhaftig vermeldet, auch wie solche an mich komen, beschrieben im Jahr 1657.

Waß Gott beschert bleibt unverwerth.

Behaußung:

Eine Behaußung in der Kirchgaß, neben der Allmendtgaß und mir selbst, ist Zinß und sonsten frey, welche meines Schwers Philipps Eberschweins seelig geweßen.

Ein Scheuern unnd daran ligentes Bäulin sambt einem Keller so zu obigem Hauß gehörig in der Kirchgaß neben Hanß Jörg Kolben dochter und Stoffel Mezgern, ist frey

Nota Ein Kellerloch unnder Michel Storren Scheüren gehörth zu obigem Bäulin, des oberen.

Ein Hauß in der Kirchgaß, neben mir unnd Hanß Lenhart Dieffenbachern, ist zinß frey habe solche Hanß Ziehern und seinem Sohn Hieronimo abgekauft laut Kaufbriefes.

Ein Schewern in der Badgaß, neben Hanß Ritters Hoffstatt, und Hoffstatt, ist frey, das halbe Theil habe zum erstgemeltem Hauß erkaufft, das ander halbe Theil hab ich Lorenz Moschen abgekauft, vor frey und eigen.

Feldtgüter:

Mülbacher flur.

½ morgen ackher im Schmidtgrund, neben Stoffel Wagnern und Benedict Zirn 1 mor-

gen gros unnder Odenberg. Zwischen Hanß Jörg Storren und Nicolai Pfrindtar.

1 halben morgen groß zwischen der Ohl- u. Raußmühl, neben Hanß Kolben und Benedict Zirnen.

Ein Morgen ob der Raußmühl zwischen Hanß Hellwertts witib, und Hanß Lenhart Weis (?). und ½ morgen am Mülbacher weg im bodrein, neben dem graben, und 1 morgen ob dem Mülbacher himelreich zwischen meiner geschwey Elisabeth und ½ morgen im hungerberg, neben Michel Rukhenbrods erben.

Nota obige ackher seindt meines Schwers Philipps Eberschweins geweßen, so auß(er) dem Zehendten, sonsten Zinßfrey.

1 Morgen ackher im Krumenlandt zwischen Hanß Remi Gugemus und Hanß Jörg Dolten ist frey, so meines vatters geweßen.

½ morgen ufm Helberg Zwischen dem Weg, und Gregorio viteren, ist frey, und meines Vatters vor ihm aber Noa Deüffels geweßen.

½ morgen am Rindweg neben Matthes Kinzlern und Hieronimo Ziers witib. Zinß Jährlich in Marschalkes Hoff 1 Infol¹ Korn, 1 gehäuft Infol dinckhl und soviel habern ist meines Vatters geweßen.

½ morgen im Belzgrundt neben Reinharts Schrackh und 2 Viertel ackher am Krumenlandt, neben Hanß Leitnern und Hieronimo Bauren.

½ morgen ackher bei der Öhlmühl zwischen Endris Kornackhern und der Anwandten²

Nota bevorstehende drey stuckh ackhers seindt von Michel Raußmüllern der Collectur vor 54 Fl (Gulden) Capital versect, unnd umb den Zinß von mir angenohmen worden. Ist der Collectur wieder uberlaßen.

½ morgen ackher hinder S. Lenhart Zwischen Hanß Grüßlern, und Nicolai pfrintar so frey, ist meines vatters, vor ihm Hanß Sponen geweßen.

½ morgen ackher am hünebreich pfadt ne(ben) Hanß Michel heckhern.

Rorbacher flur.

1½ Viertel Ackher hinder S. Lenhart, zwischen Lorenz pfohen garten unnd Hanß Jörg Dollen ist frey

5 Viertel ackher am Rorbacherweg, zwischen Hanß Jacob Trigel Anwaldt, Thomas Baumann und Hanß Jörg Dollen, ist frey.

½ morgen ufm Roth zwischen Hanß Lenhart Dieffenbacher und Jacob Keßlern, ist frey. (Dißen ackher habe ich an mein geschwey Elisabeth verhandelt.)

½ morgen bei deß Meisters gärtten neben Ludwиг Kornackhers witib, und Jung Hanß Jacob Trigeln, und Stephan Zirn, ist frey.

½ morgen Zu kleinen Allmendt zwischen alt Hanß Dieffenbachen und Endris Korna(cker.) ist frey

1 morgen underm Zollstockh neben Hanß Hellwertts witib, und Hanß Jörg Dollen.

1 morgen am alten See, neben der Anwandten und Jung Stephan Dieffenbachern ist frey

½ morgen ob dem Langenberger bruch, neben Hans Kolben und (Ist nichts werth).

Nota obige äcker seindt meines Schwers Philipps Eberschweins geweßen, seind außser dem Zehend sonst frey.

1 morgen ackher im furth neben Hans Lenhart Dieffenbachern und der Anwandten, ist meines vatters vor ihm aber Noa Deüffels geweßen.

½ morgen bei den Speyrer Baumen, neben Geörg Kleinbach, und Hanß Ludwиг Breneißern

(Nota. daß halbe Theil ist Noa Deüffels geweßen das ander ½ theil hab ich Lenhart Dieffenbachern abgekauft.

½ morgen oben am frawbronnerweg neben Lenhart Rittern, ist meines vatters: vor ihm aber Noa Deüffels geweßen.

½ morgen oben an der Lonbach neben Stofel Kletten ist wie mit obigem beschaffen.

1 morgen ackher am Welckheimerweg neben Jung Hanß Jacob Trigeln und Noa Deüffels erben, stoßt vorne uf den weg ist frey habe solches in Anno 1657 Lorenz Moschen abkauft.

Richeimer ¹ Flur.

½ morgen ackher am Alberisberg neben Hanß Hellwertts witib und Hanß Jörg Dollen, Ein morgen am Odelshouerweg neben Steffan Zirn und Lenhart Weickhern (?), stoßt oben uf den weg. NB das eüßer halbe theil ist meines Schwers geweßen, das neher habe Hanß Jörg Bez abgekauft, so Zinß frei.

1 morgen zu Weiden neben M: Geörg Zieglers witib und Hanß Rüdlin, zinst jürlich der Collectur zu Eppingen ein halb simri dinkhel.

1½ morgen im Uttlinger² grundt. Zeücht durch dem Schleifweg, der ½ morgen am Theinist nichts nuz

½ morgen bei der Lettengrüben neben Hanß Jörg Dollen und den Anwender.

3 Viertel ackher am Stepacher pfadt neben Philips Keßelring.

3 Viertel im Diefenthal wol oben dem richeimer weg zu, neben Hanß Dieffenbacher. Obige äcker seindt meines schwers Philipps Eberschweins seelig geweßen.

Ein Viertel am odelshouerweg ¹ neben Jung Hanß Dieffenbacher und der Anwandten ist frey habe solchen Christina Conrad Johen witib abgekauft.

Ein völlig halben morgen ackher bei der Heilbronnerstraß neben Hanß Jacob gränern, unnd Hanß Langen erben, habe dißen ackher Schwager Hanß Hellwerth abgekauft. (Am Rand: geschwey Berbel vertauscht gegen einen bei der Raußmühl neben mir)

1 morgen ackher bei der Spüzenmühl neben Jung Stefan Dieffenbacher und michel banz gibt der Collectur den 4ten Schranckh (Am Rand: ist wider weg geben.)

1 morgen uf dem Alpersberg zwischen Caspar Mehrer, und Michel baur, ist Zehendt frei und gibt der Collectur flürlich Ein malter Korn oder Ein malter habern Zinß (Am Rand: wieder weg geben).

1 Morgen ackher so gering im Keller. Zwischen hanß Kobern, unnd Hanß Conrad Zeißen, habe solchen Lorenz Moschen abgekauft.

½ morgen am Albersperg, zwischen dem pfrindtackher und Hanß Lenhart Diefenbachern hab solch von Hanß Buzen des Knapen Außschazung kaufft.

1 morgen am richeimerweg, neben der Collectur Zinßackher,

Wißen:

½ morgen wißen so klein darzu, am frawbroner weg neben Hanß Geörg Dollen, und Georg Rittern auch Hanß Jona heckher, so frey,

1 viertel wißen am peters geßle, neben Hanß Dieffenbachern, und dem graben das halbe theil der 3 Viertel wißen beim Weiher am Hotschenberg, neben dem Krautgarten.

1 ½ Viertel oben am frawbronerweg, oben an Philipps Zeißen

1 viertel darbei neben Jacob Miller.

ein Viertelwißen im himelreich am Thein neben Jung Bastian gernern und hanß volckh.

Obige wißen seindt meines Schwers Philipps Eberschweins geweßen.

1 viertel wißen ob der Raußmihl zwischen Hanß Diefenbachern und Lenhart Rittern, hab solche Hanß Jacob Trigel, Jochims Sohn, abgekaufft.

½ morgen wißen unnder der statt neben der Collectur wißen beim Hotschenberger steg, hab solche von Ebert Deüffels Ausschätzung bekommen.

1 ½ viertel wißen oben am frawbronnerweg, neben mir selbst, hab solche von der statt an einer Schulth bekommen.

½ morgen wißen im himelreich am Thein neben Jacob Zirnen und Georg Ritter, so von H. Jordan zu Heidelberg erkaufft.

Weingardt:

½ Viertel im galgenberg. Zwischen Hanß Lenhardt Diefenbacher und Bernhardt Gutveters erben. Zinst Järlich der Collectur 2 mas wein.

Das dritte Theil von 2 morgen weingarth im Hotschenberg, neben Hanß peter Dillern, samt einem ackher stückhlin oben daran, ist frey.

½ morgen im Langenberg zwischen Hanß Kobern unnd Conrad Kaupen, ist frey. Obige weingart seindt meines schwer seelig Philips Eberschweins geweßen.

Drey Viertel weingardt im Neüenberg zwischen Jacob Deüffels erben, Michel Hekkhern unnd dem pfadt mir selbst.

½ morgen darbei, neben obigem und Gregori Viterern, zinßt Jahrs d. Coll. Ein Viertel wei(n.) Seindt beede meines vatters seelig geweßen, die ich ihm bei seinen Lebzeiten abkaufft und hat er solche von Noa Deüffel und der Collectur ratione, des Zinßes bekommen.

Ein Viertel weingardt im Neüenberg Zwischen Stefan Dieffenbacher und Hanß Remi Gugemus

Ein Viertel Weingarth am Odenberg zwischen Hanß Cremern und Philipps Zeißen. Obige beede Weingarth habe ich Geörg Friderich Weißbrodt zu Fahingen (?) abgekaufft, der hats von Noa Deüffels Außschätzung bekommen.

Garten:

Ein großgärtlin am alten odelshouer Weg neben Endris Kornackhern und Hanß Jörg Dollen.

Ein großgarthen bei des Meisters garthen. neben Hanß Lenhart Dieffenbachern

Ein Krautgarthen unnder S. Lenhart Zwischen Hanß Lenhardt Eberschwein und Lenhart Heckhers dochter

Zinßt Jahres der statt 3 pfund 2 bazen 2 d 1 boden zins.

Ein Krautgarth im Steingäßle neben Michel Baur. Obige gärthen kommen von meinem Schwer seelig Philips Eberschwein her.

Ein Krautgarthen im Steingäßle neben obigem und Hanß Schenckheln (?) Dißer garthen ist Hanß Lenhardt Eberschweins: vor ihm aber deß Schaffer Jörgen geweßen, und erkaufft worden.

Ein Krautgarten alta neben Michel Baur unnd Hanß Jorg Bezen.

Ein Krautgarthen unnder S. Lenhart zwischen Hanß Conrad Zeißen und Hanß peter wanemans witib.

Ein Krautgärtlin auch alta, neben Endris Kornackher und Obige 3 gärten seindt meines vatters seelig geweßen.

Ein Kochgarten sambt einem Wüßenstückhlin hinden daran. Vor dem Kleinbrückher Thorr neben H.M Geörg Zieglers seelig witib und dem gaßlin. Habe solchen meinem Vatter abgekauft, und hat ers von Elia Klingen Kindern kauft.

Ein großgarthen vor dem Vorstatter Thorr neben M. Geörg Zieglers seelig witib, unnd dem Stattgraben, habe solchen von dem Allmußen vor 20 Fl (Gulden) angenommen, ist zuvor Noa Deüffels geweßen. S. und die Schulth abgelegt unnd bezalht.

Marschalckhs oder das Gölerische Höfflin, so meines Schwers Philips Eberschweins geweßen, gibt Jahrs Zu Zinß 2½ simri Korn. 2 simri 3½ Jnfol ? Dinckhel unnd sovill Habern unnd seind diß die gütter

Mülbacher Flur

1 Viertel ackher im Boden Zwischen Hanß Jorg Dollen und der Anwende.

3 Viertel ackher außen am Rindweg Zwischen Hanß Jorg Dollen, und

½ morgen ackher im Kirschgrundt Zwischen Hanß Jörg Dollen und

3 Viertel unnderm Sulzfelderweg zwischen Hanß Michel raußmiller

Richeimer flur

½ morgen am Uttlinger weg zwischen dem Weg und Hanß Jorg Dollen.

½ morgen bei dem Uttlinger Bäümlin, Zwischen Jung Steffan Diefenbachern und

1 Viertel ackher am Uttlingerweg, Zwischen Hanß Jörg Dollen und

1 Viertel ackher am Adelshouerweg, oder im griezert zwischen Hieronimus Baurn und

Rorbacher Flur.

Ein Morgen beim Wetter Creuz oder am Welckheimer Weg. Zwischen Hanß Lenharth Schickhen und Hanß Michel Raußmiller.

1 Viertel oberm Speirerweg, Zwischen Hanß Jörg Dollen und Hieronimo Baurn,

1 Viertel vor der Vorstadt, Zwischen Hier-

onimo Baurn unnd Jung Hanß Jacob Trigel. ½ morgen am frawbronerweg, Zwischen Hanß Jörg Dollen und Hanß Lenhart Diefenbachern.

Wißen:

2 Viertel beim Mülbacher wehr, Zwischen Jung Stephan Diefenbacher und Hieronimo Baurn.

Gärten:

Ein stückhlin Krautgarten im Streckhenfuß zwischen Hanß Jörg Dollen und ...

Hirschhornische Widdumb ¹ guth.

Welches ich Erbbestandtsweiß ² angenommen, ist beeth ³ frey, die Schazung darvon muß das Kloster entrichten, Zinß Järlich uff ein Speicher alhier zu Eppingen uff Martini zu lüffern, Zwey malter Korn Zwey malter dinckhel, Zwey malter habern unnd Ein simri Erbßen, unnd ist das guth durchauß Zehendt frey.

Mülbacher flur

2 morgen ackher im Kirschgrundt, Zwischen Hanß Jacob Rittern und Michel Baurn

2 morgen alta Zwischen

1 morgen am Rindweg so Hanß Jörg Fischern zu Mülbach baut, unnd gibt flürlich so lang ihme solcher gelaßen wirdt.

Rorbacher Flur

2 ½ morgen ackher am Rorbacherweg zwischen Hanß Jacob Rittern und

½ morgen am altengraben, Zwischen dem graben und Hanß Jacob rittern.

Richeimer flur

1 morgen zu Breidenackher, Zwischen Hanß Jacob Rittern und Ludwig Kornackhers witib.

½ morgen am Schleifweg dem Diefenthal zu, zwischen Hanß Jacob Rittern und Jacob petern

1 morgen so groß, im Richeimer grundt, ober Hanß Jacob Rittern und

? morgen im Rüßelsberg, Zwischen

2 morgen am richeimer grundt neben Hanß Jona Heckhern

Wißen:

5 Viertel zu weiden Zwischen Hannß Jacob Rittern und der Statt Eppingen Spittalwi-

Anhang

zum Besitzverzeichnis von Johann Jacob Lumpert, Schultheiß von Eppingen, aus dem Jahr 1657, Liste der vorkommenden Namen von Anrainern. Die Nummern entstammen dem Ortssippenbuch (OSB).

Banz, Michel
Baumann, Thomas
Baur, Michel, = Bauer, Michel OSB 269
Baur, Hieronymus = Hieronymus Bauer OSB 267
Bez, Hans Jörg = Betz, Hans Jörg OSB 11643
Buz, Hans, Der Knappe
Breneißen, Hans Ludwig = Brenneisen, Hans Ludwig OSB 745
Cremer, Hans = Krämer, Hans OSB 3728
Deuffel, Ebert
Deuffel, Jacob
Deuffel, Noa
Dieffenbacher, Hans Der Alte OSB 976
Dieffenbacher, Hans Der Junge OSB 981
Dieffenbacher, Hans Lenhart OSB 975 (Leonhard Dieffenbacher ?)
Dieffenbacher, Stefan Der Junge OSB 983
Diller, Hans Peter OSB 1162
Doll, Hans Jörg OSB 1223 (Johann Georg Doll)
Eberschwein, Philipp, Schwager von Johann Jacob Lumpert.
Eberschwein, Elisabeth, Schwägerin von Johann Jacob Lumpert
Eberschwein, Hans Lenhart OSB 7378
Fischer, Hans Jörg
Gerner, Bastian, Der Junge OSB 215
Gräner, Hans, Jacob Graner ? OSB 2237
Grüßler, Hans = Grisler, Hans OSB 2271
Gugemus, Hans Remi = Johann Remigius Gugglemus, OSB 2344
Guttvetter, Bernhard
Hecker, Hans Jona OSB 2612
Hecker, Hans Michel OSB 2613
Hecker, Lenhard, Tochter Anna Maria OSB 2611
Hellwerth, Hans, (Schwager) = Helbert, Witwe Bärbel OSB 2823
Johen, Conrad, Witwe Christina
Jordan, H. aus Heidelberg
Kaup, Conrad
Kessler, Jacob OSB 3497
Kesseling, Philipp OSB 3492
Kinzler, Matthes OSB 8676

Kleinbach, Georg OSB 3567
Klett, Stoffel
Kling, Elia, Kinder OSB 3573
Kober, Hans OSB 3603
Kolb, Hans Jörg OSB 3699 Tochter: Anna Margarete, oo Nussloch
Kornacker, Ludwig, Witwe OSB 3724
Kornacker, Endris = Andreas Kornacker OSB 3723
Lang, Hans Erben
Leitner, Hans OSB 3988
Mehrer, Caspar OSB 9319
Metzger, Stoffel OSB 4168
Miller, Jacob
Mosch, Lorenz = OSB 9474
Peter, Jacob OSB 4499
Pfoh, Lorenz = Laurentius Pfau OSB 4553
Pfrindlar, Nicolai
Raußmüller, Michel = Hans Michel Rausmüller OSB 4704.
Ritter, Georg OSB 4896
Ritter, Hans = Hans Jacob Ritter OSB 4898
Ritter, Lenhart = Hans Leonhard Ritter OSB 4899
Rückhenbrod, Michel, Erben
Rüdlin, Hans = Hans Rietli OSB 10034
Schafer, Jörg
Schenkel, Hans. OSB 10287
Schick, Hans Lenhart
Schrack, Reinhart OSB 5375
Spon. Hans
Storren, Hans Jörg = Johann Georg Storr OSB 5655
Storren, Michel = Michael Storr OSB 5651
Trigel, Hans Jacob, Jochims Sohn
Trigel, Hans Jacob, Der Junge, OSB 5798
Viter, Gregor
Volck, Hans OSB 5916
Wagner, Stoffel = Christoffel Wagner OSB 6004
Wanemann, Hans Peter, Witwe Anna Bärbel OSB 6083
Weickher, Lenhart
Weis, Hans Lenhart
Weißbrod, Georg Friederich aus Fahingen
Witer, Gregor
Zeis, Hans Conrad = Hans Conrad Zaiss OSB 6593
Zeis, Philipp = Hans Philipp Zeiß OSB 6594
Ziegler, Georg, Witwe, OSB 6675
Zieher, Hans = Johannes Zier ? OSB 6780
Zieher, Hieronymus, Hieronymus Zier, Witwe OSB 6780a
Zirn, Benedict = Benedikt Zörn OSB 6781
Zirn, Jacob = Hans Jacob Zörn OSB 6780b
Zirn, Stefan = Stefan Zier OSB 6779

1. Infol, Infel: Getreidemaß, in Heidelberg ca. 14 Liter.

2. Anwande, Anwende: unbebautes Flurstück zum Wenden der Ochsenespanne beim Pflügen.

1. odelshouen oder adelshouen entspricht heute Adelshofen

1. Widdumb, Widdum: Kirchengut.

2. Erbbestand: Erbpacht

3. beeth, Beede: Steuer

Das Eppinger Forstamt und seine Vorsteher

Die Bewirtschaftung des Eppinger Stadtwaldes im Laufe der Jahrhunderte

Karl Jürgen Haug

Die Furcht vor Holzangel hat die Forstwirtschaft notwendig gemacht. Das Holz als wichtigstes Baumaterial, als Werkstoff sowie als Brennmaterial war örtlich mit dem Anstieg der Bevölkerung knapp geworden, auch wenn es Gewerbe gab, die dem Brennstoff Holz nachgewandert sind wie die Köhler und Glasmacher. Das Holz war früher auf größere Strecken kaum zu transportieren, es sei denn, dass Bäche oder Flüsse zum Flößen zur Verfügung standen. Vor allem die transportgünstigen Waldteile waren übernutzt und die ortsnahen Wälder durch Waldweide und Streunutzung verarmt. Und dabei hatte Eppingen, am Rande des fruchtbaren, aber waldarmen Kraichgau gelegen, das Glück, einen relativ großen Wald zu besitzen. Diesen galt es zu verteidigen und zu erhalten, denn Wünsche, noch mehr zu roden, wurden immer wieder an die Stadtväter herangetragen.

Bereits während der Zugehörigkeit zur Kurpfalz galten Forstordnungen, die der in seinem Gebiet unabhängige Landesherr erließ, da er sich ja berufen sah, alles, was das Leben seiner Untertanen anging, zu regeln. So verfasste in seinem Auftrag der Kurfürstlich Pfalzgräfliche Rat Noe Meurer als Jurist und Kameralist im Jahr 1561 ein "Jagd- und Forstrecht" unter Bezug auf noch ältere Forstordnungen, die örtlich bereits 100 Jahre früher aufgeschrieben worden waren. Das Anwachsen der Bevölkerung und die Folgen des 30-jährigen Krieges (1618 - 1648) führten zu einem größeren Aderlass. So steht im Vorwort zur pfälzischen Forstordnung von 1711:

"Nachdem wir bei Antretung Unserer Regierung wahrgenommen, in was vor einen merklichen Ruin und Abgang die in Unseren Kurfürstlichen Landen befindliche Waldungen, Wildbahnen und Fischereien

geraten, auch bei den eingefallenen Kriegstrouben noch mehr devastiert und verdorben worden und dannhero nötig erachtet, dass zu besserer Unterhaltung Unserer Forsten und Wildbahnen als auch Unseren getreuen Untertanen eigentümlichen Waldungen eine solche Richtigkeit und Verfassung gemacht würde, damit allem zu besorgenden Ruin vorgebogen, die Gehölze in rechtem gutem Stand unverwüestet und unverödet gehalten, also genutzt und gebraucht werden, dass hier nach an Bau- und Brenn- und anderem Baumaterial und allerhand Sorten Holzgewerb kein Mangel erscheine, sondern durch gebührliche und rechte Hegung und Schonung ein immerwährender fortgängiger Nutzen geschafft. Nicht also die bloße Hegung einer guten herrschaftlichen Wildfuhr, sondern die Wiederherstellung aller in Kurpfälzischen Landen gelegenen Waldungen, ihre forstmäßige Erhaltung aller benötigten Holzarten für gegenwärtige und künftige Zeiten waren der oberste Zweck des Gesetzgebers bei Erlaß der Forstordnung."

Wo keine Bäume sind, wächst kein Holz !

Die Bäume sind nämlich Holzproduzent und Produkt zugleich! Aus dieser Erkenntnis entstand die Forderung nach einer nachhaltigen Nutzung der Wälder. Das Wort Nachhaltigkeit ist ursprünglich eine forstliche Wortschöpfung (wird aber heute allgemein benutzt). Darunter wird verstanden: Sicherung dauernder, möglichst gleich bleibender, hoher und hochwertiger Holznutzungen. Die nachhaltige Nutzung ist gebunden an die Erhaltung und Steigerung der Produktivität des Standorts, an dauernde Zuwachshöchstleistungen nach Masse und Güte, an die Herstellung einer bestmöglichen Vorratshöhe und Gliederung nach Masse und Güte.

Vor 1500 gab es in der Kurpfalz keine eigentliche Forstverwaltung, auch keine theoretische Ausbildung, allenfalls wurde man praktisch angelehrt als Waldhüter zum Schutz des Waldes und zum Einziehen der Holz-, Weide- und Strafgelder.

Die erste Anstellung eines Försters erfolgte 1511, der 1515 zum Forstmeister der Kurpfalz wurde, dem Hofjägermeister unterstellt. 1712 wurde das Oberjäger- und Oberforstmeisteramt geschaffen, und in jedem Verwaltungsbezirk eines Oberamtes wurde eine eigene Forstmeisterei eingerichtet. Der Forstmeister übernahm die Leitung und bewirtschaftete den Wald zusammen mit Förstern und Hilfskräften.

In weiteren Forstordnungen von 1560, 1565, 1580 und 1595 wurden die Vorgaben präzisiert und enthielten wie z.B. 1580 nicht nur Vorschriften gegen übermäßige Holznutzungen und Pflichten zur sorgfältigen Waldbehandlung (Pflege, Durchforstung), zur Gewinnung, Aufbewahrung und Aussaat von Nadelbaumsamen. Hier wurden bereits die verschiedenen Standortansprüche der Baumarten im Wesentlichen richtig beschrieben.

Kurfürst Friedrich III. verlangte bereits vor 1576 auch von den Gemeinden, sie sollten in ihren Wäldern die Forstordnung befolgen und Förster einstellen. Das Holzanweisen war Angelegenheit des sog. Holzgebers, nicht der vom Oberamt verpflichteten Förster. In der Forstordnung von 1611 wurde dann allerdings vorgeschrieben, dass das Bauholz durch den herrschaftlichen Förster angewiesen werden muss.

Kurfürst Karl I. Ludwig (1648 - 1680), der "Wiederhersteller der Pfalz" hat mit seinem Edikt von 1658 verfügt, dass die Bewirtschaftung sämtlicher Kommunalwälder in die Hand des Staates genommen werden, eigenmächtiges Holzfällen und aller Holzverkauf dem Eigentümer verboten ist. Holzanweisen also nur durch den Forstmeister, Holzfällung nur in Gegenwart des Forstknechtes. (Dies ist wohl in der Praxis nicht ganz so streng gehandhabt worden). 1783 wurde in den kurpfälzischen Staatswaldungen die Vermessung und Kartierung in die Wege geleitet, 1789 auch die Vermessung der Gemeindewaldungen. Nicht so in Eppingen, wo der Wald erstmals 1850 vermessen wurde.

Pfarrer Franz Gehrig hat in seinem Beitrag über die "Jagdleidenschaft in Eppingen"

(Ottlilienberg, Bd. 2) im Anhang zahlreiche Förster auf dem Ottlilienberg aufgeführt:

- 1591 Joseph Clee, Bruder oder Waldknecht, bitet um Bestätigung seines Dienstes
- 1591 Marx Sohner, Waldschütz und Forstknecht der Eppinger Hardt
- 1616 Jonas Resch, Forstknecht und Walschütz auf der Eppinger Hardt
- 1652 Hans Peter Wannemann, Jäger, Forstknecht auf dem Ottlilienberg, gest. 29.4.1656, verh. mit Anna Bärbel Kesselring, 5 Kinder
- Nach einer Urkunde vom 26. August 1656 wird bestellt:
- 1656 Ludwig Mohr als Forstknecht und Waldschütz auf der Eppinger Hardt
- 1664 Wilhelm Ferdinand, Forstknecht auf dem Ottlilienberg
- 1676 Hans Martin Grohe, Jäger uff dem Berg
- 1677 Matthäus Schöderer, Jäger uff dem Berg genannt
- 1683 Hans Henrich Thomas
Johann Heinrich Thomas, Forstknecht auf dem Ottlilienberg, gest. 7. 3. 1749, 72 Jahre alt, verh. 1. mit Catharina Elisabeth 4 Kinder, 2. mit Sofia Barbara Gummel, deren Mann als Soldat in Frankreich lebt, Haushälterin bei Thomas, 1 Kind, 3. mit Juliana 1 Kind
- 1759 Christoph Heinrich Thomas, Jäger auf dem Ottlilienberg, gest. 28.2.1769, verh. mit Margaretha, 4 Kinder
- 1751 Johann Jakob Rausmüller, Sohn des Bürgermeisters Joh. Michel Rausmüller, geb. 24.4.1714, gest. 12.3.1778, Kurfürstl. Förster, Domkapitular und Schaffner, Wirt zum Ochsen, Posthalter, Kirchenvorsteher; verh. mit Anna Elisabeth Gugemus 11 Kinder
- 1768 Georg Friedrich Rausmüller, Sohn von J. J. Rausmüller geb. 30.1.1745, gest. 11.10.1784, Witwer, keine Kinder kurpfälz. Förster, domkapitularischer speyerischer Schaffner
- 1784 Andreas Waldmann, Jäger auf dem Ottlilienberg, städt. Förster, gest. 20.3.1814, 81 Jahre alt. Wegen Altersbeschwerden wurde ihm sein Stiefsohn beigegeben
- 1792 Peter Buhmann als Jägerbursche

Mit dem Reichsdeputationshauptschluss endet am 25. 2.1803 die Ära unter den Kurfürsten von der Pfalz, und Eppingen kommt zum Großherzogtum Baden und wird 1810 zur Amtsstadt anstelle des bisherigen Amtes Gochsheim, wobei Schluchtern erst 1813 vom Amt Sinsheim an Eppingen abgegeben wird.

Das wesentlich größer gewordene Großherzogtum Baden musste seine Verwaltung und so auch die Forstverwaltung neu organisieren. Das Forst-, Berg- und Jagdwesen wurde zentral zusammengefasst als "Forstkommision", die kollegial organisiert, ihre Beschlüsse durch Stimmenmehrheit fasste. Ihr Geschäftsbereich umfasste die "Staats-, Commun- und Privatwäldungen unserer sämtlichen Landesteile, sodann die Jagd, das Flozwesen und die Berg- und Hüttenwerke in gleichem Umfang in wirtschaftlicher und polizeilicher Rücksicht." Unabhängig davon war das Land 1803 in 3 Provinzen unterteilt worden:

- I Markgrafschaft mit Oberforstämter in Rastatt, Karlsruhe, Pforzheim u.a.
- II Pfalzgrafschaft mit Oberforstämter in Heidelberg, Bretten, Bruchsal, Odenheim u.a.
- III Oberes Fürstentum mit Oberforstämter in Pfulendorf u.a.

Dabei hatte das Oberforstamt Bretten 4 Reviere:

- 1. Dietelsheim
- 2. Münzesheim
- 3. Zaisenhausen
- 4. Ottilienberg

1807: Neuorganisation mit 10 Oberforstämtern, darunter als Nr. 9 Bretten.

1812 wurde die Forstverwaltung schon wieder neu organisiert durch

- 1. Zuordnung der Privat- und Gemeinewälder zum Innenministerium als Forstpolizeidirektion,
- 2. Zuordnung des Staatswaldes sowie Aus- und Fortbildung beim Finanzministerium als Direktion der Forstdomänen und Bergwerke.

Am 15.11.1833 trat das neue Badische Forstgesetz in Kraft, das zwar mehrmals in einzelnen Punkten abgeändert oder durch Verordnungen ergänzt worden war, bis es am 1. 4. 1976 durch das neue Baden-Württembergische Forstgesetz ersetzt wurde. Durch dieses wurde auch im badischen Landesteil die Körperschaftsforstdirektion als höhere Sonderbehörde eingeführt, in der neben den Vertretern der höheren Forstverwaltung (Forstdirektion) auch die Innenverwaltung und Vertreter des kommunalen Waldbesitzes vertreten waren. Bei den Sitzungen wurden nur besonders umfangreiche oder schwerwiegende Fälle entschieden. Die Geschäftsführung liegt bei der jeweiligen Forstdirektion.

Das Personal:

Ausgangs des 18. Jahrhunderts und z.T. bis Mitte des 19. Jahrhunderts befanden sich die leitenden Stellen für Jagd und Forst fest in der Hand des Adels, die verein-

zelt aus dem " Ausland", wie Württemberg, Kurpfalz, Speyer u.a., sogar angeworben wurden. Eine der wenigen Ausnahmen war hier zum Beispiel Jakob Kiesling, der 1717-1755 Forstmeister am OFA Pforzheim war, ein ganz besonders tüchtiger Forstmann, der aus dem Forstknechtstand kam. Der damalige Markgraf von Baden soll die Bestellung Kieslings mit folgenden Worten vorgenommen haben: "Höre Kiesling, ich mache dich zum Oberjäger in Pforzheim und befehle dir, dass du, so lieb dir dein Leben ist, meine Wäldungen mit bestem Wissen und Gewissen in Acht nimmest. Ich könnte wohl einen Forstmeister aus meinen Kavaliereen dahin setzen, aber wenn die Leute nicht handeln, wie sie sollen, kann ich nichts mit ihnen anfangen. Aber dich kann ich hängen lassen, wenn du nicht als ehrlicher Mann handelst."

Früher wurden bevorzugt Offiziere, die überzählig oder zu alt waren oder besondere Verdienste beim Militär oder sonst wo erworben hatten oder aus Mangel an Beförderungsmöglichkeiten, als Forstmeister übernommen, wobei Dienst beim Militär ja überhaupt Voraussetzung für den Forstdienst war. Spätestens durch das Forstgesetz von 1833 wurde der fürstlichen Willkür bei Anstellung und Besoldung der Forstbeamten ein Ende gesetzt. Es schrieb vor für den Bezirksförster eine wissenschaftliche Ausbildung am damaligen Großherzoglichen Polytechnikum in Karlsruhe und eine Staatsprüfung (erstmalig 1804 durchgeführt). Einen Gehalt bezog man allerdings erst nach Freiwerden einer Stelle durch Tod oder Pensionierung, die aber nur bei körperlicher Dienstunfähigkeit ausnahmsweise genehmigt wurde. Schließlich war man Diener, und so findet man die persönlichen Unterlagen der damaligen Forstleute nur in den Dienerakten im Generallandesarchiv in Karlsruhe. Erst wenn man in sein Amt eingesetzt war, bezog man Gehalt. Bis dahin lebte man als Forstpraktikant vom eigenen Vermögen oder von seiner (reichen) Frau. Adelige durften damals keiner bürgerlichen Beschäftigung nachgehen, wollten sie nicht ihre Privilegien verlieren. Unter den Staatsdienern gehörte der adeliche Forstmeister zur 6. Klasse, der bürgerliche zur 8. Klasse.

Förster waren praktisch ausgebildet mit abschließender Prüfung. Danach wurden sie als "Jägerpursche" rezipiert.

Tatsächlich dauerte es natürlich Jahrzehnte, bis überall auf den Grh. Bezirksforsteien (später Forstämtern) voll ausgebildete Oberförster saßen.

Die Großherzogliche Badische Forstverwaltung hatte die Bezirksforstverwaltung auf 14 Großherzogliche Forstämter aufgeteilt, darunter:

Ziff. III Forstamt Bruchsal mit den 4 Grhzgl. Bezirksforsteien Odenheim, Bretten, Graben und Bruchsal, 9 grundherrlichen Bezirksforsteien, 1 Gemeindeforstei: Eppingen.

Für die Gemeindeforstei Eppingen ist auch in Baden zunächst der Städt. Förster Andreas Waldmann weiterhin zuständig, unterstützt von seinem Stiefsohn Peter Buhmann als Jägerbursche.

Ab 30. 1. 1808 kommt Förster Kärcher. Diesem wird 1812 die Jagd im Hardtwald um jährlich 20 Gulden "auf unbestimmte Zeit in Bestand gegeben", bis er 1829 in den Ruhestand ging. Er hatte sich zuletzt wegen Kränklichkeit auf die Beförderung ohne Waldhut beschränkt.

Darauf stellt Bernhard Harlfinger aus Odenheim unter dem 20. 5. 1828 Antrag auf Übertragung der Hut in den Waldungen der Stadt Eppingen, und die Stadt beantragt, die Stelle ihm übertragen zu dürfen. Die Direktion des Murg- und Pfinzkreises in Durlach schreibt darauf am 13. Januar 1829:

Betr.: Erlass der Großherzogl. Hochw. Finanzministerium Oberforstdirektion vom 27. vorigen Monats Nr. 11263 den Jägerbursch Harlfinger von Odenheim in spe das Gesuch der Stadt Eppingen um die Erlaubnis einen eigenen Förster für ihre Communalwaldungen anstellen zu dürfen.

Man findet dortseits nichts dagegen einzuwenden, dass gedachte Stadt für ihre Waldungen, welche bisher durch den landesherrlichen Förster beaufsichtigt wurden einen eigenen Förster aufzustellen, ebenso könne man geschehen lassen, dass die Försterstelle dem Jägerburschen Bernhard Harlfinger von Odenheim, welcher allerdings die hiezu nöthige Qualifikation habe, übertragen werde. Nur finde man die demselben mit 406 Gulden 30 ausgeworfene Besoldung bei der Obliegenheit zur Haltung

eines Jägerburschen, den man immer auf 150 Gulden anschlagen kann und bei Verzicht auf den direkten Bezug zu gering, als dass der Förster, ohne auf Abwege zu gerathen, davon leben könne.

Man muss daher dorthin empfehlen, die Försterbesoldung bei den angeführten Umständen wenigstens auf 500 - 600 Gulden zu fixieren, wobei der Stadt immer noch eine bedeutende Ersparnis gegen den früheren Aufwand verbleibt. Dieser betrug:

Forsteilichkeitsabgabe	86 Gulden	8 Kreuzer
Beförderungskosten	458 Gulden	39 Kreuzer
Hutskosten	263 Gulden	27 Kreuzer
bisherige Kosten	808 Gulden	34 Kreuzer

Beschluss: Hiervon wird der Stadt Eppingen Nachricht gegeben um die Stadt wie gesagt davon in Kenntnis zu setzen - ihre Erklärung zu erheben um hierher zur weiteren Verfügung vorzulegen. Hiervon wird dem Amt Eppingen Nachricht gegeben um die Stadtvorgesetzten davon in Kenntnis zu setzen.

Diese Abschrift geht an den hiesigen Stadtrat zur Nachricht um weitere Berichterstattung binnen 8 Tagen über die Besoldungserhöhung des künftigen Försters.
19. Januar 1829"

Der Stadtrat hat darüber beraten, wobei die Ratsverwandten Auchter und Kohler "darauf drängen den Förster so zu stellen, dass er als rechtlicher Mann bestehen könne". Die Ratsverwandten Vollweiler und Brehn bemerken: "fürs erste Jahr keine Erhöhung bis man solchen in seinem Dienstgeschäften erst kennen lerne. Die übrigen Ratsmitglieder äußern, der Förster habe außer seiner Besoldung 1/3 der Anzeigegebühren und wenn man sähe, dass er sich das Wohl des Waldes angelegen sein lasse würde man auf die Aufbesserung sichern Bedacht nehme."

"Indes wir dieses berichten empfehlen wir diesen Gegenstand zur Beförderung Großherzoglichen Bezirksamtes, da die Waldfreiheit seit einiger Zeit mehr als je über Hand nehmen."

Es folgt eine 9-seitige Instruktion für Bernhard Harlfinger mit 20 Paragraphen durch das Grh. Forstamt Bretten, ausgestellt Gemmingen, am 17.3.1829, gez. von Gemmingen. Harlfinger erhält das Haus auf

dem Ottilienberg samt Nebengebäude und das dabei befindliche Feld und hat an ständige Besoldung jährlich zu beziehen: 500 Gulden, 1 Klafter Holz, 50 Wellen, 1 doppelte Bürgerholzgabe I. Classe, dagegen hat er zu bezahlen 75 Gulden für Haus und Güter.

Das Forstamt Bruchsal stellt 6 Jahre danach fest: "dass nach den Akten kein besonderer Dienstvertrag mit Herrn Harffinger abgeschlossen sei sondern nur ein Besoldungsvertrag vorhanden sei. Und heiße es in den Rescripten und Berichten, dass er auf Gutverhalten angestellt sei und nirgends ist gesagt, wann seine Dienstzeit zu Ende gehen soll. Übrigens hat derselbe seinen Dienst bisher fleißig versehen und seine Schlagstellungen forstmäßig besorgt und in gutem Zustand. Auch glauben wir, dass man ihm die Versehen dieser Stadtwaldungen belassen könnte, solange er sich gut aufführt."

Es dauert fast ein weiteres Jahr, bis am 28. Januar 1836 "in Gegenwart des Gemeinderats, Bürgerausschusses und des städtischen Bezirksförsters Harffinger auf der heutigen Tagfahrt nach Maßgabe des durch amtlichen Erlasses vom 20. Dezember 1835 nach hier mitgeteilten hohen Regierungsbeschlusses...mit dem bisher nur provisorisch angestellten gewesenem städt. Bezirksförster Bernhard Harffinger der Dienstvertrag abgeschlossen wurde. Die Anstellung erfolgt vorderhand nicht unwiderruflich und kann der Förster, ohne dass ihm besondere Gründe nachgewiesen werden müssen, entlassen werden. Zu einer solchen Entlassung aber ist die ohne Gründe nicht zu versagende Staatsgenehmigung erforderlich. Zugleich wird dem Herrn Förster die Zusicherung erteilt, dass er, wenn er sich nicht innerhalb 3 Jahren Dienstfehler zu Schulden kommen lasse oder durch unmoralisches Betragen Ärgeris gebe, wodurch eine wirksame Dienstführung nicht mehr zu erwarten wäre, dann definitiv als städt. Bezirksförster angestellt werden solle."

Herr Harffinger "macht sich verbindlich, die Hut der Stadtwaldungen loyal durch persönliches Mitwirken als durch strenge Aufsicht über die Waldhüter zu leisten und überhaupt das städt. Interesse möglichst zu wahren und zu fördern."

Mit Schreiben vom 15. April 1836 bestätigt die Forstpolizeidirektion Karlsruhe, dass

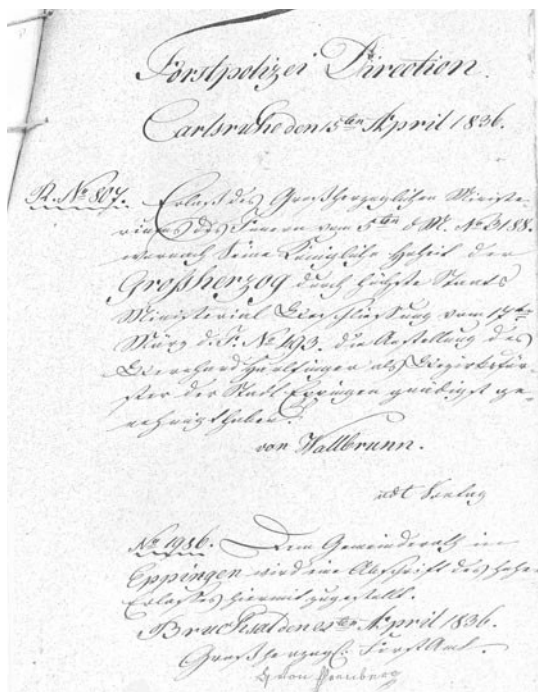
"Seine Königliche Hoheit der Großherzog die Anstellung des B. Harffinger als Bezirksförster der Stadt Eppingen gnädigst genehmigt haben.

Forstpolizei Direction Karlsruhe den 15. April 1836."

Aufgrund einer Beschwerde des Stadtrats vom 4. 9. 1845 wegen ungenügender Waldhut und zunehmendem Forstfrevel antwortet das Grh. Forstamt Bruchsal, "dass wir binnen 10 Tagen selbst dorthin kommen und wegen des Eichen-Stammholz-Frevels auch wegen übriger Beschwerden gegen das Schutzpersonal die Untersuchung pflegen werden.

gez. Ehrenberg"

Unter dem 13. Oktober 1845 schreibt das Grh. Forstamt Bruchsal: "...wenn wir gleich nicht verkennen, dass die Waldhüter durch mehr Fleiß und Tätigkeit zur Entstehung des Eichenstammholzfrevels hätten anwenden können, so haben wir bei der ersten Visitation schon festgestellt, dass 2 Hüter für den über 300 Morgen großen Wald nicht genügend sind. So hält die Stadt



Genehmigung der Anstellung von B. Harffinger durch Ihre Kgl. Hoheit der Großherzog

Bretten, deren Verhältnisse ganz ähnlich sind mit Eppingen, fünf Waldhüter. Das Forstamt fordert mindestens 1 weiteren Waldhüter und meint: "Wer den Zweck will, muß die Mittel wollen."

Gemeinderat und Bürgerausschuß antworten am 22.10.1845, dass sie mit dem Schreiben des Forstamts nicht einverstanden seien. Der Vergleich mit Bretten wird zurückgewiesen, da dieses keinen Bezirksförster habe und damit geringere Kosten als Eppingen. "Das Forstamt wird gebeten auf das hiesige Waldhüterpersonal inklusive Förster ein besonderes Augenmerk zu haben, damit dasselbe wirklich leiste, was es nach seinen Pflichten soll."

Am 30. April 1847 bittet der städt. Bezirksförster Harlfinger um gefällige Genehmigung, die Mühlbacher Gemeindewaldungen wie bis jetzt befördern zu dürfen. Dazu erteilt die Stadt am 17.5.1847 die Genehmigung mit dem Vorbehalt der jederzeitigen Widerrufung.

Am 28.3.1849 stirbt Bezirksförster Bernhard Harlfinger, 54-jährig, und hinterlässt seine Witwe Elisabeth geb. Kohler aus Eppingen, mit der er 13 Kinder hatte. Diese beantragt 5 Jahre später ihre Auswanderung mit ihren 8 Kindern, was ihr am 15.4.1854 genehmigt wird.

Die Direktion der Forste, Berg- und Hüttenwerke schreibt an das Grh. Bezirksamt Eppingen, dass dem Ersuchen der Stadt Eppingen vom 18.2.1849 auf Errichtung einer neuen landesherrlichen Bezirksforstei nicht entsprochen werden könne - vielmehr Zuordnung zur Grh. Bezirksforstei Bretten. Es wird angefragt, ob auf eine städtische Bezirksforstei verzichtet werde. Nach Harlfingers Tod fordert die Direktion die Stadt mehrfach auf sich zu entscheiden. Inzwischen hat der Brettener Forstpraktikant Ludwig Hermann Hofmann, Sohn des Georg Ernst Hofmann, Löwenstein - Freudenbergscher Domänen- und Kanzleidirektor, als Bezirksverweser die Betreuung des Eppinger Waldes übernommen. Verheiratet mit Sofie Juliane von Feder (2 Kinder), hat er das Vertrauen der Gemeinde, jedoch keine Aussicht, dass die Wahl ihn treffen könnte, da noch ältere vorhanden seien.

Die Stadt beantragt auch in den nächsten Jahren wiederholt die Einrichtung einer

Grh. Bezirksforstei und begründet dies u.a. damit, dass einige benachbarte Waldungen ganz in Vergessenheit geraten waren und erst nachträglich anderen Bezirksforsteien, die weit entfernt gelegen sind, zugeteilt wurden und jetzt der hiesigen Stadt zugeteilt werden könnten wie z. B. die Waldungen von Schluchtern, welcher Ort zum Amtsbezirk Eppingen gehört. Die Direktion erwidert, dass wichtigere Ämter Vorrang hätten. So schreibt Bürgermeister Lothar am 12.10.1849, dass wieder ein städtischer Bezirksförster angestellt werden soll.

So wird doch der Forstpraktikant Ludwig Hermann Hofmann mit der Leitung betraut und ein Dienstvertrag auf 10 Jahre abgeschlossen - allerdings nach 2 1/2 Jahren aus unbekanntem Grund wieder aufgehoben.

Es folgt Forstpraktikant Siegmund Friedrich Wilhelm Müller aus Sennfeld, mit dem unter dem 13. September 1852 ein Dienstvertrag abgeschlossen wurde.

Müller war verheiratet: 1. mit Karline Christine Bertsch, 1 Kind, und 2. mit Mathilde Benzlen aus Schwaigern, 2 Kinder.

Müller war ein ganz ausgezeichneter, fleißiger Forstmann, von dem beim Forstamt eine sehr ausführliche Forstliche Chronik vorliegt, die Müller für die Jahre 1850 - 1858 verfasst hat, aus der sehr detailliert Waldzustand und Wirtschaftsweise, Kosten und Erlöse, Baumartenwahl, Forstschädlinge erfasst werden können, leider aber auch die mangelhafte Bereitstellung der Arbeitskräfte beklagt wurde, "da immer zuerst die Landwirtschaft vorgeht".

Auch die Freiherren Göler in Sulzfeld waren von seiner Wirtschaftsführung angefan und haben ihn zu ihrem Wirtschaftsbeamten ernannt. Er schreibt am 1.2.1856 "an den löblichen Gemeinderat qua Dienstherrschaft um die gefälligste Entscheidung der Genehmigung hierzu, die mir umso weniger versagt werden dürfte, als sie mein Vorgänger auch erhalten hat, da die ganze Beförsterung der Sulzfelder Waldungen höchstes 12 - 15 Tage im Jahr erfordern."

Müller bleibt leider nur bis zum 31.5.1861, nachdem der erneute Antrag auf eine Grh. Bezirksforstei abgelehnt worden war mit dem Hinweis, dass Eppingen noch lange

nicht an der Reihe sei. Immerhin gab es 1860 noch 15 Gemeinde- und Körperschaftsforstbezirke in Baden (heute nur noch 3: Baden-Baden, Freiburg und Villingen). Bezirksförster Müller wurde an die Grh. Bezirksforstei Zell im Wiesental versetzt.

Sein Nachfolger wird Forstpraktikant Vogt von der Bezirksforstei Karlsruhe als Dienstverweser ab 31.5.1861, aber nur bis zum 2.3.1863, wo er nach Kippenheim versetzt wird.

Am 26.4.1863 wird Forstpraktikant Karl Gockel von Oberforstrat Leibach als Amtsverweser eingeführt. Verheiratet mit Amalia Maier aus Mannheim, 2 Kinder. Er übernimmt aber am 5.2.1866 die Bezirksforstei Hardheim.

Forsttaxator Wilhelm August Menger, verheiratet mit Elisabeth Friederike geb. Wieser, 1 Kind. Ihm wird die städtische Bezirksforstei am 2.2.1866 provisorisch übertragen und gleichzeitig erfolgte die Aufforderung der Domänenverwaltung, die Wahl eines städtischen Bezirksförsters vorzunehmen. Am 22.2.1866 "stellt der Gemeinderath nun wieder an die hohe Domänenverwaltung die Bitte, in Eppingen eine landesherrliche Bezirksforstei errichten und dieser die Beförderung des hiesigen Gemeindeforstes übertragen zu wollen."

Die Direktion hat ein Einsehen, und es fällt die für Eppingen wichtige Grundsatzent-

scheidung am 18. Dezember 1867:

Es dauert noch Monate, bis die Vorarbeiten abgeschlossen sind und am 1. Mai 1868 die Landesherrliche Bezirksforstei Eppingen offiziell besteht und Forstpraktikant Menger nun als landesherrlicher und nicht mehr als städtischer Dienstverweser tätig

ist. 1. Vorstand der Landesherrlichen Bezirksforstei Eppingen wurde zum 8. 9. 1868:



Emil Kuenzer
1868 - 1883,

geb. 5.12.1837, gest. 25.3. 1883 in Eppingen, verh. mit Emma Katharina Wittmer, Tochter des

Posthalters Jacob Wittmer von hier. 5 Kinder.

Kuenzer war nach seinen guten Leistungen in der Schule und Studium mit der Note hinlänglich befähigt angestellt als Forstpraktikant in verschiedenen Bezirksforsteien (BFO), u.a. Bruchsal. Emil Kuenzer ist 1865 bei der städt. Bezirksforstei Durlach beschäftigt.

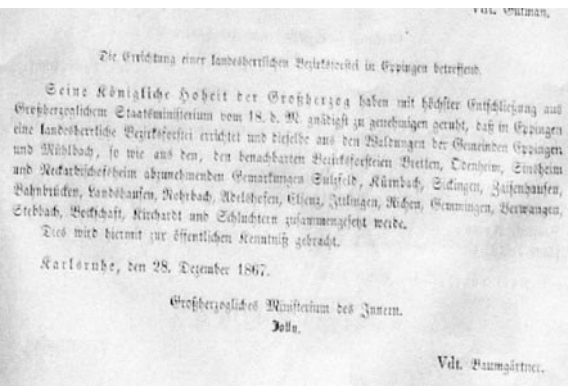
Am 26.6.1883 folgte ihm unter Ernennung zum Oberförster:

Eduard Karl Weissmann 1883 - 1900,

geb. 4.10.1848, verst. 1.11.1913, verh. mit Amelie Fleischer, 2 Söhne. Nach Besuch des Grh. Polytechnikums in Karlsruhe im März 1872 Staatsprüfung. Forstpraktikant in der BFO Kirchzarten, wo er "zur vollen Zufriedenheit arbeitet, so dass wir über den Fleiß, Betragen und Befähigung nur ein günstiges Zeugnis ausstellen können." Forstpraktikant + Taxator in zahlreichen weiteren Bezirksforsteien.

Mit Erlass des Grh. Ministeriums der Finanzen vom 23.6.1883 "haben Seine Kgl. Hoheit der Großherzog geruht den Bezirk dem Forstpraktikanten Karl Eduard Weissmann unter Ernennung zum landesherrlichen Oberförster zu übertragen."

An Silvester 1883 berichtet Oberförster Weissmann in einem Schreiben an die Grh. Domänenverwaltung, "dass er bei einem Landwirt und Steinhauer in sehr dürftigen Verhältnissen zur Miete wohne - Mietwert



Auszug aus dem Badischen Regierungsblatt vom 12.2.1868 mit dem Beschluss des Großherzogs vom 18.12.1867, dass er gnädigst zu genehmigen geruht, dass in Eppingen eine landesherrliche Bezirksforstei errichtet wird.

420 Mark/Jahr - und nur ein kleines Büro habe." Er bittet um Abhilfe. Karlsruhe antwortet bereits am 5. Januar und fragt an, "was der Gemeinderat in Eppingen zu tun gedenke". Nach längerer Suche wurde für die Behörde ein Grundstück an der Kaiserstraße direkt neben der evang. Kirche gefunden. Der Bürgerschaft bewilligt dafür einen Zuschuss von 2000 Mark "zur Erbauung eines Forsthauses dahier". Inzwischen war dem Oberförster gekündigt worden, weil er sich erlaubt hatte, seinen Holzschuppen abzuschließen, weil laufend Brennholz fehlte. Im März 1885 erfolgte der Ankauf des Grundstücks, im Herbst der Baubeginn. Da eine zentrale Wasserversorgung nicht existierte, wurde am Haus ein Brunnen gegraben. Kosten ca. 350 - 400 Mark. (Der Brunnen der Brauerei Zorn dürfte dasselbe Wasser erbohrt haben!)

Im Jahr 1900 stellt er wegen der Schule für die Söhne und wegen gesundheitlicher Probleme seiner Frau Antrag auf Versetzung nach Pforzheim zur Bezirksforsterei Huchenfeld. "Er wird versetzt zum 6.8.1900, gegeben zu St.Moritz vom Großher-

zog Friedrich". In Pforzheim erhält er am 3.1.1903 das Ritterkreuz I. Kl. des Ordens vom Zähringer Löwen und am 30.12.1912 "haben seine Kgl. Hoheit der Großherzog gnädigst geruht den Forstmeister Weissmann in Pforzheim das Ritterkreuz I. Kl. mit Eichenlaub vom Zähringer Löwen zu verleihen."



Emil Baumann

6.8.1900 - 22.11.1910

geb. 13.08.1859, gest. ?

1878 Forstpraktikant mit der Note hinlänglich befähigt übernommen. Ge-hilfe bei mehreren Be-zirksforsteien. 1.11.1890 Oberförster in Walldürn, 17.8.1900 Übertragung des Forstamtes Eppingen zuzügl. Bewirtschaftung der Wälder der Freiherren von Gemmingen in Gemmingen und Itllingen. 12.9.1905 Forstmeister Baumann erhält das Ritterkreuz I. Kl. des Ordens vom Zähringer Löwen. Am 9.12.1910 Übertragung des Forstamtes Mannheim. In Pension zum 29.3.1919 wegen vorgerückten Alters und leidender Gesundheit.

Konstantin Schaier

1910 - 1922

geb. 19.5.1871, gest. 17.1.1934 in Pforzheim

1894/95 Staatsprüfung 1896 Dienstantritt b. FA Bretten als überzähliger Gehilfe. Weitere Stationen in den Forstämtern im ganzen Land. 1906 Forstassessor, 22.11.1910 als Oberförster, später Forstmeister.



1.2.1922 versetzt nach Pforzheim Forstamt Huchenfeld

Dr. Karl Ganter

1.2.1922 - 31.12.1933

geb. 12.6. 1887 in Renchen, gest. 1959

1907 Reifeprüfung

1909 forstl. Vorprüfung

1912 forstl. Fachprüfung, Forstpraktikant

1920 Staatsprüfung, Forstassessor, 1.2.1922 FA Eppingen



Bezirksforsterei 1886-1924. Jährliche Miete: 240 Mark.

11.10.1924 Oberförster, 3. 6.1927 Forstrat
1.1.1934 versetzt an das FA Rotenfels
1.9.1935 versetzt wegen Krankheit. Dr. Karl
Ganter Lehrbeauftragter für forstliches
Transportwesen an der Uni Freiburg als
Oberregierungsforstrat. In seiner Eppinger
Dienstzeit wurde am 1.4.1924 das Bezirks-
amt Eppingen aufgelöst und das Amtshaus
in der Brettener Straße frei. Das in den Jah-



Forstamt 1925 - 1967



ren 1781 - 1784 vom kur-
pfälzischen Stadt-schul-
theiß Erkenbrecht erbaute
stattliche Haus diente
nun als Sitz des Forst-
amtes und der Polizei.

Hans Wagner,
Amtsverweser,
1.4.1934 - 1.10.1935

geb. ?, gest. 1983



anschließend versetzt
als Forstmeister an das
FA Odenheim, später als
Oberforstrat in Lörrach.

Hans Hermann Otto Stoll
1.7.1936 - 31.3.1967

geb. 21.8.1905, tödlich
verunglückt 31.1.1967;
verh. mit Verena geb. Vogelbach, 4 Kinder,
davon 1 Sohn ebenfalls tödlicher Autounfall
mit 10 Jahren.

1923-27 Studium an der Uni Freiburg / Br.
Referendar in Kenzingen, Philippsburg,
Schopfheim. 1930 Staatsexamen als 2. des
Jahrgangs. Als Assessor Taxator und auf
der Direktion in KA.

Oktober 1935 Ernennung zum Forstrat und
Übertragung des FA Eppingen, 1.7.1936
Dienstantritt. 24.2.1939 Beamter auf
Lebenszeit. Ab September 1939 Kriegs-
dienst, zuletzt als Oberleutnant d. R. Juni
1945 wieder Dienstantritt beim Forstamt
Eppingen nach kurzer Kriegsgefangen-
schaft. Ernennung zum Oberforstrat.

Nach 1945 wurde auch in Eppingen der
Wohnraum sehr knapp, so dass die Stadt-
verwaltung ständig versuchte, Dienst- und
Wohnräume zu beschlagnahmen. Dies galt
auch für das Amtshaus, obwohl dieses
bereits von 26 Personen gegenüber dem
Vorkriegsstand von 8 Personen bewohnt
wurde. Dazu befanden sich darin noch die
Diensträume des Forstamtes und der Poli-
zei sowie die Schneiderei Zorn mit 6 Lehr-
mädchen zuzüglich Publikumsverkehr, dar-
unter die 26 Forstbetriebsbeamten.

Bereits mit Schreiben vom 18.8.1949 for-
dert der Präsident der Landespolizeidirek-
tion Karlsruhe vergeblich, "dass das Forst-
amt 2 Diensträume freimache für die Ein-
richtung einer Landespolizeistation." Neun
Jahre später beanspruchte die Polizeidirek-
tion Nordbaden aber "wesentlich mehr
Räume für die Unterbringung und techni-
sche Ausstattung der Landespolizeiabtei-
lung und für den Landespolizeiposten."
Damit begann eine lange, wechselvolle
Planungsgeschichte für ein neues Forst-
amt:

19.2.1959 Antrag auf Neubau durch FD KA



Forstamt 1966 - 1998



23.9.1960 Bau-
platzkauf - 10,50 DM/qm
24.1.1961 Freiga-
be der Planung
ginn 1.9.1964 Baube-
ginn 1.8.1966
Einzug in die Johannes-
Klein- heins-
Str. 34
31.3.1967 tödlicher
Autounfall von OFR Stoll

Gerhard Weber

1967 - 1977

geb. 8.3.1920 in Heidelberg, verh. mit Margarete geb. Freist, 3 Kinder, aufgewachsen in Grombach, Abitur Sinsheim 1938, RAD, Militärdienst. 24.7. 1943 schwer verwundet - Verlust des rechten Arms und Durchschuss oberhalb der rechten Hüfte. 1944 Beginn des Studiums während der Lazaretzeit in Straßburg mit Volks- und Betriebswirtschaft, Jura, naturwissenschaftliche Fächer sowie Raumwirtschaft und Landesplanung.

November 1944 aus der Wehrmacht entlassen und Immatrikulation in Freiburg/Br. Praktische Lehrzeit am Forstamt Sinsheim vom 22.5.45 bis 15.4.46. Aufnahme des Forststudiums an der Uni in Freiburg am 29.4.1946. Vorprüfung 1947, Hochschulabschlussprüfung 1948. Forstreferendar in Heidelberg und Bruchsal. Dezember 1950 Staatsexamen und Heirat. Assessor des Forstdienstes an den FÄ Karlsruhe-Hardt und Pforzheim als 2. Beamter. Forstassessor 1960, Forstmeister 1961, 1962 FA Karlsruhe. Juni 1967 Amtsverweser am FA Eppingen, Ende Juli 1967 Amtsvorstand. 25.3.1968 Oberforstrat.

Zum 12.7.1977 Versetzung nach Pforzheim als Amtsvorstand des Forstamtes Huchenfeld. 28.7.1978 Forstdirektor. Auf Anraten des Amtsarztes beantragte er zum 31. 12.1979 wegen zunehmender Behinderungen und Schmerzen als Folge der Kriegsverletzungen die Versetzung in den Ruhestand. Heute wohnhaft in Freiburg/Br.

Durch die Verwaltungsreform von 1972, durch welche die Stadt Eppingen zum Landkreis Heilbronn gekommen war, wurde das Forstamt Eppingen mit Wirkung vom 1.10.1975 der Forstdirektion Stuttgart zugeordnet und musste dabei abgeben:



Hilsbach, Reihen, Sulzfeld, Kürnbach, Zaisenhausen, Landshausen; aufnehmen: 1. vom aufgelösten FA Schwaigern: Schwaigern, Massenbachhausen, Kleingartach, Weinsberger Wald in Gemmingen, 2. vom aufgelösten FA Neckarbischofsheim: Bad Rappenau und Siegelbach.

Karl Jürgen Haug

12.7.1977 - 30.6.1997

geb. 25.6.1932, verh. mit Ursula Dorothea geb. Martin, 4 Kinder, 1952-1956 Studium in Freiburg und München, 1956-1958 Hilfsassistent an der Uni Freiburg

1958-1960 Forstreferendar mit Staatsexamen. 1960/61 forstl. Wirtschaftsberater für Kleinprivatwald in Hechingen. 1961-1963 Forsttaxator beim Herzog von Württemberg. 1.4.1963 als Forstassessor beim Fürsten von Leiningen in Tauberbischofsheim Taxator und Amtsverweser.

1.3.1964 Leiter des FLFA Tauberbischofsheim bis zu dessen Auflösung = Verkauf. 1.1.1969 Übernahme in den Landesdienst mit Dienstvertretungen in den FÄ Adelsheim und Heidelberg sowie Taxator in verschiedenen Forstämtern als Forstrat bzw. Oberforstrat. 1.8.1973 Versetzung an das FA Huchenfeld als 2. Beamter bzw. Amtsverweser. Parallel dazu Mitarbeiter beim Regionalverband Nordschwarzwald in Pforzheim (2 Tage/Woche).



12.7.1977 Leiter des Forstamtes Eppingen. 1.7.1992 Forstdirektor als Ausbilder für Forstreferendare, 1983 - 1992 Kreisjägermeister, 1980 - 2005 Naturschutzbeauftragter für den westlichen Landkreis (ehrenamtlich). 30.6.1997 Eintritt in den

Ruhestand. 2003 Verleihung des Bundesverdienstkreuzes

Es folgt als Amtsverweser:

Dietmar Gretter

1.7.1997 - 30.9.1998

verh. mit Petra geb. Heneka, 3 Töchter, 1983 - 1988 Studium, bis 1990 Referendar. 1990 - 1992 als Forstassessor Taxator, 1.7.1992 - 30.6.1997 Referent für Landespflege u. Forstpolitik an der FDir. Karlsruhe.

1.7.1997-30.9.1998 Amtsverw. FA Eppingen. 1.10.1998 Forstdirektion Stuttgart: Leitung Öffentlichkeitsarbeit der FD Stuttgart 1.3.2003 dasselbe bei FD Freiburg, 1.9.2004 forstl. Versuchsanstalt in Freiburg, 15.12.2004 FA Maulbronn als Geschäftsführer Naturpark Stromberg-Heuchelberg.

1.1.2005 zum Landratsamt Enzkreis weiterhin als Geschäftsführer des Naturparks.

Zum 1.10.1998 wurde die Forstverwaltung des Landes völlig neu aufgebaut, indem zahlreiche Forstämter und Forstreviere aufgelöst wurden. Das bewährte System des Einheitsforstamtes, bei dem die staatlichen Forstämter für alle Waldbesitzarten zuständig sind, wird beibehalten.

Eppingen, das zunächst auch aufgelöst werden sollte, konnte gehalten werden. Allerdings musste es im Norden abgeben: an das FA Gundelsheim den Verwaltungsraum Bad Rappenau mit den Staats-, Gemeinde- und Privatwäldern auf den Gemarkungen Bad Rappenau, Siegels-

bach und Kirchartd.

Aufgestockt wurde es mit allen Wäldern aus dem aufgelösten Forstamt Güglingen: Stadt Bönningheim, Stadt Brackenheim, Gde. Cleebronn, Gde. Erligheim, Stadt Güglingen, Gde. Kirchheim, Gde. Pfaffenhofen, Stadt Sachsenheim, Gde. Zaberfeld. Von den bislang 6 Revieren in Eppingen wurde 1 aufgelöst und 2 an Gundelsheim abgetreten. Der Güglinger Teil wurde auf 4 Reviere reduziert. So blieben 7 Reviere.



Sämtliche bestehenden bzw. neuen Forstämter und Reviere wurden landesweit neu ausgeschrieben und wieder besetzt. Dabei konnten nicht alle Amtsinhaber ihren Posten behalten, auch nicht beim Forstamt Eppingen.

Das staatliche Forstamt Eppingen erhielt einen neuen Chef:

Martin Rüter

seit 1.10.1998.

geb. 11.2.1958 in Bonn, verh. mit Karin geb. Buhrmann, Ärztin, 3 Töchter, Abitur in Bonn.



Sitz des Forstamtes Eppingen seit 1999

1978 -1984 Studium in Göttingen und Freiburg; wissenschaftl. Hilfskraft an der FVA und Universität. 1985 - 87 Forstreferendar und Staatsexamen. 23.6.1987 Forstassessor im Landesdienst

1987-1991 stv. Schulleiter an der Waldarbeitschule Itzelberg. 30.11.1987 Forstrat.

1991 - 1995 Forstdirektion Stuttgart als Referent für Waldarbeit und Haushalt, 16.3.1993 Oberforstrat. 1995 - 1998 kommissar. Leiter des Forstamtes Klosterreichenbach, 1.10.1998 Leiter des FA Eppingen.

Wegen der Auflösung des Amtes für Landwirtschaft in Eppingen durch Eingliederung in das Heilbronner Landratsamt aufgrund derselben Reform wurde das staatliche Gebäude Kaiserstraße 1/1, ursprünglich als Amtsgericht erbaut, frei und konnte nach der Renovierung im Jahr 1999 das vergrößerte Forstamt aufnehmen, das auf diese Weise wieder in das alte Schul- und Verwaltungsviertel zurückkehrte, ganz in der Nähe des 1. Standorts.

Die Verschlankung der Verwaltung musste sich auch bei der Oberen Behörde auswirken. So wurden die Forstdirektion Stuttgart in die FD Tübingen und die FD Karlsruhe in die FD Freiburg zum 1.10.2000 aufgenommen, verbunden mit einer Organisationsänderung, indem neben den 7 Fachabteilungen sogenannte "Gebietsleitungen" eingeführt wurden, die als Bindeglied zwischen Direktion und Forstämtern wirken sollen.

Der Verwaltungsreformen noch nicht genug, hat Ministerpräsident Erwin Teufel in einem einsamen Entschluss sämtliche Sonderbehörden zum 1.1.2005 in die allge-

meine Verwaltung integriert, d.h. die unteren Sonderbehörden wie Forstämter, Landwirtschaft, Flurbereinigung, Vermessung, Gesundheit, Veterinär etc in die Landratsämter bzw. in die Kreisfreien Städte. Die höheren Sonderbehörden wie Oberschulämter und Forstdirektionen etc. wurden in die Regierungspräsidien eingegliedert als

Revier	Revierleiter	Stadt bzw. Gde	ha
Zabergäu	Krautzberger	Brackenheim, Cleebronn, Güglingen, Pfaffenhofen, Zaberfeld	1.124 ha
Stromberg	Rüb	Staatswald	1.342 ha
Ottilienberg	Stahl	Eppingen, Gemmingen	1.341 ha
Birkenwald	Meny	Eppingen, Ittlingen, Weinsberg auf Gmkg. Gemmingen	1.078 ha
Leintal	Hey	Leingarten, Schwaigern, Nordheim, Massenbachhausen	1.097 ha
Bad Wimpfen	Pfeiffer	Bad Wimpfen	889 ha
Kirchartd	Schall	Kirchartd, Siegelsbach	889 ha
Bad Rappenau	Hofmann	Bad Rappenau, Offenau	594 ha
zusammen			8.354 ha

eine Abteilung.

Gleichzeitig wurde vorgegeben, dass eine weitere Personaleinsparung in den nächsten 5 Jahren erreicht werden muss in der Größenordnung von 20 %. Dies bedeutet: keine Neueinstellungen, ehe dieses Ziel nicht erreicht ist. Für Berufsanfänger schöne Aussichten!

Im Landratsamt Heilbronn gibt es jetzt ein Kreisforstamt mit den beiden Außenstellen Eppingen und Neuenstadt.

Die Außenstelle Eppingen betreut derzeit

Quellen:

Archiv der Stadt Eppingen

Generallandesarchiv Karlsruhe - "Dienerakten"

Schriftenreihe der Landesforstverwaltung B.-W.:

Bd.1, Max Scheifele : Die Forstorganisation in Baden seit 1803 (1957)

Bd.63, 30 Jahre Landesforstverwaltung B.-W. 1953 - 1982 (1985)

Bd.67, Karl Hasel: Kleine Beiträge zur Forstgeschichte in Baden (1989)

Bd.76, Karl Hasel: Aus alten Dienerakten - Bad. Bezirksförster (1994)

Helmut Binder: Eppinger in R.u.d.O. Bd.2: Eichen für das Heidelberger Faß, S.128

Franz Gehrig: Jagdleidenschaft in Eppingen, in: R.u.d.O., Bd. 2, S. 12 ff

Edmund Kiehle: Eppingen von 1803 -1933, in: R.u.d.O., Bd. 2, S. 203 ff

Richard B. Hilf: Der Wald in Geschichte und Gegenwart (Potsdam 1938)

Brockhaus Enzyklopädie (17. Aufl. 1971)

Alfred Leiblein: Zur Forstgeschichte im Kraichgau, HVK Sonderband 7, Sinsheim 1992

Zur Geschichte des Eppinger Krankenhauses

Reinhard Ihle

Am 30. Juni 2004 wurde der stationäre Betrieb im Eppinger Krankenhaus eingestellt. 109 Jahre lang erfüllte das Eppinger Krankenhaus die wichtige Funktion einer wohnortnahen Gesundheitsversorgung für viele Bürger aus Eppingen und der nahen Umgebung. Der Verlust dieser zentralen Gesundheitseinrichtung stellt einen Einschnitt in der jüngeren Stadtgeschichte von Eppingen dar. Deshalb soll im folgenden Aufsatz die Geschichte des Eppinger Krankenhauses dargestellt und festgehalten werden.

Gesundheitsverhältnisse um 1840

Eine sehr eindrucksvolle und aufschlussreiche Beschreibung der Gesundheitsverhältnisse der Bevölkerung des Amtsbezirks Eppingen um das Jahr 1840 kann man im Universal-Lexikon von Baden nachlesen: „Im Ganzen genommen sind die Einwohner kräftig und gesund und man kann rechnen, dass das Verhältnis Neugeborenen zur Bevölkerungszahl wie 1:22 ist. Auf 11 Kinder kommt ein uneheliches. Die häufigsten Krankheiten sind im Winter Brustentzündungen, im Frühjahr Katarrhe, Rheumatismen; im Sommer gastrische Zustände und Fieber und im Herbst wieder Katarrhe. In einigen Orten: Adelshofen, Berwangen, Hilsbach und Ittlingen, kommen zuweilen nervöse Fieber vor; in Elsenz ist der Friesel häufig. Von 31 stirbt jährlich 1. Zu bemerken ist als auffallend, dass im Jahre 1831 - 422 und im Jahre 1834 - 634 Menschen starben. Die meisten sterben im Kindesalter an Hirnfieber, Brustentzündungen, Kroup, Zahndurchfällen, Unterleibsabzehrung, dann an Scharlach, Masern und Keichhusten. Im erwachsenen Alter sterben die meisten an Brustentzündungen, nervösen und gastrischen Fiebern, Wassersucht, Lungenschwindsucht, und auch viele an

Altersschwäche. Im Durchschnitte wurde nur bei ein Drittheil der Verstorbenen ärztliche Hülfe in Anspruch genommen, und von diesen befanden sich wieder nur ein Drittheil in ordentlicher Behandlung, während die andern nur unregelmäßig hier und dort einmal Rath suchen; demnach unter den Verstorbenen, zu welchen freilich auch die Todtgeborenen gerechnet sind, nur ein Neuntheil als ordentlich ärztlich behandelt betrachtet werden kann. Die gewöhnlichen epidemischen Kinderkrankheiten abgerechnet, kommen in den letzten 10 Jahren nur die Ruhr und einige Nervenfieberepidemien von mäßigem Umfange vor, und unter dem Rindvieh die Lungenseuche. . . Irren und Krüppelhafte gibt es auch nur wenige. Die gewöhnlichen Getränke sind Wein, Obstwein und Bier; Branntwein wird weniger gebraucht, und die Physikatsakten zeigen, dass im Durchschnitte jährlich nur 3 von dem sog. Säuferwahnsinn ergriffen werden.“¹

Der Bericht stammt aus einer Zeit, als es in Eppingen noch keine Krankenanstalt gab, in der Kranke gepflegt wurden und eine ärztliche Hilfe, wie zu lesen war, nur sehr selten in Anspruch genommen wurde. Eine Verbesserung der medizinischen Versorgung sollte doch bald angestrebt werden.

Das Eppinger Spital im Linsenviertel

Die Stadt Eppingen beabsichtigte hierzu in der Altstadt eine Armen- und Krankenanstalt einzurichten. Deshalb kaufte man am 7. Juni 1845 „von Johannes Holzwarth und Jacob Nagel ein dreistöckiges Wohnhaus mit Scheune unter einem Dach beim Freyhofbrunnen zu einem Armenhaus für 2000 Gulden.“² In diesem Gebäude am Eingang zum Linsenviertel wurden im unteren Stock ein Saal und eine geräumige Küche eingerichtet und darüber Zimmer für die Unter-



Altes Spital (Armenhaus)

bringung der Ortsarmen. Im 3. Stock waren zwei Zimmer ausschließlich für Kranke bestimmt. Doch mit der Einrichtung dieser Krankenzimmer hatte es die Stadtverwaltung zunächst nicht eilig, denn sechs Jahre später, 1851, bemängelte der damalige Amtsphysikus Dr. Wilhelm den Zustand der Krankenanstalt: "...die betreffende Einrichtung genügt keineswegs, da nur 2 Zimmer im Armenhaus für Kranke zur Verfügung sind, diese nur einen gemeinschaftlichen Ausgang zum Gang haben, so dass man immer durch das eine Krankenzimmer gehen muss, um in das andere zu gelangen und diese aber noch nicht eingerichtet sind."³

Auch diese Kritik führte zunächst zu keiner Verbesserung. Erst Ende der 1860-er Jahre machte sich die Stadtverwaltung daran, "im vorhandenen sogenannten Armenhaus einige Zimmer mit Betten zu bestellen, um auf diese Weise wenigstens dem dringendsten Bedürfnisse abzuhelfen und um wenigstens die auf der Wanderschaft hieselbst Erkrankten notdürftig unterbringen zu können. Obwohl die Zahl der Betten, die auf diese Weise und zu diesem Zwecke nach und nach aufgestellt wurden, auf 10 angestiegen war, zeigte sich doch, dass die

vorhandenen Einrichtungen unvollkommene und ungenügende waren und dass Abhilfe dringend notwendig sei."⁴

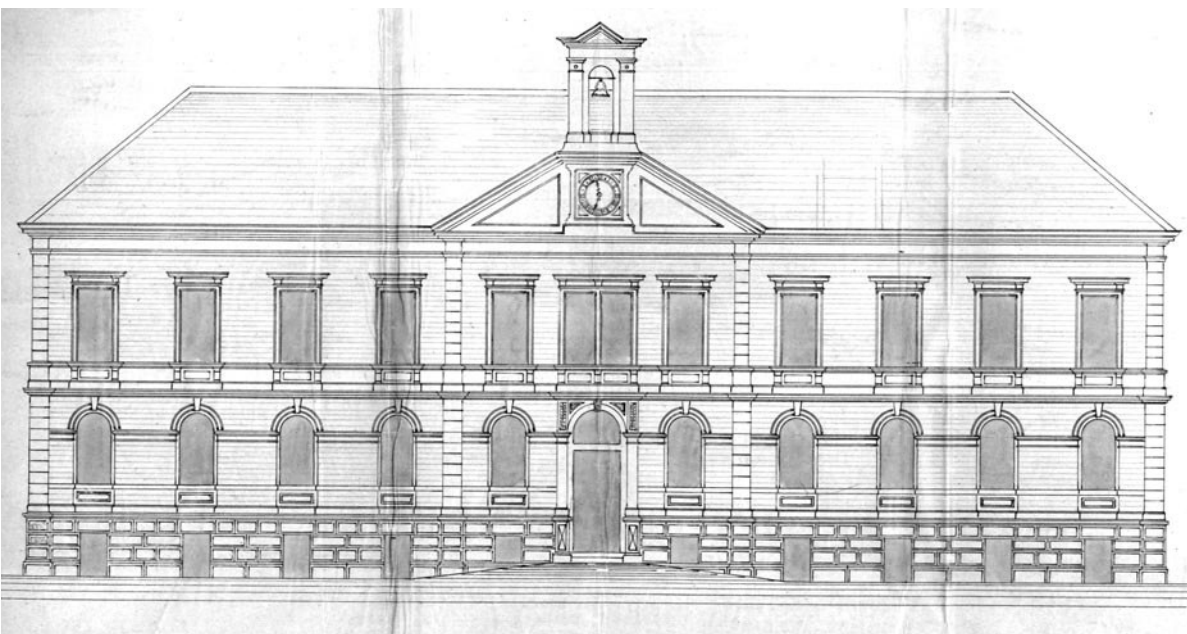
Auch weiterhin kümmerte sich die Stadtverwaltung um diese Einrichtung nur wenig. Nicht nur die Bevölkerung, auch die Verantwortlichen im Stadtrat haben damals die Notwendigkeit einer zentralen Krankenanstalt noch nicht erkannt und eingesehen. Es war noch üblich und selbstverständlich, dass man die Kranken besser zu Hause pflegt. So hatte der Großherzogliche Bezirksarzt Dr. Kellermann in seinem Jahresbericht an das Bezirksamt Eppingen am 31.1.1891 weiterhin wenig Erfreuliches über das Eppinger Krankenwesen zu berichten:

„Die Lage der hiesigen Krankenanstalt ist eine recht ungünstige in Mitte der Altstadt mit ihren unsauberen Abtritt- und Hofverhältnissen an sehr abschüssiger Stelle; ohne Garten und Hofraum, auf dem sich Genesende ergehen könnten. Mit Wagen kann man nicht an das Haus gelangen. Die Größe und die Einrichtungen der Anstalt entsprechen nur dem Bedürfnis, im Notfall eine Unterkunft Armen und Kassenangehörigen zu gewähren.

Wenn sachverständige Pflege nötig fällt, so muss die Landkrankenpflegerin von Eppingen herbeigezogen werden. Es wurde wiederholt die Wahrnehmung gemacht, dass die geschilderten Verhältnisse, auch der Name - Krankenabteilung des Armenhauses - viele, die eine Spitalverpflegung recht gut brauchen könnten, von der Benutzung der Anstalt fernhält. In breiteren Schichten der Bevölkerung fühlt man das Bedürfnis nach einer größeren Krankenanstalt, die am zweckmäßigsten in der Stadt Eppingen für den ganzen Bezirk errichtet würde."⁵

Der Bau des Krankenhauses

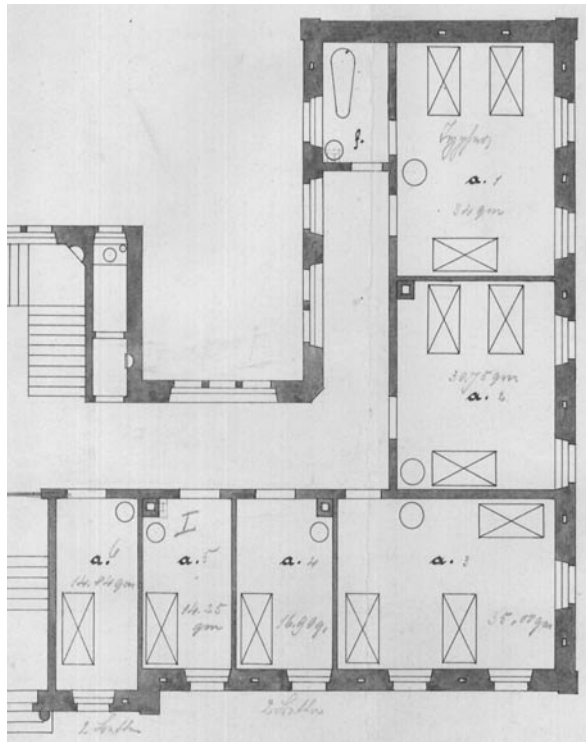
Nach diesem Bericht setzte das Bezirksamt Eppingen den Gemeinderat stärker unter Druck und forderte ihn zum Handeln auf: „dass es mehr im Interesse der hiesigen Gemeinde gelegen ist ein eigenes, neues städtisches Krankenhaus zu erbauen, welches groß genug ist, dass auch die Kranken der übrigen Bezirksgemeinden, die zur Zeit nur spärlich von dem hiesigen Spital Gebrauch machen, genügend Raum zur Aufnahme fänden."⁶



Plan der Fassade des Eppinger Krankenhaus

Endlich ließ sich der Gemeinderat von der Notwendigkeit überzeugen und beschloss am 31. März 1891, dem Neubau eines Krankenhauses näher zutreten und einen geeigneten Bauplatz zu suchen. Vier Wochen später lud Bürgermeister Heinrich Schmelcher zur Besichtigung des für den Spitalbau vorgesehenen Standorts ein, einem Acker der Witwe des Jakob Frech an der Brettener Straße neben dem Anwesen des Jakob Bitterich. Der Platz wurde für geeignet befunden und beschlossen, ihn zu kaufen. Doch die Verhandlungen über den Grundstückskauf zogen sich wegen der unterschiedlichen Preisvorstellungen länger als erwartet hin. Erst im Spätjahr 1892 kam der Erwerb zustande. Statt der ursprünglich gebotenen 3600 Mark musste die Stadt 5000 Mark für den 4626 Quadratmeter großen Acker bezahlen.

Nachdem die Badische Bezirksbauinspektion in Bruchsal wegen „Geschäftsüberhäufung“ die Planerstellung ablehnte, griff die Stadtverwaltung auf ein Angebot des Karlsruher Architekten Hänslers zurück und gab diesem den Auftrag. Friedrich Hänslers leitete schon 1879 beim Bau der evangelischen Kirche die dortigen Bauarbeiten und baute später, 1905/1906, im Roth auch das Notariat- und Gewerbeschulgebäude.



Grundrissplan des 1. Stockes (Ostflügel)

Im Juni 1893 legte Friedrich Hänslar drei Bauentwürfe mit Kostenberechnungen vor. Die vom Gemeinderat ausgewählte Variante sah eine Bausumme von rund 70.000 Mark vor. Zusammen mit den Kosten für den Geländekauf und die Inneneinrichtung war die Investition auf 87.000 Mark veranschlagt.

Schwierig gestaltete sich auch die Finanzierung des Bauvorhabens. Aufgrund der angespannten Haushaltssituation konnte die Stadt nur 7000 Mark Eigenmittel aufbringen; ein Kredit in Höhe von 80000 Mark zu vier Prozent Verzinsung musste von der Versicherungsanstalt Baden in Anspruch genommen werden.

Der Beschluss zum Bau des Krankenhauses ist den Verantwortlichen mit Sicherheit leichter gefallen, weil man auch auf eine Krankenhausstiftung zurück greifen konnte.

Der Eppinger Apotheker Ludwig Lothar erkannte schon früher den Mangel auf dem Gebiete der Krankenpflege und gründete deshalb einen sogenannten Spitalfonds. In seinem Testament vom 6.4.1877 bestimmte er, dass er diesem Fonds zwei Hunderttalerlose schenkt. "Diese erste Stiftung fand alsbald anerkennenswerte Nachahmung, indem in hochsinniger Weise zunächst der Kaufmann Ludwig Hochstetter ein ihm in

seiner Eigenschaft als Vollstrecker des vorgenannten Testaments des Ludwig Lothar zugefallenes schwedisches Zehntalerlos gleichfalls dem gegründeten Spitalfonds schenkte, indem weiter der Herr Kaufmann Moses Regensburger unterm 4.6.1881 dem Fonde 200 Mark zuwies und indem sodann noch die Erben des verstorbenen Rentners Heinrich Gebhard Ph. Sohn unterm 11.8.1886 dem Fonde die Summe von 300 Mark überließen."⁷

Am 21. April 1894 erteilte auch der Bürgerausschuss schließlich die Genehmigung zum Bau des neuen Krankenhauses.

Am 17. Mai wurde der Bezirksgeometer Fischer vom Gemeinderat beauftragt, die Baustelle auszumessen und abzustecken. Am folgenden Tag schrieb die Stadt sämtliche notwendigen Arbeiten aus. So konnte am 1. Juni 1894 mit dem Bau begonnen werden.

Im Dezember 1894 wurde der Grundstein mit eingelegter Urkunde gesetzt. Dies war zugleich die letzte Amtshandlung des Bürgermeisters Heinrich Schmelcher, der auf persönlichem Wunsch aus dem Amt schied. Am 14. Dezember 1894 wurde Philipp Vielhauer zum neuen Bürgermeister von Eppingen gewählt. Er durfte dann am 15. Oktober 1895 nach 16-monatiger Bau-



Ansicht des Eppinger Krankenhauses von der Brettener Straße her kurz nach der Fertigstellung des Baus

zeit das Krankenhaus seiner Bestimmung übergeben. Aus heutiger Sicht ist es immer wieder erstaunlich, in welcher kurzen Zeit solche großen Bauten mit wenigen technischen Hilfsmitteln erstellt wurden. Dem Architekten Friedrich Hänslers kann man heute nicht nur für die Bauabwicklung, sondern auch für die Gestaltung des Baus eine Anerkennung aussprechen. Er schuf ein gut proportioniertes, repräsentatives Sandsteingebäude auf einem u-förmigen Grundriss. Die Hauptfassade besteht aus zwölf Fensterachsen und einem Mittelrisaliten mit Uhrenbaldachin und Glockentürmchen und romanisierenden sowie nachklassizistischen Fassadenformen. Wie alte Fotos zeigen, hing im Glockentürmchen ursprünglich auch eine kleine Glocke. Diese 55 kg schwere Glocke aus Bronze wurde 1895 in der Gießerei Christian Bachert in Dallau gegossen. Die Glocke ist noch 1918, also kurz vor Ende des 1. Weltkriegs wie andere Eppinger Glocken auch abgenommen, eingeschmolzen und der Kriegswirtschaft zugeführt worden.⁸

Im ersten Stock befanden sich drei Dreibett- und drei Einbettzimmer, das Arztzimmer, ein Warteraum, ein Bad und die Wohnung des Verwalters. Im zweiten Stock gab es neben den Krankenzimmern mit bis zu fünf Betten auch ein Speisesaal. Die Küche

dagegen befand sich im Kellergeschoss.

Eine Gemeinsamkeit mit heutigen Bauprojekten lässt sich feststellen: Auch damals konnte der vorgesehene Kostenrahmen nicht eingehalten werden. Während sich die eigentlichen Bauausgaben um 14.000 Mark erhöhten, waren es bei der Innenausstattung 6.000 Mark.

Das Großherzogliche Bezirksamt hatte inzwischen auf Wunsch des Gemeinderats mit 14 Gemeinden des Amtsbezirks Verträge ausgehandelt. Danach wurde ihnen das Recht eingeräumt, ihre Patienten im Krankenhaus Eppingen zu einem festgelegten Verpflegungssatz unterzubringen.

Am 15. Oktober 1895 öffnete das neue Krankenhaus seine Pforten, und noch im selben Jahr fanden 83 Patienten darin geborgenes Unterkommen und fürsorgliche Pflege.

In einem Abschlußbericht des folgenden Jahres heißt es: "Die Leitung des Krankenhauses durch die Schwestern ist gut. Kost reichlich und schmackhaft. Lüftung, Heizung und Reinlichkeit musterhaft".

Das Krankenhaus in den Weltkriegen

Im ersten Weltkrieg 1914 - 1918 war dem Krankenhaus noch eine Abteilung für Verwundete angegliedert. Die Frauen des



Das Pflegepersonal des Eppinger Lazarett während des 1. Weltkriegs

Frauenvereins Eppingen waren dabei stark gefordert. Sie hatten "große und dankbare Aufgaben" zu bewältigen, wie einem Bericht der Eppinger Zeitung zu entnehmen ist: "Für das im städtischen Krankenhaus vertragsmäßig eingerichtete Vereinslazarett hatte der Frauenverein die nötige Wäsche zu liefern. Daneben beteiligte sich der Frauenverein eifrig an der Verpflegungsstation am Bahnhof, die namentlich während der Truppentransporte in den ersten Tagen nach der Mobilmachung - 40 bis 50 Züge täglich - an den Opfersinn der Bevölkerung ungewöhnliche Ansprüche stellte. Auch für das zweite Lazarett in der landwirtschaftlichen Winterschule stellte der Frauenverein die Wäsche bereit."⁹

Dagegen blieb es während des 2. Weltkrieges 1939-1945 ausschließlich ein ziviles Krankenhaus, bis um die Ostertage des Jahres 1945 die Kämpfe sich an die Stadtnähe herangetastet hatten. Am Ostersonntagnachmittag zerstörte ein Tieffliegerangriff einen beträchtlichen Teil der südlichen Vorstadt. Alle Patienten waren im Keller geborgen untergebracht. Am Abend des Ostermontag, etwa 19.30 Uhr, rollten die ersten französischen Panzer bis vor das Krankenhaus. Gegen Mitternacht zeigten sich erstmals zwei Mann der französischen Truppe im Haus, um festzustellen, wer sich darin befände. Diese Kontrolle wiederholte sich in derselben Nacht mehrmals in aller Form. Am folgenden Mittwoch wurde das Krankenhaus Hauptverbandsplatz der französischen Truppe mit 5 französischen Ärzten im Operationsaal und 4 algerischen, die sich den Speisesaal als Behandlungsraum herrichten ließen. Vier Tage darauf zog die Sanitätsabteilung wieder ab, deckte aber vor Abzug noch ihren Bedarf an Seife, Bett- und Leibwäsche, auch solche der Patienten, und reihte wertvolle medizinische Apparate ihrem Eigentumsbestand ein. Ein französischer Arzt blieb zur Behandlung der leicht Verwundeten und Kranken zurück.

Die Betreuung der Kranken bis 1961

Die ärztliche Leitung des Städtischen Krankenhauses Eppingen ruhte stets auf dem Krankenhausarzt. Seit Bestehen des Hauses waren folgende Ärzte leitende Krankenhausärzte:

- 15. Oktober 1895 bis 31. Dezember 1896
Bezirksarzt Dr. Kellermann
- 1. Januar 1897 bis 30. November 1905
Bezirksarzt Dr. Riesterer
- 1. Dezember 1905 bis 26. November 1907
Bezirksarzt Dr. Rittstiegl
- 27. November 1907 bis 7. Februar 1914
Bezirksarzt Dr. Weng
- 16. Februar 1914 bis 31. Oktober 1919
Bezirksarzt Dr. Bruch
- 1. November 1919 bis 31. März 1920
Vertretung durch Dr. Bauer, prakt. Arzt
- 1. April 1920 bis 20. März 1924
Bezirksarzt Dr. Duffing.
- 15. April 1924 bis 1. April 1961
Dr. Beysel

Vom 1. April 1924 an übernahm die Stelle des Krankenhausarztes Dr. Emil Beysel. Er wurde 1885 als Sohn eines Kaufmanns in Wertheim am Main geboren und arbeitete als Arzt in Heidelberg, Worms und Karlsruhe. Dr. Beysel wirkte 37 Jahre lang bis zur Schließung am 31. März 1961 am Eppinger Krankenhaus und hatte dabei dem Haus zu einem großen Aufschwung und hohem Ansehen verholfen. Auf Grund seiner großen Verdienste im Eppinger Krankwesen wurde nach ihm eine Straße im Gewann Pfaffenberg benannt.

Für die Pflege der Kranken wurden in den ersten Jahren des Bestehens des Städti-



Dr. Emil Beysel in seinem Garten

schen Krankenhauses Eppingen zwei Schwestern des Badischen Frauenvereins vom Roten Kreuz verpflichtet. Nach ihrer Ablösung übernahmen evangelische Schwestern des Diakonissenmutterhauses Bethlehem in Karlsruhe die Krankenpflege und führten diese bis zur vorläufigen Schließung 1961 aus. Eine Oberschwester und vier Krankenschwestern, unterstützt von zwei Hilfsschwestern und von weiblichen Kräften für Küche und Haus, waren im Krankenhaus tätig.

Umbau des Krankenhauses

Nach über 60 Jahren erfolgreichen medizinischen Arbeitens folgte 1961 ein schwerer Rückschlag für das Eppinger Krankenhaus. Am 31. März 1961 kündigte das Diakonissenmutterhaus Bethlehem in Karlsruhe infolge des damaligen Schwesternmangels den Betreuungsvertrag und zog die Diakonissen aus Eppingen zurück. Dieser Vorgang löste in Eppingen und Umgebung eine große Betroffenheit aus, musste doch daraufhin das Eppinger Krankenhaus geschlossen werden.

Die Stadtverwaltung und der Gemeinderat suchten nach Lösungen, das Krankenhaus weiter zu führen. Zunächst gab es die Überlegung das Krankenhaus in ein Altersheim umzuwandeln, Klassenzimmer für das Progymnasium einzurichten, dann verhandelte man mit dem "Gemeinnützigen Verein zur Entwicklung von Gemeinschaftskrankenhäusern" und dem Diakonissenmutterhaus Aidlingen zur Übernahme des Hauses. Aber alle Verhandlungen scheiterten. Daraufhin entschied sich der Gemeinderat, das Haus in städtischer Regie weiter zu führen, zumal man mit dem Chirurgen Dr. Matthesius glücklicherweise einen Arzt gefunden hatte, der sich bereit erklärte, nach einer Modernisierung des Hauses die Stelle des leitenden Arztes zu übernehmen, und sich auch um die Gewinnung von Schwestern bemühen wollte. Daraufhin beschloss der Gemeinderat den Umbau und die Modernisierung des Hauses. Für die Durchführung dieser Baumaßnahme verpflichtete man den Eppinger Architekten Berthold Eehalt. Mehrere Eppinger Handwerkerbetriebe sorgten für einen zügigen Umbau, so dass das Krankenhaus am 25. April 1962 wieder geöffnet werden konnte. Mit einem Tag der offenen Tür am Ostermontag, den 23. April, konnte die Bevölke-

rung sich selbst davon "überzeugen, dass die Stadt keine Kosten gescheut hat, um eine, wenn auch kleine, aber zeitgemäße Krankenanstalt zu schaffen, in der der Patient, soweit dies möglich ist, sich wohl und geborgen fühlt."¹⁰

Im Kellergeschoss wurde eine neue Küchenanlage eingebaut, die Heizung von Koks auf Heizöl umgestellt, ein Röntgenraum, das Labor, ein Behandlungszimmer für Elektrotherapie und eine moderne Waschanlage eingerichtet. Im Erdgeschoss befand sich jetzt die Entbindungsstation mit 10 Betten, die Ambulanz und der Schwestertrakt mit Speisezimmer und vier Schwesternzimmern.

Im Obergeschoss wurden die Krankenzimmer mit 2, 3 und 5 Betten und eine neue Operationsabteilung mit zwei OP-Sälen und einem Sterilisationsraum eingerichtet. Insgesamt standen nun 30 Betten für Chirurgie und Innere Medizin zur Verfügung. Im gleichen Stockwerk wurde auch die Oberschwesternwohnung untergebracht. Im Dachgeschoss wurden 6 Unterkunftsräume für Schwestern und Hauspersonal, ein Bügelraum und ein Raum für Wäschepflege geschaffen. Als weitere Neuerung wurde ein Aufzug eingebaut.

Als neuer Facharzt für Chirurgie und gleichzeitig leitender Arzt des Städtischen Krankenhauses lies sich Dr. Hans-Joachim Matthesius und als Facharzt für innere Krankheiten Dr. Norbert Oertel nieder. Nach dem überraschenden Tod von Dr. Matthesius 1966 übernahm der Chirurg Dr. Heinrich Brinkmann dessen Stelle. Dieser arbeitete bis 1988 als Belegarzt der Chirurgie im Eppinger Krankenhaus.

Zunächst wurde das Krankenhaus in gemeinsamer Trägerschaft des Landkreises Sinsheim, der 75% des Defizits trug, und der Stadt Eppingen geführt. Aber schon 1968 führte die gemeinsame Trägerschaft zu erheblichen Schwierigkeiten, weil die Interessen des Landkreises nicht auf eine Weiterentwicklung des Hauses ausgerichtet waren. Zum 30. Juni 1970 wurde die Auflösung des Zweckverbandes beschlossen, und die Stadt Eppingen führte das Haus allein in städtischer Regie weiter. Mit der Gemeindereform in den Jahren 1971/72 hatte das Haus die höchste Auslastung. Überbelegung war damals der Normalzu-

stand. In den Fluren standen Betten mit Patienten trotz großem Schwesternmangel. Fachpersonal wurde bundesweit gesucht. Einmal zahlte die Stadt sogar 2.000 DM Flugkosten und erhielt zwei koreanische Schwestern mit 300 Worten Englisch als einzige Sprachkenntnis.¹¹

Noch unter der Trägerschaft des Zweckverbandes wurde Ende der 60-er Jahre in der rückwärtigen Außenanlage des Krankenhauses mit einem Kostenaufwand von 450.000 DM ein Schwesternwohnhaus erstellt. Dieses umfasste 12 Wohneinheiten und einen gemeinsamen Aufenthaltsraum.

Von 1973 bis 1980 wurde die Innere Abteilung vorübergehend in ein privates Altersheim in der Waldstraße ausgelagert. Die dadurch frei werdenden Betten ließen damals die Aufnahme des Hals-, Nasen-, Ohren-Arztes Dr. Vilmos Bardos und des Gynäkologen Dr. Helmut Baumbusch zu. Ein weiteres besonderes Datum war der 31. Dezember 1980. An diesem Tag schloss die Entbindungsstation, und somit, abgesehen von Hausgeburten, wurden keine Eppinger mehr in ihrer Heimatstadt zur Welt gebracht. Wurden früher noch bis zu 300 Kinder jährlich im Eppinger Krankenhaus entbunden, so ging die Zahl Ende der 70-er Jahre auf 60 zurück. Deshalb schloss das Land Baden-Württemberg im Rahmen des Landeskrankenhaus-Bedarfsplanes der Stufe II aus Unwirtschaftlichkeit die Entbindungsstation mit Kreißsaal.¹²

Am 1. Januar 1984 nahm der Sulzfelder Internist Dr. Gernot Schulze die Arbeit im Eppinger Krankenhaus auf. Nachfolger von Dr. Oertel wurde zum 1. Juli 1984 Dr. Dieter May.

Im Jahr 1989 begann Dr. Günther Paulsen seine belegärztliche Tätigkeit. Mit dem neuen Chirurgen wurde ein neues Operationsspektrum - die Arthroskopie - erschlossen. Mit der Aufnahme von Frau Dr. Karin Stahl im Jahr 1996 in die Praxis Dr. Paulsen konnte das Behandlungsspektrum des Krankenhauses auf das Gebiet der Gefäßchirurgie erweitert werden. Zum 1. Juli 1995 zog sich der Gynäkologe von seiner belegärztlichen Tätigkeit zurück, so dass die Abteilung für Frauenheilkunde aufgelöst



OP-Saal im Eppinger Krankenhaus

wurde. Sechs Monate später verließ der letzte stationäre HNO-Patient das Krankenhaus, nachdem auch der HNO-Arzt Dr. Harald Goth sich ausschließlich seiner Tätigkeit als niedergelassener Arzt widmen wollte. Das Internistenteam wurde im Oktober 1997 durch Frau Dr. Adelheid Haltunen aus Gemmingen und im Juni 2002 durch Herrn Dr. Ekanegoro Kasih verstärkt. Mit dem Fachinternisten und Gastroenterologen Dr. Kasih wurde das Angebotsspektrum um die Endoskopie erweitert. Neben diagnostischen Gastroskopen, Koloskopen und Bronchoskopen wurden auch therapeutische Eingriffe vorgenommen.¹³

Die Schließung des Krankenhauses

Den traurigen Schlusspunkt in der Geschichte des Eppinger Krankenhauses musste dann der Eppinger Gemeinderat setzen. In der Gemeinderatssitzung am 10. Februar 2004 wurde der Beschluss gefasst, das Krankenhaus wegen Unrentabilität zum 30. Juni 2004 zu schließen.

Die letzten 25 Jahre kämpfte das kleine Eppinger Krankenhaus immer um sein Überleben. In dieser Zeit hatte die Stadt Eppingen alljährlich das Defizit getragen, um diese Einrichtung zu retten. Doch die

Kosten liefen immer mehr davon. So betrug das Defizit im Jahr 2001 117.644 Euro und steigerte sich im Jahr 2003 auf 173.951 Euro. Zu diesem jährlichen Defizit kamen im Jahre 2004 noch Abfindungszahlungen für 35 Beschäftigte hinzu, so dass zum 31.12.2004 ein Jahresfehlbetrag von 417.652,80 Euro errechnet wurde.

Der jährliche Betriebsverlust ging auch mit einem stetigen Rückgang der Belegungszahlen einher. War die Auslastung 1985 noch bei 83,9% , betrug sie 2001 nur noch 75,4% und ging im Jahr 2003 auf 71,48% zurück.¹⁴ Nicht nur der Rückgang der Belegungszahlen, auch eine politische Umstrukturierung im Gesundheitswesen führte zu den hohen Verlusten. So gewährte das Land Baden-Württemberg für 2003 keine Fördermittel für den laufenden Betrieb mehr und lehnte auch einen Vorschlag einer grundlegenden Modernisierung und Erweiterung ab.

Alt-Oberbürgermeister Erich Pretz bescheinigte dem Pflegepersonal und den Ärzten in einer Rede vor dem Gemeinderat eine vorzügliche Arbeit. Nur dadurch habe sich das Eppinger Krankenhaus so lange halten können.¹⁵ Die Stadtverwaltung unter dem neuen Oberbürgermeister Klaus Holaschke und der Gemeinderat bemühten sich zunächst, in dem Krankenhausgebäude ein modernes ambulantes medizinisches Operationszentrum einzurichten. Aber dieses Vorhaben scheiterte an den gesundheitspolitischen Rahmenbedingungen. Daraufhin entschied der Gemeinderat am 19. Juli 2005, das ehemalige Krankenhaus zu einem modernen Gesundheitszentrum mit Arztpraxen zu renovieren und umzubauen. Im Frühsommer 2006 zogen zwei Fachärzte in die neuen Räume ein. Im Dachgeschoss bezog der Ortsverein Eppingen des Deutschen Roten Kreuzes seine Vereins- und Ausbildungsräume.

Somit endete nach 109 Jahren die Geschichte des Eppinger Krankenhauses, des letzten städtischen Krankenhauses im Landkreis Heilbronn. Eine Patientin aus Gemmingen schrieb 1993 in der Eppinger Zeitung: "Ich empfand das kleine Krankenhaus als eine Oase in unserer hektischen, perfekten Zeit. Es grenzt an ein wahres Wunder, dass es so etwas noch gibt."¹⁶

Anhang:

Die Grundsteinlegungs-Urkunde vom Dezember 1894

„Öffentliche Einrichtungen zu Zwecken der Krankenpflege hatte die Stadtgemeinde und der Bezirk Eppingen in früheren Jahren nicht und es wurde der Mangel derartiger Einrichtungen tief empfunden. Man machte sich deshalb Ende der 1860er Jahre erstmals daran, im vorhandenen sogenannten „Armenhaus“ einige Zimmer mit Betten zu bestellen, um auf diese Weise wenigstens dem dringendsten Bedürfnisse abzuhelfen und um wenigstens die auf der Wanderschaft hierselbst Erkrankten notdürftig unterbringen zu können. Obwohl die Zahl der Betten, die auf diese Weise und zu diesem Zwecke nach und nach aufgestellt wurden, auf 10 angestiegen war, zeigte sich doch, dass die vorhandenen Einrichtungen unvollkommene und ungenügende waren und dass Abhilfe dringend notwendig sei.

Die Erkenntnis, dass auf dem Gebiete der Krankenpflege ein Mangel vorhanden und dass auf diesem Gebiete notwendig eine Änderung zum Besseren anzustreben sei, veranlasste zunächst den verstorbenen Apotheker Ludwig Lothar dahier, zur Gründung eines sogenannten Spitalfonds in seinem Testament vom 6.4.1877 in hochherziger Weise zwei Hunderttalerlose zu schenken. Diese erste Stiftung fand alsbald anerkennenswerte Nachahmung, indem in hochsinniger Weise zunächst der Kaufmann Ludwig Hochstetter ein ihm in seiner Eigenschaft als Vollstrecker des vorgenannten Testaments des Ludwig Lothar zugefallenes schwedisches Zehntalerlos gleichfalls dem gegründeten Spitalfonds schenkte, indem weiter der Herr Kaufmann Moses Regensburger unterm 4. 6. 1881 dem Fonde 200 Mark zuwies und indem sodann noch die Erben des verstorbenen Rentners Heinrich Gebhard Ph. Sohn unterm 11.8.1886 dem Fonde die Summe von 300 Mark überließen. An Dank hat es den Stiftern nicht gefehlt.

Aber nicht nur diese Herren waren von der Notwendigkeit der Schaffung besserer Einrichtungen für die Krankenpflege durchdrungen, sondern auch die zuständigen Staatsbehörden waren der Überzeugung, dass die bisherigen unzulänglichen und

mangelhaften Einrichtungen auf die Dauer nicht beibehalten werden konnten. Diese Überzeugung fand ihren Ausdruck in einer Verfügung des Großh. Bezirksamts vom 4.2.1891, erlassen auf Anregung des Bezirksarztes Dr. Kellermann durch den damaligen Oberamtmann Lamey, in welcher Verfügung die Unmöglichkeit des ferneren Verharrens bei den seitherigen Zuständen in helle Beleuchtung gesetzt wurde und auf welche Anregung hin der Gemeinderat unterm 31.3.1891 beschloss, der Frage der alsbaldigen Erbauung eines Krankenhauses näher zu treten. Damit begannen die eigentlichen Verhandlungen wegen Erstellung des Baues, welche Verhandlungen - dank der in der Bevölkerung vorhandenen Überzeugung von der unabwiesbaren Notwendigkeit - rasch zu befriedigendem Resultate führten. Der Bau selbst befindet sich auf dem Grundstück, das im Flächengehalt von 46,13 Ar durch die Stadtgemeinde am 22.9.1892 von der Witwe und den Kindern des verstorbenen Landwirts Jakob Frech um den Preis von 5.000 M erworben worden ist. Der Bau selbst wurde am 1.6.1894 begonnen, und er soll bis Spätjahr 1895 soweit fertiggestellt sein, dass er seinem Zweck übergeben werden kann.

Durch die Opferwilligkeit der hiesigen Bewohnerschaft, durch die gediegene Einsicht der Mitglieder des Bürgerausschusses, die in der Sitzung am 21. 4. 1894 die

Erbauung des Hauses, dessen Grundstein die gegenwärtige Urkunde birgt, einstimmig genehmigten, durch die hingebende Mühe des Gemeinderats, durch die einsichtsvolle und verständnisreiche Anordnung und Leitung des Baues durch Herrn Architekten Friedrich Hänslar in Karlsruhe, endlich durch die fleißige Arbeit der am Bau beschäftigten Handwerker wurde ein Werk geschaffen, der Nachwelt zur Nachahmung, den Gesunden zur Beruhigung, den Kranken zum Troste!

Gott der Herr möge der Anstalt stets wohlwollende Gönner, eine umsichtige Verwaltung und gutes Gedeihen schenken und die Gnadensonne seines Segens über ihr scheinen lassen!

Eppingen, im Monat Dezember 1894.

Der Gemeinderat: Heinrich Schmelcher, Bürgermeister, Georg Ihle, Rentner und Gemeinderat, Adam Gebhard, Rentner und Gemeinderat, Johann Auchter, Maurermeister und Gemeinderat, Karl Friedrich Wittmann, Kaufmann und Gemeinderat, Andreas Hahn, Landwirt und Gemeinderat, Heinrich Gebhard, Andr. S. Landwirt und Gemeinderat, Andreas Zimmermann, Zimmermeister und Gemeinderat, Philipp Geiger, Kaufmann u. Gemeinderat, Konrad Trefz, Metzgermeister und Gemeinderat, Konrad Wirth, Gerbermeister und Gemeinderat, August Stroh, Ratschreiber."

Anmerkungen:

- 1 Universal-Lexikon vom Großherzogthum Baden, Karlsruhe 1843
- 2 Stadtarchiv Eppingen B 201
- 3 Stadtarchiv Eppingen A 781
- 4 Eppinger Zeitung Nr. 93 / 21. April 1962
- 5 ebda.
- 6 ebda.
- 7 ebda.
- 8 Norbert Jung: Streifzug durch die Eppinger Glockengeschichte, Heilbronn 2000, S. 152
- 9 Generallandesarchiv Karlsruhe 443/90
- 10 Eppinger Zeitung Nr. 93 / 21. April 1962
- 11 25 Jahre Gesamtstadt Eppingen, Eppingen 1997, S. 32/33
- 12 ebda.
- 13 Stadt Eppingen, Die Geschichte des Eppinger Krankenhauses (für die Überlassung dieses Berichts bedanke ich mich herzlich bei Herrn Jürgen Fischer von der Stadt Eppingen)
- 14 Stadt Eppingen, Städtisches Krankenhaus Jahresabschluss 2004
- 15 Kraichgau Stimme 18. Februar 2004
- 16 Eppinger Zeitung Nr. 168 / 24. Juli 1993

Weitere Quellen:

- Das neue Eppingen, Eppingen 1980, S.98
Bernd Röcker: Auf Ackerland entstand ein Spital mit 54 Betten, in: Eppinger Zeitung, September 1995

Geschichte und Geschichten der Elsenzer Kirchturmuhre

Richard Wirbatz

Nein, nein, ich bin kein Uhrmacher, obwohl in der Zeitung sogar stand, ich sei Uhrmachermeister. Mein Beruf war die Fernmeldetechnik. Ich habe mich aber immer für Uhren interessiert, habe mir Lehrbücher gekauft und Uhrmacherwerkzeug bis hin zu einer Uhrmacherdrehbank. Alles nur aus Freude an der interessanten Technik.

Es war an einem nasskalten Abend im März 1994. Um 20.00 Uhr war die Vorstandssitzung beim Heimatverein angesagt, aber der Mann mit dem Schlüssel für das Rathaus, in dem unser Sitzungszimmer ist, war wieder einmal zu spät. Wir, der frühere Ortsvorsteher Heinrich Benz und ich, gingen auf und ab, warteten und froren. Als es vom Kirchturm acht schlug, zog Heinrich Benz seine Uhr hervor und sagte: "Also, das gab es zu meiner Zeit als Ortsvorsteher nicht, die Uhr geht ja über eine Minute nach! Es ist doch kein Problem, die Uhr zu richten. Im Vorzimmer des Ortsvorstehers hängt die Kontrolluhr, die man nur richten muss, und schon stimmt die Kirchturmuhre wieder. "Ja früher", sprach er weiter, "da musste man noch zu der alten Uhr im Kirchturm hochklettern, um sie zu richten. Wenn sie nach ging, musste man mit einer Kurbel die Zeiger richtig stellen, wenn sie vorging, musste man das Pendel anhalten und warten bis die Zeit wieder stimmte. Das war nicht so einfach". Ganz nebenbei sagte er noch: "Ich glaube, die alte Uhr steht heute noch da oben." Sein letzter Satz machte mich neugierig. Sollte da oben wirklich noch eine alte Kirchturmuhre stehen? Das wäre doch etwas für unser Heimatmuseum.

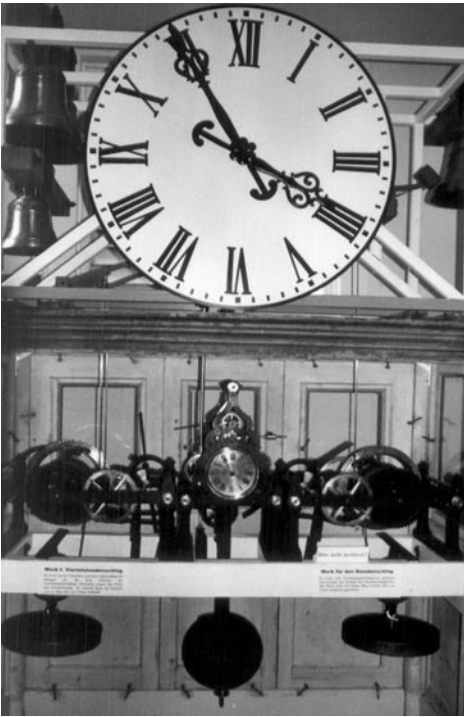
In der Vorstandssitzung am 7. März 1994 schlug ich dann vor, doch einmal nachzusehen, ob die alte Uhr noch vorhanden ist, und wenn ja, sie ins Museum zu holen.

Mehrmals musste ich meinen Vorschlag vorbringen, bis endlich im Oktober der Schlüssel für den Kirchturm beim Ortsvorsteher besorgt wurde. Der 1. Vorsitzende des Heimatvereins und ich kletterten den Kirchturm hoch, und tatsächlich, da stand sie! In einem durch Taubenkot verdreckten Schrank, die Scheiben waren zerschlagen. Der ganze Schmutz, die mutwillig abgerissenen Zeiger und der viele Rost störten mich wenig, ich suchte nach dem wichtigsten Teil jeder mechanischen Uhr, der Hemmung. Die Ankerhemmung mit Hemmungsrad aus Messing und der Anker aus Stahl waren nicht beschädigt, und so wusste ich: Diese Uhr bringe ich wieder zum Gehen.

Beim Abtransport der Uhr in meine Werkstatt im Januar 1995 gab es unvorhergesehene Schwierigkeiten. Ich kam gerade mit einem Teil der Uhr aus der Kirche, da kam der Pfarrer auf mich zu und fragte, was wir



Die Hemmung besteht aus dem Ankerrad und dem Anker (Ankerhemmung). Sie bremst den unkontrollierten Ablauf des Räderwerks und setzt die Drehbewegung in eine Hin- und Herbewegung für das Pendel um.



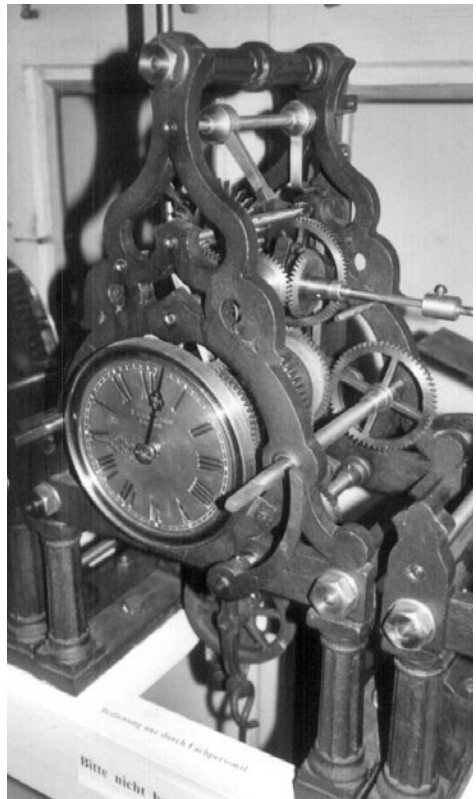
Die Kirchturmuhre im Heimatmuseum Elsenz

denn da machten. Es stellte sich heraus, dass er zwar über unser Vorhaben vorinformiert war, aber nicht über den Abtransport an diesem Tag. Es kam noch schlimmer, denn in Begleitung des Pfarrers war ein Herr vom Landesdenkmalamt, da in der Kirche Renovierungsarbeiten bevorstanden. Dieser Herr wurde natürlich hellhörig und meinte, da hätten sie ja auch noch ein Wörtchen mitzureden! Es dauerte nicht lange, und ein Vertreter des Kirchenrats kam in meine Werkstatt und verlangte die vorläufige Einstellung jeglicher Arbeiten an der Uhr.

Es hat über ein Jahr gedauert, bis die Besitzverhältnisse geklärt waren. Laut Originalrechnung konnte aber nachgewiesen werden, dass die Uhr der politischen Gemeinde Elsenz gehört. Die Gemeinde und das Denkmalamt haben dann beschlossen, dass die Uhr renoviert werden dürfe, um sie im Heimatmuseum aufzustellen.

Im Oktober 1996 übertrug mir der Vorstand des Heimatvereins die Aufgabe, die Uhr zu restaurieren und mich um die Beschaffung

fehlender Teile zu kümmern. Im April 1997 besuchte ich die Firma Schneider und Söhne in Schonach im Schwarzwald. Dort wurde die Uhr hergestellt und 1905 in der evangelischen Kirche in Elsenz eingebaut. Der damalige Preis war 1.425.- Mark. Die Firma Schneider ist eine alteingesessene Firma in der 5. Generation. An einem Schreibtisch saß der Seniorchef, ihm gegenüber der Juniorchef und sein Sohn, etwa 4 Jahre, beschäftigte sich mit seinem Bulldog. Der Altmeister war begeistert von der Idee, die alte Uhr wieder zu neuem Leben zu erwecken. Man merkte ihm den berechtigten Stolz an, dass eine Uhr aus seinem Betrieb in einem Heimatmuseum ausgestellt werden soll. Er gab mir hilfreiche Tipps und Anregungen für die doch nicht ganz einfache Restaurierung. Mit einer Betriebsbesichtigung, bei der mir auch einige sehr alte Turmuhren der Firma Schneider vorgeführt wurden, endete der erste, sehr harmonisch verlaufene Besuch bei der Firma Schneider und Söhne.



Das Uhrwerk



Das Pendel bestimmt den zeitlichen Ablauf und die Genauigkeit einer Uhr. Nachdem 1583 Galileo Galilei beim Beobachten einer schwingenden Lampe im Dom von Pisa das Pendelgesetz entdeckt hatte, wurde es möglich, ganggenauere Uhren herzustellen. Ab etwa 1650 baute man dann auch Pendeluhren mit Minutenzeigern.

Je kürzer das Pendel ist, um so schneller läuft die Uhr - je länger das Pendel ist, um so langsamer läuft die Uhr - je schwerer das Pendelgewicht ist, um so genauer ist die Uhr; bei unserer Uhr 25 kg.!

Mit einer Rändelmutter lässt sich das Pendelgewicht auf dem Pendelstab heben und senken und damit die Uhr schneller oder langsamer stellen.

Um die Ausdehnung des Pendelstabs bei Temperaturanstieg gering zu halten, verwendete man damals Zedernholz, welches einen geringen Ausdehnungsfaktor hat.

Um die Reibungsverluste an der Pendelaufhängung gering zu halten verwendete man eine Pendelblatfeder aus Stahl. Die Form des Pendelgewichts ist linsenförmig wegen des geringeren Luftwiderstands.

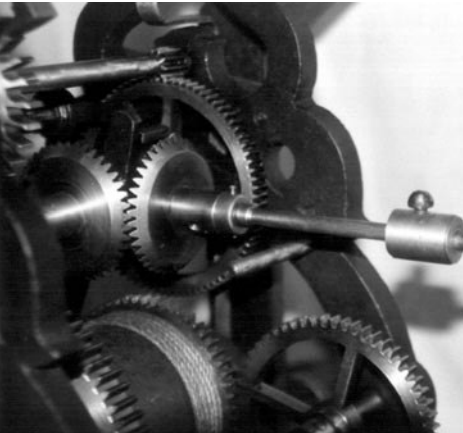
Wenn bei uns die Pendellänge von dem Aufhängepunkt bis Mitte Gewicht 981 mm beträgt, ist es ein Einsekundenpendel, wie bei unserer Kirchturmuh (zweites von links) von Schlag zu Schlag genau eine Sekunde. Die Zeit eines Pendelschlags ist aber auch abhängig von der Erdbeschleunigung "g" und somit von Ort zu Ort verschieden. In Stuttgart als Beispiel ist ein Einsekundenpendel theoretisch genau 998,901 mm, in Buenos Aires 979,669 mm usw.

Die Kirchturmuh war von Januar 1905 bis 1972 in der evangelischen Kirche in Elsenz in Betrieb. Nach 67 Jahren wurde sie durch eine elektrisch angetriebene Uhr ersetzt, die auch die elektrischen Schlaghämmer der Glocken steuerte. Die alte Uhr wurde nun nicht mehr gebraucht, und weil sie doch ziemlich schwer und groß war, ließ man sie an Ort und Stelle stehen. Ein Abtransport wäre zu teuer und umständlich gewesen. Das war unser Glück, sie wäre sonst heute nicht mehr da.

Die Uhr ist in einem Holzschrank, etwa 1,75 m hoch und 1,80 m breit, eingebaut. Durch Glasfenster und -türen kann man die Funktion der Uhr von außen beobachten. Sie besteht aus drei Teilen: in der Mitte das Uhrwerk, links davon das Viertelstundenschlagwerk und rechts davon das Stunden-schlagwerk.

Das Gehäuse des Uhrwerks besteht aus 12 mm starken Gusseisenplatten, die an den Ecken verschraubt sind. In der vorderen und hinteren Gusseisenplatte sind die Achslager der Zahnräder eingepresst. In der vorderen Platte sitzt unten das Kontrollziffernblatt, links davon die Steckachse für die Kurbel zum Richten der Zeiger, rechts davon die Steckachse für die Kurbel zum Aufziehen der Uhr. Die Lagerplatten enden oben spitzzulaufend in einer runden Abstandhalterung, die gleichzeitig als Traggriff dient. Hinten ist die Aufhängung für das Pendel angeschraubt. Der Pendelstab ist aus Holz, das eiserne Pendelgewicht wiegt 25 kg. Das Werk steht mit vier verzierten gusseisernen Säulen auf zwei Basisplatten, die zur Verschraubung mit dem Holzrahmen dienen. Durch Ausschnitte in den Platten zwischen den Lagerbuchsen und durch die Verzierung der Tragesäulen sowie durch die schönen Verschraubungsmuttern entsteht ein fast zierliches Aussehen des doch recht massiven Uhrwerks.

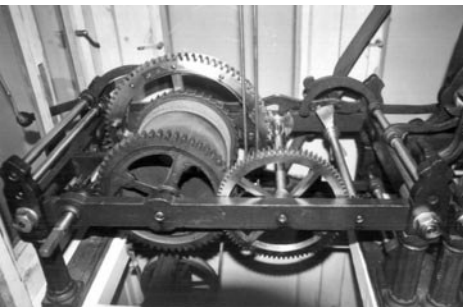
Die Technik der Uhr ist für die damalige Zeit erstaunlich ausgereift. Ein Differentialgetriebe ist das Herzstück der Uhr. Mit einem verstellbaren, nur 70 g schweren Gewicht sorgt es auf raffinierte Weise für eine immer gleich bleibende Antriebskraft für das Pendel und löst jede Minute das Zeigergetriebe aus. Das Zeigergetriebe wird vom Aufzugsgewicht der Uhr angetrieben, stellt die Zeiger um eine Minute weiter und hebt gleich-



Das Differentialgetriebe

zeitig das Gewicht für den Pendelantrieb wieder in seine Ausgangsstellung. Der harte Springzeigereffekt wird durch einen mitlaufenden Windflügel in eine schleichende Bewegung abgebremst. Dadurch verringert sich auch der Verschleiß der Mechanik. Das Aufzugsgewicht der Uhr hängt an einem 8 m langen Stahlseil. Es wiegt 20 kg, lässt sich aber durch Zusatzgewichte erhöhen je nach Anzahl und Größe der Ziffernblätter. Ein zusätzliches Tannenzapfengewicht sorgt für den Antrieb der Uhr während des Aufzugs. Es wird vor dem Aufziehen automatisch hochgehoben, bevor die Kurbel eingeführt werden kann.

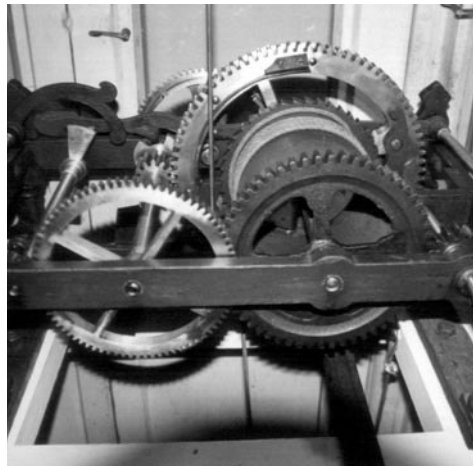
Die Uhr musste täglich aufgezogen werden. Früher machte das meistens der Schullehrer, der seine Wohnung im Rathaus nebenan hatte. Er musste den Kirchturm hochklettern und die zwei schweren Gewichte für die Schlagwerke, je 70 kg, und das kleinere für das Uhrwerk mit einer Kurbel hochheben. Das war schon Schwer-



Das Viertelstunden-Schlagwerk

arbeit und dauerte etwa 15 bis 20 Minuten. Nun wieder zurück zum Uhrwerk. Das Zeigergetriebe löst auch alle 15 Minuten das Viertelstunden-Schlagwerk aus. Es steht links vom Uhrwerk und ist ähnlich aufgebaut wie das Uhrwerk, ist aber nicht so hoch. Auf der großen Radtrommel ist das 8 m lange Stahlseil aufgerollt an dem das Gewicht hängt. Es bestand aus einem Teerfass, das mit Abfalleisenteilen gefüllt war. Somit konnte man das benötigte Gewicht, je nach Art und Gewicht der Schlaghämmer, für die Glocken bequem regulieren. Auf der Trommelachse für das Seil sitzt auch ein Nockenrad. Die Nocken betätigen drei Umlenkhebel, die über Stangen und Seile die drei Glocken für den Viertelstundenschlag anschlagen. Eine einfache mechanische Steuerung sorgt für die richtige Tonfolge. Nach dem Vierteltstundenschlag löst das Werk über einen langen Hebel das Stundenschlagwerk aus. Ein mitlaufender Windflügel sorgt für einen gleichmäßigen Ablauf.

Das Stundenschlagwerk ist ähnlich aufgebaut wie das Viertelstunden-Schlagwerk und wird ebenfalls von einem Teerfassgewicht angetrieben. Auf dem Nockenrad wird der Umlenkhebel für die Stundenschlagglocke betätigt. Ein hinter dem Werk ange-setztes Zahnrad mit Fallschlosskranz sorgt für die richtige Zahl der Glockenschläge. Es lässt sich abnehmen und verdrehen, damit man die Schlagzahl einstellen kann. Auch hier sorgt ein mitlaufender Windflügel für



Das Stundenschlagwerk

einen gleichmäßigen Ablauf der Glockenschläge.

Die Uhr musste ich in alle Einzelteile zerlegen, um sie zu reinigen und den Rost zu beseitigen. Die drei Werke bestehen aus über 150 Einzelteilen. Zuerst wurde der Schmutz und altes Fett entfernt, rostiges Eisen abgeschmirgelt und Messingteile mit der Drahtbürste bearbeitet. Danach wurden die Lager auf Verschleiß geprüft. Es hat sich aber gezeigt, dass das Spiel in den Lagern keinen Austausch von Lagerbuchsen nötig machte, und das nach 67 Betriebsjahren! Das sind fast 600.000 Stunden. Nach dem Reinigen, Schmirgeln und Bürsten aller Teile ging es an das Wiederausammenbauen. Jedes Teil musste an den richtigen Platz, die Stellung der Zahnräder zueinander auf den Zahn genau stimmen. Kleine, kaum erkennbare Markierungen an den Zahnrädern zeigen an, wie die Zähne ineinander greifen müssen, man muss sie nur erkennen und verstehen.

Beim Besuch von verschiedenen Uhrenmuseen suchte ich nach der besten Lösung für die Aufstellung der Uhr in dem dafür vorgesehenen, doch recht kleinen Raum unseres Heimatmuseums. Meistens, so auch im Deutschen Uhrenmuseum in Furtwangen, sind die alten Kirchturmuhren in einem Metallgestell montiert, damit die interessante Mechanik von allen Seiten betrachtet werden kann und um die langen Seile und die Gewichte, die ja früher im Kirchturm hingen, unterzubringen.

Der Vorstand des Heimatvereins war aber mit diesem Vorschlag nicht einverstanden. Der alte Holzschrank soll repariert werden und die Uhr dort hinein, wo sie immer war, in den Schrank! Nun musste ich wieder neu planen. Wie kann ich zwei Gewichte von etwa 40 kg in den Platz unter der Uhr im Schrank unterbringen? Von der Unterkante der Uhr bis zum Boden des Schrankes sind nur 85 cm Platz.

Nur ein elektrischer Aufzug hätte das Problem lösen können, aber das wollten wir der Uhr nicht antun, sie sollte wie früher mit der Hand aufgezogen werden. Da kam mir die Firma Junghans in Elsenz in den Sinn, die Eisenbleche von bis zu 100 mm verarbeitet. Mit einem Blech dieser Stärke könnte man doch ein flaches, rundes Gewicht herstellen. Bei einem platzmäßig noch ver-

trebaren Durchmesser von 35 cm und dem spezifischen Gewicht für Eisen von 7,5 ergibt sich daraus eine Höhe von nur 5 cm für ein 40 kg Gewicht. Ein guter Freund, der bei der Firma arbeitete, konnte mir die Gewichte anfertigen, und zwar als Stiftung der Firma Junghans an den Heimatverein Elsenz. Es dauerte nicht einmal eine Woche, und da bekam ich die Gewichte. In den Mittelpunkt der Scheiben schnitt ich Gewinde für Schraubhaken, um sie an den Seilen aufhängen zu können. Mit 2 Umlenkrollen war es nun möglich die Uhr, wenigstens 2 bis 3 Stunden in Gang zu halten. Das hört sich zwar wenig an, aber es hat sich später gezeigt, dass es bei Vorführungen sogar interessant ist, wenn die Gewichte immer wieder aufgezogen werden. Meistens lasse ich das von Besuchern und Kindern machen, die ihre Freude daran haben.

Bei der Firma Schneider bestellte ich ein Ziffernblatt und die beiden Zeiger für unsere Uhr. Das Ziffernblatt von 1 m Durchmesser ist weiß und hat schwarze römische Ziffern, dazu passend schöne gewölbte Zeiger. Weiterhin brauchten wir noch das hinter dem Ziffernblatt montierte Zeigerwerk, das für die mechanische Übersetzung vom großen zum kleinen Zeiger sorgt.

Nun konnte die Uhr das erste Mal in Betrieb genommen werden. Das Uhrwerk lief auf Antrieb einwandfrei, auch die Schlagwerke funktionierten tadellos. Aber man hörte nur die Mechanik der Schlagwerke rattern und klopfen. Das war zwar interessant, doch nicht sehr befriedigend. Alle waren sich einig: Die Uhr braucht Glocken.

In der Vorstandschaft des Heimatvereins wurde nun heftig diskutiert, wie wir es trotz leerer Kassen schaffen könnten, das Geld für Glocken aufzutreiben. Ein Kilogramm gegossene Glockenbronze kostet 30,00 Euro. Bei etwa 30 cm hohen Glocken wäre das mindestens ein Betrag von über 2000,00 Euro für vier Glocken. Nach langen, heftigen Diskussionen beschloss der Vorstand, sich mit der Bitte um Spenden für die Glocken an die Bevölkerung von Elsenz zu wenden. Nach einer sehr positiven Resonanz aus der Elsenser Bevölkerung bekam ich den Auftrag, mich um die Anschaffung der Glocken zu kümmern. Neben der Firma Schneider und Söhne, die auch

Glocken anbietet, verhandelte ich mit 4 weiteren Glockengießereien und ließ mir schriftliche Angebote machen. Nach längeren Verhandlungen mit den 5 Firmen kam es mit der Glockengießerei Bachert in Heilbronn zu konkreten Absprachen. Es ging dabei nicht nur um den Preis, sondern auch um das Aussehen der Glocken. Wir entschlossen uns für Glocken in Kelchform mit Kronenaufhängung, Zierfries und Namen der Spender auf den Glocken. Die Töne der Glocken sollten den alten, bestehenden Glocken in der Kirche entsprechen. An einem ruhigen Sonntagmorgen ging ich mit einem guten Tonbandgerät auf den oberhalb der Kirche liegenden Friedhof und nahm das Glockengeläut auf. Damit gingen wir zur Firma Bachert. Herr Schell, ein sehr freundlicher, älterer Glockenspezialist der Firma, ermittelte dann mit verstellbaren Stimmgabeln die Töne der vier Glocken. Es sind die Töne c''''', g''''', und a'''' für den Viertelstundenschlag, für die tiefe Stunden-schlagglocke ist es der Ton e''''.

Mit einem feierlichen Akt wurden am 21. Januar 2000 die vier Glocken bei der Firma Bachert in Heilbronn gegossen. Der stolze

Betrag von 7.325,40 DM (ca. 3.600,00 Euro) wurde allein von großzügigen Spendern aufgebracht.

In Eigenregie des Heimatvereins wurde ein Eisengestell zusammengeschweißt und auf dem Uhrenschrank verschraubt. In diesem Gestell wurden dann drei Holzbalken befestigt, an denen die vier Glocken aufgehängt wurden. Das Ziffernblatt wurde an der Frontseite des Gestells angebracht. Ein Mitarbeiter der Firma Schneider hat dann die Fallhämmer für die Glocken montiert.

Am 21. Mai 2000 fand die offizielle Einweihung und Inbetriebnahme der Uhr statt. Pfarrer Ludwig segnete die Glocken und wies in seiner Ansprache auf die wichtige Bedeutung kleiner Glocken bei Gottesdiensten und Gebeten hin. Ortsvorsteher Klaus Pfeil sprach zuerst über den Zufall, der zur Entdeckung der vergessenen Kirchturmuhre führte, und würdigte den Einsatz und den enormen Arbeitsaufwand aller Beteiligten. Daran anschließend philosophierte er über das Thema Uhr und Zeit - Fluch oder Segen?

Im Jahr 2005 wurde die Uhr 100 Jahre alt. Aus diesem Anlass gab es am 8. Mai, dem internationalen Museumstag im Elsenser Heimatmuseum eine Sonderausstellung "Hundert Jahre Kirchturmuhre". Eine Kopie des Vertrags zwischen der politischen Gemeinde Elsenz und der Turmuhrenfabrik B. Schneider Söhne wurde gezeigt. Darin waren die Bedingungen für die Lieferung und Installation der Uhr festgelegt. Am 18. Januar 1905 wurde der Vertrag vom Gemeinderat Elsenz unterschrieben. Außerdem lagen großformatige Bilder aus mit Detailaufnahmen vom Inneren der Uhr mit Erklärungen über deren Funktion. Das Interesse der Besucher war groß.

Die Kirchturmuhre ist immer wieder ein Anziehungspunkt für die Besucher des Heimatmuseums Elsenz. Wenn das Museum geöffnet ist, wird sie in Betrieb gesetzt und die Funktion vorgeführt und erklärt. Dabei stelle ich immer wieder fest, dass meine eigene Faszination und Bewunderung für diese 100 Jahre alte Uhrentechnik auf die Besucher übergreift und sie in den Bann zieht. Ich hoffe, dass die Uhr noch lange läuft und viele Gäste des Heimatmuseums erfreut.



Der Fallhammer. Er ist auf einem Hebel so angeschweißt, dass er die Glocke am unteren Rand anschlägt. Im Ruhezustand berührt er die Glocke nicht. Das Schlagwerk hebt über Nocken den Hammer an und lässt ihn plötzlich fallen. Die unterhalb angebrachte Prellfeder verhindert den mehrfachen Anschlag der Glocke. Durch die in ihrer Länge verstellbaren Stangen lässt sich die Wirkung der Prellfeder einstellen.

Die Kraichgaubahn

Das zweite Gleis und die strategische Bedeutung im Ersten Weltkrieg

Ulrich Merz

Der Krieg 1870/71 gegen Frankreich hatte gezeigt, wie notwendig ein schneller Aufmarsch des Militärs mit Hilfe der Eisenbahn für strategische Zwecke war. Der völlige Mangel an eisenbahnorganisatorischen Vorkehrungen auf französischer Seite gewann entscheidende Bedeutung für den deutschen Sieg über die Armee Napoleons III. "Die Eisenbahnen sind zu einem Kriegsmittel, zu einem Kriegswerkzeug geworden, ohne das diese großen Armeen der Gegenwart weder aufgestellt, noch zusammengebracht, noch vorwärtsgeführt, noch erhalten werden könnten", umschrieb Graf von Schlieffen den Wert der Eisenbahn unter militärischen Gesichtspunkten.

Da nach dem Sieg über Frankreich 1870/71 ein Revanchekrieg befürchtet wurde, begannen politische und militärische Kreise über einen Folgekrieg mit dem westlichen Nachbarn nachzudenken. Im Rahmen dieser Überlegungen wurden auch Planungen für den Ausbau der Eisenbahnverbindungen zur französischen Grenze hin aufgestellt.

Neben dem Neubau ganzer Streckenteile wurde der Ausbau bestehender Bahnlinien vorangetrieben. Dem Reichstag wurde 1887 eine "Denkschrift über den Ausbau des Eisenbahnnetzes im Interesse der Landesverteidigung" vorgelegt. Nach den darin zusammengefassten Forderungen der Heeresverwaltung wurden als "dringlichste Ergänzungen das Legen zweiter Geleise" unter anderem auf der Strecke Germersheim - Bruchsal - Bretten - Eppingen - Heilbronn - Crailsheim "in Antrag gebracht". Damit wurde die Kraichgaubahn von Karlsruhe über Eppingen nach Heilbronn, welche in Teilabschnitten seit 1878 (Heilbronn - Schwaigern), 1879 (Grötzingen - Eppin-

gen) und 1880 (Eppingen - Schwaigern) in Betrieb war, Gegenstand der Landesverteidigung.

Nachdem die Verhandlungen zwischen dem Deutschen Reich und der Badischen Regierung abgeschlossen waren, nahm man umgehend die Erweiterungsarbeiten an der ursprünglich eingleisigen Bahnlinie Eppingen - Bretten - Bruchsal bis zur badischen Landesgrenze bei Germersheim (bayrische Festung) im Jahr 1887 in Angriff. Gleiches galt für den württembergischen Teil von Eppingen nach Heilbronn in Richtung Crailsheim.

Über den Stand der Bauarbeiten auf badischer Seite gibt der Jahresbericht der Badischen Staatsbahn für 1887 ausführlich Auskunft. So sei das Gelände "für die zweite Spur schon erworben und auch ein großer Theil des Planums für dieselbe bereits hergestellt." Im Vergleich zu den anderen Bahnbauprojekten sei man aber auf der Teilstrecke Eppingen - Bretten "am wenigsten weit voran gekommen", da hier "fast sämtliche zum Theil sehr lange und tiefe Einschnitte erst einspurig ausgeführt waren". "Die Vollendung des Planums erforderte zwischen Eppingen und der Landesgrenze Massenbewegungen von 179.800 Kubikmetern". Neben 12 gemauerten Bauwerken mussten auch 29 "eiserne Brückenkonstruktionen" neu erstellt oder erweitert werden; hierzu benötigte man 100.103 kg Schmied- und Gusseisen. Neben diesen Arbeiten mussten in verhältnismäßig kurzer Zeit sehr große Schottermengen für den Gleisbau beschafft werden. Für das Teilstück Eppingen - Bruchsal - Landesgrenze belief sich der Schotterbedarf auf 72.300 cbm. Für den Transport des Schotters sowie die Beförderung des Abraums, es waren immerhin 142.000 Kubikmeter

Boden zu lösen und zu befördern, bediente sich man zwischen Eppingen und Bretten einer "Dienstbahn".

Die Bauarbeiten waren bis Jahresende 1887 soweit vorangekommen, dass das "Planum für das zweite Geleise fertiggestellt und der Schotter zur Aufbringung des Geleises eingelegt war. Ebenso waren bis zu dem genannten Zeitpunkt die Eisenkonstruktionen meistens aufgestellt und auch auf den Stationen die Arbeiten für den Anschluß der zweiten Geleise bereits in Angriff genommen. Die Arbeiten waren somit weit genug vorgeschritten, daß der in Aussicht genommene Termin für die Vollendung im Frühjahr 1888 eingehalten werden könne, was dann auch tatsächlich der Fall war". Mit dem zweigleisigen Ausbau der Kraichgaubahn hatte man die Bauunternehmung Philipp Holzmann & Cie in Frankfurt a. M. beauftragt. Nachdem die Baumaßnahme im Interesse der Landesverteidigung ausgeführt worden war, musste das Deutsche Reich 85 Prozent der veranschlagten Gesamtkosten übernehmen.

Ohne große Feierlichkeiten ging der zweigleisige Betrieb auf der Kraichgaubahn zwischen Bretten, Eppingen und Heilbronn in den Jahren 1888/89 in Betrieb.

Was über Jahrzehnte hinweg befürchtet worden war, trat im Jahr 1914 ein. Der Erste Weltkrieg entbrannte und damit auch eine weitere kriegerischen Auseinandersetzung mit dem Nachbarland Frankreich.

In der Folge der Ermordung des österreichischen Thronfolgers Ehz. Franz Ferdinand und seiner Gemahlin am 28. Juni 1914 durch einen bosnischen Studenten verkündete Deutschland am 31. Juli 1914 den "Zustand drohender Kriegsgefahr" und erklärte am 1. August 1914 Russland und am 3. August 1914 Frankreich den Krieg; deutsche Truppen marschieren daraufhin am 3. und 4. August 1914 in Belgien ein. Der deutsche Kriegsplan ging zurück auf eine Denkschrift von Alfred von Schlieffen, der eine defensive Kriegsführung im Osten und die rasche Entscheidung im Westen durch Umfassung des französischen Heeres vorsah. Nach dem Aufmarsch von sieben deutschen Armeen begann am 18. August 1914 unter Führung von Helmut von Moltke der Angriff gegen Frankreich.

In den Aufmarsch an der Westfront waren nunmehr auch die badischen Eisenbahnen und damit auch die Kraichgaubahn in erheblichen Maße eingebunden. Aufgrund des zweigleisigen Ausbaus der Bahnlinie



Zwischen Eppingen und Bretten wurde der zweigleisige Betrieb der Kraichgaubahn am 30. April 1888 aufgenommen. Das Foto zeigt einen Personenzug in Richtung Karlsruhe bei Bauerbach. Aufnahme: Carl Bellingrodt, Sammlung Ulrich Merz

gehörte sie zu den 13 voneinander unabhängigen "Transportstraßen", die zu den 15 festen Rheinbrücken zwischen Straßburg und Wesel führten. Die eigentlichen Transportleistungen der Eisenbahn aus Anlass des Krieges begannen jedoch nicht erst nach dem Ausspruch der Mobilmachung, sondern bereits Anfang Juli 1914, als das Ultimatum Österreichs an Serbien die nahe Kriegsgefahr ahnen ließ.

Der militärische Verkehr setzte am 28. Juli 1914 mit der Zurückberufung der an ihrem Standort abwesenden Truppen ein, die für den Grenzschutz oder bestimmte Sonderaufgaben sogleich marschbereit sein mussten. Mit dem Ausspruch der "drohenden Kriegsgefahr", das heißt am 31. Juli 1914, traten zu dem starken Zivilverkehr in den Grenzgebieten größere, vorher festgelegte Truppentransporte für den Grenz- und Bahnschutz.

Im Zivilgüterverkehr war bereits am 31. Juli 1914 die Sperre für Privatgut u. a. nach Frankreich und Belgien verhängt worden. Mit dem Ausspruch der "drohenden Kriegsgefahr" wurde auch der öffentliche Güterverkehr in den westlichen Grenzgebieten

eingestellt. Privatgüter wurden auf diesen Strecken nicht mehr zur Beförderung angenommen und Güterzüge von den Zugbildungsstationen nicht mehr "abgelassen".

Der Ausspruch der Mobilmachung erklärte sämtliche Eisenbahnen Deutschlands als auf dem Kriegsschauplatz liegend und im Kriegsbetrieb befindlich. Damit wurden alle Eisenbahnen der militärischen Kommandogewalt untergeordnet. Die Anforderungen an den Personenverkehr stiegen an den beiden ersten Tagen der Mobilmachung (2. und 3. August 1914) ungeheuer. Nicht nur die Rückkehr der zahllosen außerhalb ihres Heimatortes weilenden Zivilreisenden, sondern auch die Reisen der zahlreichen zu ihren Gestellungsorten reisenden Offiziere und Mannschaften brachte den Eisenbahnen in den ersten Augusttagen einen Millionenverkehr. Zahlreiche Sonderzüge, die zu militärischen Zwecken zu fahren waren (Mobilmachungstransporte), spielten eine bedeutende Rolle. Am ersten und zweiten Mobilmachungstag wurden rund 700 derartiger Transporte im Deutschen Reich abgefertigt.



Auf Unterwegsbahnhöfen, so auch in Eppingen, wurden Verpflegungsstationen für das durchreisende Militär eingerichtet. Rot-Kreuz-Schwester und Mitglieder des Frauenvereins versorgten hier die Soldaten. Bei Kriegsbeginn passierten täglich zwischen 40 und 50 Militärtransporte die Eppinger Bahnstation. Aufnahme: Sammlung Ulrich Merz

In der Ausgabe vom 3. August 1914 schreibt die Eppinger Zeitung: "Von einer zahlreichen Volksmenge und der Stadtkapelle wurden heute die zum Heere eingezogenen Mannschaften zur Bahn begleitet. Auf baldiges und gesundes Wiedersehen waren die Wünsche aller, als der dicht von Vaterlandsverteidigern besetzte Zug um 7:00 Uhr aus der Station rollte".

Mit dem Beginn des dritten Mobilmachungstages am 4. August 1914 trat in Baden, Württemberg und den übrigen Bundesstaaten der starre Militärfahrplan in Kraft, der dem Zivilverkehr nur noch wenig Spielraum ließ. Die Zivilbedürfnisse traten gegenüber den militärischen Erfordernissen völlig in den Hintergrund. Während die Zeit vom 4. bis einschließlich 6. August 1914 hauptsächlich den Mobilmachungs-transporten vorbehalten waren (Zuführung der Mannschaften und Pferde zu den Formierungsorten der Truppenteile), setzte am Abend des 6. August 1914 der eigentliche Aufmarsch des Heeres ein. Dieser dauerte bis einschließlich zum 18. August 1914. In der Zeit vom 2. bis 18. August 1914 rollten täglich rund 600 Aufmarschtransporte über die westlichen Grenzen des Deutschen Reichs, so dass im Durchschnitt jede der 13 Transportlinien, zu denen auch die

Kraichgaubahn über Eppingen gehörte, mit über 50 Zügen belegt war. Allein in Gernersheim zählte man 580 Züge. Befördert wurden über sämtliche Transportlinien insgesamt rund 3.120.000 Soldaten, 860.000 Pferde, Waffen und alles notwendige Zubehör.

Den Kriegsausbruch und die Geschehnisse auf der Kraichgaubahn schilderte der Eppinger Stadtpfarrer Anton Braun in seinem Buch "Geschichte der Stadt Eppingen" wie folgt: "Am 31. Juli wurde vom Kaiser der Kriegszustand über Deutschland verhängt, am 1. August folgte die Mobilmachungsordre. Kampfesmutig und voll Gottvertrauen stellten sich alle Waffenfähigen dem Dienst für das Vaterland zur Verfügung. 'Der König rief, und alle, alle kamen!' Endlose Züge von Soldaten und Munition aus Bayern passierten die hiesige Station. Die Einberufenen von hier und aus dem Amtsbezirk verlassen die bereits begonnene Erntearbeit und eilen zur blutigen Ernte des Todes."

Einer Festschrift des "Roten Kreuzes" ist zu entnehmen, dass sich die Frauen des "Frauenvereins Eppingen" in dieser Zeit an der Verpflegungsstation am Bahnhof Eppingen, "wo in den ersten Tagen nach der



In Lazarettzügen wurden die verwundeten und kranken Soldaten von der Front in die Heimat transportiert. (Aufnahme: Sammlung Elisabeth Dörr)



Im Eppinger Krankenhaus und der Gewerbeschule wurden während des Krieges Lazarette eingerichtet. (Aufnahme: Sammlung Elisabeth Dörr)

Mobilmachung 40 bis 50 Züge täglich in Richtung Front führen“, beteiligten. Bei den Truppen, welche über die Kraichgaubahn zur Front transportiert wurden, handelte es sich um das XIII. Armeekorps und das VI. Reservekorps der 5. Armee sowie das III. bayerische Armeekorps und die 5. bayerische Reserve-Division der 6. Armee. Angesichts der teilweise sehr langen Reise, so kam das VI. Reservekorps aus Breslau über Liegnitz, Dresden, Crailsheim nach Eppingen und hatte eine Fahrzeit von etwa 66 Stunden zu bewältigen, waren die Verpflegungsstationen eine willkommene Unterbrechung der Fahrt. Hinzu kommt, dass die Mannschaften größtenteils mit Güterwaggons transportiert wurden, die lediglich mit provisorischen Bänken ausgestattet waren.

Die militärische Kommandogewalt über die Eisenbahnen zeigt sich unter anderem in einer amtlichen Bekanntmachung des Bürgermeistersamtes Eppingen, die in der Ausgabe der Eppinger Zeitung vom 17. August 1914 veröffentlicht wurde: „Auf Veranlassung von militärischer Seite geben wir hiermit bekannt: Das Betreten des Bahnkörpers ist Unbefugten strengstens verboten.

Jede Person, welche unbefugt den Bahnkörper betritt, hat zu gewärtigen, sofort erschossen zu werden. Eppingen, den 12. August 1914. Bürgermeistersamt: Wirth“. Bewacht wurden die Eppinger Bahnanlagen von der vierten Kompanie des zweiten badischen Landsturm-Infanterie-Bataillons. Nach fünfwöchigem Bahnbewachungsdienst verließ diese Kompanie Eppingen Ende September 1914.

Den Zügen in Richtung Kriegsschauplätze folgten alsbald Transporte mit verletzten und gefangenen Soldaten von der Front. Hierzu berichtete die Eppinger Zeitung: „Nachdem bereits am Sonntag zwei Züge französischer Kriegsgefangener mit kurzem Aufenthalt die hiesige Station passiert haben, trafen gestern früh zwei Züge mit deutschen und französischen Verwundeten ein. Sie wurden vom Roten Kreuz bewirtet.“

Wenn auch nach der Durchführung der Mobilmachung auf den deutschen Bahnen der Friedensfahrplan zum 2. November 1914 wieder in Kraft trat, so war doch während des ganzen Krieges die erste und hauptsächliche Aufgabe der Bahnen die Versorgung des Heeres. Die militärischen

Aufgaben der Eisenbahn teilten sich in die eigentlichen Truppentransporte und in die zur Versorgung des Heeres notwendigen Beförderungen. Hier sind zu nennen die Beförderung der Ersatztransporte, die Abbeförderung der Verwundeten und Kranken und der mit der Länge des Krieges immer mehr anschwellende Urlauberverkehr. Die Versorgung des Heeres beschränkte sich nicht nur auf die Heranführung von Munition und Verpflegung, sondern umfasste Materialtransporte aller Art, wie sie der Stellungskrieg erforderte.

Eine besondere Sorge bereitete für die Eisenbahnen der Rücktransport der Verwundeten und Kranken. Als mit der Ausdehnung der Kampfhandlungen sich ein immer größerer Bedarf an Lazarettzügen bemerkbar machte, wurden Hilfslazarettzüge aus umgewandelten Personen- und Güterwagen eingerichtet. Auch diese Züge befuhren die Kraichgaubahn und hielten in Eppingen, da auch hier ein Etappenlazarett eingerichtet worden war. In der oben bereits genannten Festschrift des Roten Kreuzes ist hierzu zu lesen: "Einige der Eppinger Rot-Kreuz-Kameraden, die nicht eingezogen wurden, hatten die Verwundetentransporte vom Eppinger Bahnhof zu den beiden im Krankenhaus bzw. in der Gewerbeschule eingerichteten Lazarette durchzuführen".

Der erste reguläre Kriegsfahrplan vom 2. November 1914 enthielt lediglich fünf Personenzugpaare Karlsruhe - Heilbronn und hatte so den Fahrplan der Kraichgaubahn um rund zwanzig Jahre zurückgeworfen. Dieser Zustand blieb den ganzen Krieg hindurch bestehen; zeitweise blieben sogar nur noch vier Zugpaare übrig, die den vorhandenen Bedürfnissen schlecht und recht entsprachen.

Die Drosselung des Personenverkehrs ging in der Weise vor sich, dass, während vor der Krise 1916/17 etwa 70 v.H. der Friedenszüge gefahren wurden, nach dem Eintritt der betrieblichen Schwierigkeiten nur noch 48 v.H., im Winter 1918 nur noch 43 v.H. befördert wurden. Der Personenverkehr wurde weiter in der Weise eingeschränkt, dass nur noch Züge zur Aufrechterhaltung des Berufsverkehrs gefahren

wurden. Der Personenverkehr an Sonn- und Feiertagen konnte somit wesentlich eingeschränkt werden.

Die angespannte Versorgungslage im Land veranlasste die Generaldirektion der badischen Staatseisenbahn im Juli 1918, für Schüler eine besondere Fahrpreismäßigung anzubieten. In einer Anordnung ließ sie bekanntgeben, dass für Schulausflüge zum Sammeln von Pilzen, Eicheln, Buchekern, Kastanien und ähnlichen für die "Volksernährung" wichtigen Naturerzeugnissen eine Fahrpreismäßigung in der 4. Wagenklasse zugestanden wird. Es sollte die Hälfte des Fahrpreises "zur Erhebung" kommen.

Der Mangel an Betriebsstoffen schlug sich neben der Zahl der eingesetzten Züge auch auf den Reisekomfort des verbleibenden Zugangebots durch. In der Ausgabe der Eppinger Zeitung vom 28. September 1918 wurde darauf hingewiesen, dass die Züge der badischen Eisenbahn im allgemeinen nur in der Zeit vom 15. Oktober bis 31. März geheizt würden. In diesem Zeitraum werde man aber auch nur dann heizen, wenn die "Außenwärme" unter acht Grad Celsius falle. Die Wagenabteile würden auf eine Temperatur zwischen 10 und 12 Grad erwärmt. Weiter sei zu beachten, dass von der Heizung der Vorortzüge, Triebwagenzüge und Nebenbahnzüge, deren Fahrzeit weniger als eine Stunde beträgt, mit wenigen Ausnahmen, abgesehen werde. "Es sei deshalb den Reisenden empfohlen, sich bei Eisenbahnreisen mit warmer Schutzkleidung zu versehen".

Im Herbst 1918 erreichte die Eisenbahnkrise ihren Höhepunkt, als zu allem anderen eine verheerende Grippe das badische Eisenbahnpersonal dezimierte; von einem regulär eingehaltenen Fahrplan konnte keine Rede mehr sein.

Am 9. November 1918 verzichtete Wilhelm II. auf seinen Thron und ging am 10. November in holländisches Exil. Der Sozialdemokrat Philipp Scheidemann rief die Republik aus; Friedrich Ebert bekam die Regierungsgeschäfte übertragen. Am 11. November 1918 wurde der Waffenstillstand unterzeichnet; der Erste Weltkrieg war beendet.

Um die Not der per Bahn zurückflutenden Soldaten zu mindern, wendete sich die Stadt Eppingen in einem Aufruf an ihre Bürger: "Eine große Zahl von heimkehrenden Truppen durchfährt in diesen und in den kommenden Tagen den Amtsbezirk Eppingen und hat auf dem Bahnhof in Eppingen in der Regel einen längeren Aufenthalt. Die Beförderung der Truppen erfolgt zum Teil in offenen oder halboffenen, jedenfalls aber unheizbaren Güterwagen; soweit Personenwagen Verwendung finden, fehlt es auch diesen an Heizung. Dieser Mangel macht sich in jetziger Jahreszeit und der außerordentlich langen Fahrtdauer besonders bemerkbar". Die Bevölkerung sollte daher heiße Getränke und Nahrungsmittel den durchreisenden Soldaten zur Verfügung stellen. Vor allem seien jede Art von Kaffee-Ersatz willkommen und natürlich Zucker. Auch wurde um die Abgabe von Obst, Eingemachtem, Zigarren und Zigaretten beim Helferinnendienst auf dem Eppinger Bahnhof gebeten.

Die aus strategischen Gründen durch ein zweites Streckengleis aufgewertete Kraichgaubahn verlor diesen Status Stück für

Stück in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg. Im Rahmen notwendiger Tunnelsanierungen und der Erstellung von Behelfsbrücken legte die damals für die Kraichgaubahn zuständige Reichsbahn- bzw. Eisenbahndirektion Stuttgart dieses auf den Abschnitten Bretten - Bauerbach und Sulzfeld - Eppingen im Jahre 1946 still. Im Zuge der laufenden Streckenunterhaltung entschloss sich die nunmehr wieder für diesen Streckenabschnitt zuständige Bundesbahndirektion Karlsruhe zum 29. September 1968 auch das zweite Gleis im Abschnitt Bauerbach - Sulzfeld aufzugeben. Die württembergische Direktion in Stuttgart ließ sich mit dem Abbau des zweiten Gleises erheblich mehr Zeit. Erst nach 1970 verschwand es im Abschnitt Eppingen - Gemmingen - Schwaigern. Zwischen Leingarten und Heilbronn-Böckingen verblieb das zweite Gleis und wurde zwischenzeitlich in den Karlsruher Stadtbahnbetrieb einbezogen.

Literatur:

Braun, Anton, Geschichte der Stadt Eppingen, 1914.

Dörr, Elisabeth, Bahnstation Eppingen in Frieden und Krieg, 2005

Eppinger Zeitung, Diverse Jahrgänge, Stadtarchiv Eppingen.

Ihle, Reinhard, 100 Jahre DRK Ortsverein Eppingen, in: "Rund um den Ottilienberg, Band 7, 1997.

Knipping, Andreas, Eisenbahnen im Ersten Weltkrieg, EK-Verlag 2004.

Sarter, Adolph, Die deutschen Eisenbahnen im Kriege, Deutsche Verlagsanstalt, 1930.

Scharf, Hans-Wolfgang, Die Eisenbahn im Kraichgau, EK-Verlag, 2006.

Scharf, Hans-Wolfgang, Eisenbahnen zwischen Neckar, Tauber und Main, EK-Verlag, 2001.

Menschen - Grenzen - Nachbarn: Eppingen im 19. Jahrhundert

Festrede zur Eröffnung der Baden-Württembergischen Heimattage

Reinhard Ihle

Sehr geehrter Herr Oberbürgermeister Holaschke, liebe Festgäste,

es ist für mich eine große Freude und Ehre, dass ich zum offiziellen Auftakt der 30. Baden-Württembergischen Heimattage hier in Eppingen eine Festrede zur Geschichte unserer Stadt halten darf.

Ich möchte mich an dieser Stelle bei den Verantwortlichen für dieses Vertrauen bedanken.

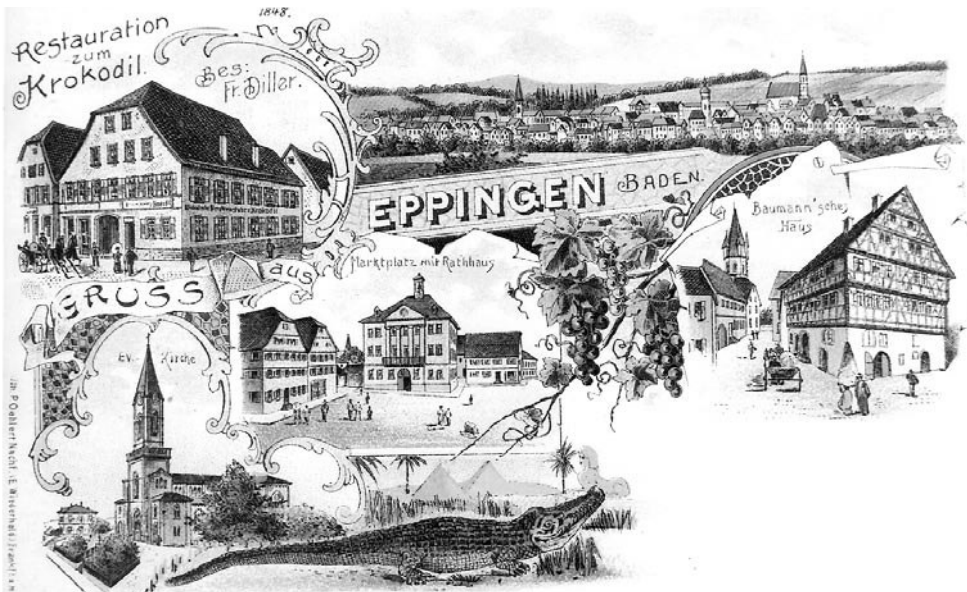
Beginnen möchte ich aber nicht mit Geschichte, sondern mit zwei kurzen Geschichten:

Da ging ein badischer Vater mit seinem Sohn an einem Sonntag Nachmittag im Wald spazieren. Sie liefen an der württembergischen Grenze entlang. An einer aus-

sichtsreichen Stelle hielten sie am badischen Grenzweg an und der Vater zeigte seinem Sohn das Land dort drüben. Der Junge schaute in die Ferne und fragte plötzlich seinen Vater: "Ja Vadder, sag emol, wohne do drüwe eigentlich a Mensch?" Daraufhin schaute der Vater seinen Sohn nachdenklich an und antwortete: "O Bu, lass uns jetzt namme net ins Grüble kumme!".

Menschen - Grenzen - Nachbarn ?

Die zweite Geschichte, aus Gleichheitsgründen, aus Württemberg, dem Land do drüwe. In Häfnerhaslach erzählte man sich folgendes: Dort lag ein alter Mann im Sterben. Die Frau des Pfarrers habe ihn mit den Worten getröstet, er gehe nun hinüber in ein anderes, ein besseres Land - da habe



Grüß aus Eppingen (Postkarte der Restauration zum Krokodill, um 1890)

der Mann seine letzte Kraft zusammen genommen und gesagt, es sei ihm gleich, in welches Land er komme, wenn's nur nicht Baden sei.

Wir in Eppingen kennen diese ereignisreiche und spannende, aufregende und manchmal auch gereizte Beziehung der Nachbarn Baden und Württemberg. Wir in Eppingen leben genau an dieser Grenze des badischen und württembergischen Landesteils - heute genauso wie vor 200 Jahren.

Und wer an einer Grenze lebt, der kann etwas erleben und berichten. Das möchte ich jetzt auch tun. Ich möchte ihnen Grüße aus Eppingen aus dem 19. Jahrhundert schicken, so wie es hier auf dieser wunderschönen alten Postkarte auch heißt, und ich möchte ihnen vom Leben im Grenz-

raum Eppingen erzählen - von Menschen, Grenzen, Nachbarn.

Aus dem 19. Jahrhundert deshalb, weil es in der über 1000-jährigen Geschichte unserer Stadt einen Höhepunkt, eine Blütezeit, darstellt. Hier im 19. Jahrhundert liegen aber auch die Anfänge der Beziehungen der badischen und württembergischen Nachbarn zueinander. Hier liegen die Wurzeln unserer badischen und württembergischen Stadtgeschichte. So ist Eppingen seit über 200 Jahren eine Stadt, in der Baden und Württemberg einander ganz nahe sind. Eppingen ist deshalb ein geografisch und historisch gut gewählter Ort für die Ausrichtung dieser Baden-Württembergischen Heimattage.

Grenzsteine, wie dieses Prachtexemplar neben mir, markieren noch heute eindrucks-



Am badisch-württembergischen Grenzweg mit dem Grenzstein Nr. 63

voll die ehemalige Landesgrenze. Entlang des Grenzweges im Eppinger Hardwald stehen noch zahlreiche dieser Zeugen, wertvolle Kleindenkmäler.

Wie kam es zu dieser Grenze bzw. zur Grenzlage von Eppingen?

Von 1462 bis 1803, also über den langen Zeitraum von 341 Jahren, gehörte Eppingen zur Kurpfalz. Die Gegend um Eppingen herum, wie überhaupt der gesamte Kraichgau, war seit dem Mittelalter in verschiedene Landesherrschaften aufgeteilt. Wenn man eine damalige Karte des Kraichgaus betrachtet, dann wird deutlich, weshalb sich hierfür der Begriff Flickenteppich eingebürgert hat: eine bunte Ansammlung von kleinen und kleinsten Herrschaftsgebieten auf überschaubarem Raum.

Wie weit diese Zersplitterung ging, wird allein schon auf dem Gebiet der Stadt Eppingen mit ihren sechs Teilorten deutlich.

Kleingartach war im 14. Jahrhundert 50 Jahre lang, man beachte, im Besitz der Markgrafen von Baden, also eine badische Gemeinde, bis diese dann Kleingartach an Württemberg verpfändeten. Richen und Elsenz gehörten wie Eppingen selber zur Kurpfalz. Sie unterstanden allerdings im Gegensatz zu Eppingen das zum Oberamt Bretten gehörte, dem Oberamt Mosbach. Adelshofen gelangte in den Besitz der Herren von Neipperg, während Rohrbach im 14. Jahrhundert vom Kloster Odenheim aufgekauft wurde. Mühlbach stand in einer ganz besonderen Beziehung zu Eppingen. 1365 und später 1372 kaufte die Stadt Eppingen das Dorf Nieder- und Ober-Mühlbach. 1546 erwarb sie das Kloster Mühlbach samt dessen Güter von dem Wilhemitischen-Orden in Mariental bei Hagenau. Mühlbach war dann über 400 Jahre lang im Besitz von Eppingen und wurde erst wieder 1810 eine selbstständige Gemeinde.

Bis 1803 markierten diese Grenzsteine im Eppinger Wald und auf der Flur die kurpfälzisch-württembergische Grenze. Napoleon läutete dann das Ende dieser zahlreichen kleinen Besitztümer ein. Durch seine Flurbereinigung waren es zwei Länder, die sich vergrößern konnten: Baden und Württemberg: Das erste stieg von der Markgrafschaft zum Großherzogtum auf, das zweite erhielt die Königswürde.

Eppingen und alle seine heutigen Stadtteile, außer Kleingartach eben, wurden also 1803 badisch. Dieser prächtige Grenzstein markierte nun die neue badisch-württembergische Grenze. Dem eingravierten Eppinger Stadt-Wappen nach sitzen sie jetzt alle auf der badischen Seite, und Württemberg liegt hinter mir.

Die neue großherzoglich-badische Regierung führte bald etwas im Schilde, und das Ergebnis zeigte sich dann für Eppingen in diesem schmiedeeisernen Schild: "Badisches Bezirksamt". Dieses eher unauffällige Schild wurde für alle Eppinger zu einem auffälligen Zeichen, zu einem Symbol einer neuen Zeit.



Schild des Badischen Bezirksamts Eppingen

Im Jahre 1813 wurde im Zuge der badischen Verwaltungsreform hier in Eppingen ein Badisches Bezirksamt eingerichtet. Eppingen wurde auf den Schild gehoben und war nun Verwaltungsmittelpunkt von 17 umliegenden Gemeinden, von Eichelberg bis zur damals badischen Enklave Schluchtern.

Dieses neue Bezirksamt Eppingen zog zentralörtliche Einrichtungen nach sich: ein Amtsgericht, das Notariat, ein Amtsgefängnis, das Eichamt, ein Forstamt, das Vermessungsamt, ein Steuereinernehmeramt, die höhere Bürgerschule, die Bezirksgewerbe- und die Landwirtschaftsschule.

Eindrucksvoll begegnet uns allen diese damaligen Amtsstadt noch heute in den zahlreichen im 19. Jahrhundert errichteten Gebäuden, vor allem entlang der schnurgeraden Kaiserstraße. Wenn man bedenkt, dass Eppingen damals auch keine wohlhabende Gemeinde war, und wenn man einmal betrachtet, wie harmonisch und stilvoll man gebaut hatte, dann verdient diese bau-



Das Eppinger Rathaus nach seiner Sanierung 2007

liche Entwicklung noch heute unsere Bewunderung. Eine außerordentliche kommunalpolitische Leistung mit viel Weitsicht. Diese großen, repräsentativen Baukörper, alle im heimischen Schilfsandstein erbaut, geben diesem Stadtgebiet ein großstädtisches Aussehen.

Meine Damen und Herren: hier entstand "Klein-Karlsruhe" mitten in Eppingen - ein Schul- und Behördenviertel, das in größeren Dimensionen so auch in der damaligen Landeshauptstadt stehen könnte.

Den Höhepunkt, in topografischer, aber auch in baulicher Hinsicht bildet dort die 1879 eingeweihte große evangelische Stadtkirche, im Übrigen in direkter Nachbarschaft zur sechs Jahre zuvor erbauten Synagoge. Dieses Nebeneinander der beiden Gotteshäuser ist für mich auch ein Symbol für das damalige Miteinander von Juden und Christen in Eppingen, in der Geschäftswelt, in den Vereinen, in der Nachbarschaft.

Den ganzen Stolz der ehemaligen Amtstadt erkennen Sie aber auch heute noch, und bald erst recht wieder, im 1823 erbau-

ten Rathaus. Auch hier holte man ein Stück Karlsruhe nach Eppingen. Für die damalige Kleinstadt Eppingen mit 2471 Einwohnern entwarf Architekt Karl August Schwarz ein großzügiges, attraktives Rathaus im typischen, klassizistischen Weinbrennerstil. Es ist gewiss auch ein Höhepunkt in diesem Heimattagejahr, dass dieses architektonische Glanzstück wieder neu im ursprünglichen Erscheinungsbild erstrahlen wird und dann den Verwaltungsmittelpunkt bildet, für dessen Zweck man es auch ursprünglich baute.

Es boomte also, so würde man heute sagen. Eppingen erlebte eine Aufwärtsentwicklung. Dieser Aufschwung spiegelt sich auch in der Bevölkerungsentwicklung wider: von 1822 bis 1890, in knapp 70 Jahren, stieg die Einwohnerzahl um 1062 an.

Klar, dass damit auch eine Ausdehnung der Stadt verbunden war. Schon Ende des 18. Jahrhunderts reichte der Platz in der ehemals ummauerten Altstadt und Brettener Vorstadt für die Bevölkerung nicht mehr aus. Die Stadt vergrößerte ihre bebaute Siedlungsfläche. Entlang der Brettener-

Adelshofener- und Rappenauer- Strasse errichteten Bauern große einheitlich wirkende Hofanlagen. Diese so genannten Modellgehöfte verliehen Eppingen im 19. Jahrhundert neben den Bauten an der Kaiserstraße eben ein städtisches Gesicht, auch weil hier die Wirtschaftsgebäude wie Scheune, Stall und vor allem der Misthaufen von der Straße aus nicht mehr sichtbar waren.

Eppingen war eine Stadt der Bauern, stolz, selbstbewusst, souverän, eine Ackerbürgerstadt.

Für die Nachbardörfer war Eppingen dagegen eine Stadt der Mischtkrabben. Die Nachbarn haben wohl oft mit Spott und Neid auf die Entwicklung in der Amtsstadt geschaut. So muss wohl auch in dieser Zeit unser Uzname entstanden sein. Die benachbarten Dorfbewohner degradierten den Adler im Wappen der ehemaligen Reichsstadt kurzerhand zum Mischtkrabb, zumal man die "Krabben", die Raben, noch in Scharen auf den Misthaufen im Stadtbild antraf. Jetzt wissen Sie, weshalb der Mischtkrabb mittlerweile zum Maskottchen unserer Stadt geworden ist.

Öfters im Stadtbild traf man auch die badischen Großherzöge an, wobei ich diese jetzt nicht mit Mischtkrabben vergleichen möchte, aber die Landesherrn hielten sich genauso gern in Eppingen auf. Und dann war stets Festtag in Eppingen. Nichts ging mehr, alle Arbeit ruhte, die Stadt wurde festlich geschmückt, und begeistert begrüßte man den hohen Herrn mit nicht enden wollenden Hoch- und Hurrarufen.

Die Eppinger waren dem Großherzog und dem badischen Haus sehr eng verbunden, sie hatten ja auch allen Grund dazu. Viele Eppinger entwickelten bei den doch zahlreichen Besuchen der badischen Großherzöge ein ganz herzliches, ja persönliches Verhältnis zu ihrem Landesherrn. Einmal ging ein Eppinger Bauer beim Abschied am Bahnhof ganz nahe auf Großherzog Friedrich zu, dankte ihm für seinen Besuch, wünschte einen guten Nachhauseweg und fügte noch hinzu: "Un awer a en scheener Gruß an Ihre Fra!"

In fast allen Eppinger Häusern hingen damals Bilder - Bilder vom Großherzog Friedrich "un seiner Fraa Luise".

Vielen Menschen ging Mitte des 19. Jahrhunderts förmlich der Hut hoch aufgrund ihrer damaligen politischen, wirtschaftlichen und sozialen Lage. Doch unter einem Hut, dem so genannten Hecker-Hut mit den bunten Federn, sammelte sich der politische Widerstand. Der weiche Filzhut stand im Gegensatz zum starren Zylinder, der zum Sinnbild für die Unbeweglichkeit der herrschenden Gesellschaftsschicht wurde. Unter diesem Freischärler-Hut träumte man von der roten Republik.

Dieser Traum kannte bei uns damals keine Grenzen. Über die Landesgrenze hinweg schwappte 1848/49 die Welle der Begeisterung für die Ziele der badischen Revolution auch ins Württembergische hinüber.

Den ersten Wellenschlag spürte man am 21. Juni 1848, nicht hier im badischen Eppingen, sondern im württembergischen Kleingartach. An der Grenze oben im Wald bestand kein Einfuhrverbot für revolutionäres Gedankengut, und so fand auf den Ölwiesen am Ortsausgang in Richtung Niederhofen eine große Kundgebung statt, zu der Demokraten aus der ganzen Umgebung, aus Eppingen, Mühlbach, Gemmingen, Brackenheim kamen.

Mit dem Maiaufstand 1849 wurde Eppingen zum revolutionären Zentrum des Amtsbezirks. Ratsschreiber Wilhelm August Kirsch wurde als Zivilkommissär eingesetzt, sein wichtigster Helfer war Julius Niebergall, der als Bürgermeister wirkte.

Doch der Traum der roten Republik platzte. Am 24. Juni 1849 besetzten preußische Truppen die Stadt. Kirsch und Niebergall mussten, wie der große Hecker auch, der ja im benachbarten Eichtersheim geboren wurde, sie mussten den Hut nehmen und konnten rechtzeitig über die Schweiz nach Amerika fliehen. Allerdings wurden Kirsch und Niebergall in Abwesenheit zu acht Jahren bzw. zu zwei Jahren Zuchthaus verurteilt.

Auf der Hut sein mussten auch die vielen kleinen Mitläufer und Anhänger der Revolution, sie alle sollten verhaftet und in den Pfeifferturm gesperrt werden. So ging es auch für den Eppinger Metzgermeister Konrad Trefz förmlich um die Wurst. Die preußischen Soldaten klopfen wild an der Tür seines Hauses gegenüber dem Pfeifferturm und forderten Trefz auf, er solle

raus kommen und sich stellen. Doch nur seine Frau stellte sich den Soldaten mutig in den Weg und meldete, ihr Mann sei heute Morgen in aller Herrgottsfrüh in die Nachbardörfer gegangen zum Schweine kaufen und ist noch nicht zurück. Unverrichteter Dinge zogen die Soldaten ohne den Metzgermeister ab. Als die Luft wieder rein war, konnte Konrad Trefz aus seinem Versteck wieder hervor krabbeln, seine clevere Frau hatte ihn im Bettkasten unter Betttüchern und Matratzen versteckt. Hut ab!

Immerhin hatte die tapfere Metzgersfrau für einen Machtwechsel im eigenen Hause gesorgt, denn immer dann, wenn sie mit ihrem Mann eine Auseinandersetzung hatte, deutete Frau Trefz auf den benachbarten Pfeifferturm und mahnte: "Konrad hör uff, un lass mi in Ruh, sieh'sch do drüwe im Pfeifferturm dätisch jetzt hocke, wenn i net gwese wär!"

Eine Ursache für die revolutionären Umtriebe Mitte des 19. Jahrhunderts war natürlich auch die schlechte soziale Lage der Bevölkerung. Es waren harte Jahre für die Menschen in Baden. Die Getreideernte blieb minimal, die Kartoffeln faulten, schon im Winter waren die Vorräte verbraucht. Hunger und Teuerung waren die Folge. Viele Familien im Kraichgau verfielen in tiefe Armut, bittere Not, sahen ihre Existenz gefährdet und wussten oft nur noch einen Ausweg: Aufgabe der Heimat, Überwindung der Grenzen, Auswanderung nach Amerika.

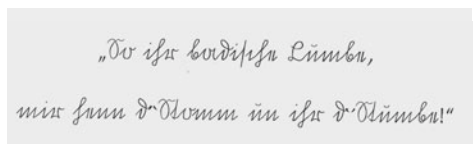
Die Stadt Eppingen unterstützte viele der über 200 Ausreisewilligen mit einem finanziellen Zuschuss für die Überfahrt. Das war aber wohl, meine Damen und Herren, kein Akt der Nächstenliebe des Stadtrats, sondern die Erkenntnis, dass diese Mittellosen der Stadt später nicht zur Last fielen.

Die Not, Existenzsorgen und die Armut dieser Zeit sorgten auch für einen Anstieg vieler kleiner und größerer Straftaten. Der Rekord im Frevel im Eppinger Wald, dabei ging es vor allem um Holzdiebstahl, wurde 1858 registriert. Sage und schreibe 480 badische, aber auch 83 württembergische Frevler wurden erwischt und dann bestraft. Wenn man bedenkt, dass auch viele unerkannt entkommen konnten, dann war das damals schon ein grenzenloses Treiben da

oben im Wald, und die Waldhüter hatten ihre liebe Not. 480 badische und nur 83 württembergische Holzdiebe, da werden vielleicht viele sagen: da sieht man's wieder, wie anständig doch die Württemberger waren. Aber mit dieser Vermutung liegen sie falsch.

Denn die Waldhüter klagten, dass das Fassen der badischen Frevler leichter sei, aber nicht weil die ungeschickter waren, sondern weil die württembergischen Holzdiebe nach hinten entweichen konnten, während die badischen immer den Waldhütern entgegen kamen. Sie merken, es hatte auch Vorteile an einer Grenze zu leben.

Das größte Verbrechen im Wald, bis heute unvergessen, ereignete sich direkt am Grenzweg. Dort stand eine dicke mächtige Eiche, mehrere Hundert Jahre alt und dementsprechend sehr wertvoll. Aber wem gehörte diese Eiche. Man stritt sich mit den Kleingartachern lange Zeit. Eines Tages machte der Eppinger Stadtrat wieder einmal eine Waldbegehung, man ging an den Grenzweg, um nach der Eiche zu schauen. Aber man war schockiert. Die Eiche war gefällt, und zwar so, dass der lange Stamm auf württembergischen Grund und Boden lag. Und der Zorn der Eppinger Stadträte war grenzenlos, als man am Tatort folgenden Spruch entdeckte: "So ihr badische Lumbe, mir hen d'Stomm un ihr d'Stumbe!"



*„So ihr badische Lumbe,
mir hen d'Stomm un ihr d'Stumbe!“*

“So ihr badische Lumbe, ...”

Sie können sich vorstellen, wie stolz die Kleingartacher nach diesem Streich nach Hause zogen: "Mir wellet ons jo net loba, aber alle Achtung vor ons!"

Ja und die Eppinger dagegen, für die gab es dann wohl nur eine Konsequenz, so frei nach Leo Wohleb, dem späteren südbadischen Staatspräsidenten: "Willst du keinen Streit und Ärger, dann meide Württemberger!"

Aber auch an anderen, rein badischen, Grenzen gab es im 19. Jahrhundert immer

wieder Streit und Ärger, womit ich jetzt in Elsenz angekommen bin.

Die Elsenzer Bauern stritten sich jahrelang mit den Hilsbachern um 600 Morgen Land, vom Steinacker bis zum Heuweg, was angeblich zur Hilsbacher Gemarkung gehören sollte. Die Elsenzer waren da anderer Meinung und wählten ihren eigenen Lösungsweg. Im Jahre 1811 haben sie mit Waffen den Hilsbacher Schweinehirten von den vermeintlichen Elsenzer Feldern vertrieben und dessen ganze Schweineherde zerstreut, was zu einer rechten Sauerei führte. Auch 1817 kam es auf offenem Feld wieder zum Streit zwischen Elsenz und Hilsbach, so dass beide Teile, wie es in den Akten heißt, mit "blutig roten Köpfen den Tummelplatz verließen". Aber der langjährige schmerzhafteste Kampf hatte sich für Elsenz gelohnt, man bekam in einem Prozess vor dem Großherzoglich-Badischen Gericht in Mannheim Recht. Die Elsenzer mussten zwar eine Entschädigung zahlen, aber das Land war nun in ihrem Eigentum.

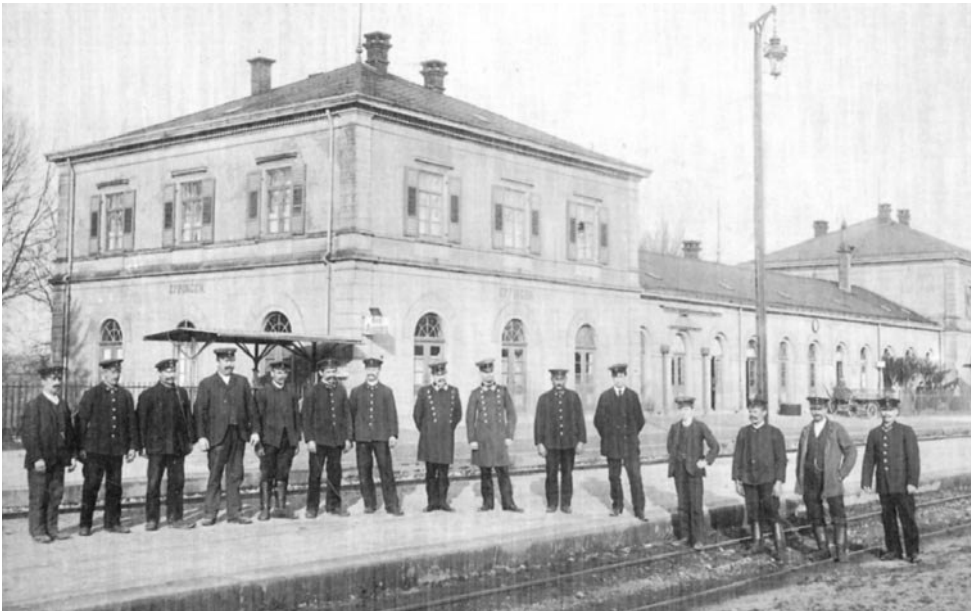
Ja, wie sagte schon der große Friedrich Schiller in seinem Wilhelm Tell, um einen Klassiker zu zitieren: "Es kann der Frömmste nicht im Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbarn nicht gefällt".

Menschen - Grenzen - Nachbarn.

Pfiff (Schaffnerpfeife) - ich hoffe ich habe sie nicht aufgeweckt.

Aber 1879, am 15. Oktober, waren alle Eppinger hell wach, erst recht als ein solcher Pfiff hier in Eppingen das erste Mal ertönte. Man feierte ein im wahrsten Sinn des Wortes bahnbrechendes Ereignis. Eppingen wurde an das badische Eisenbahnnetz angeschlossen, und erstmals fuhr eine Dampflokomotive mit dem badischen Großherzog Friedrich im Abteil von Karlsruhe kommend im Eppinger Bahnhof, den Sie hinter mir mit den stolzen Bahnbediensteten sehen, ein. Das Eisenbahnfever brach aus.

In der damals neuen Güterhalle feierte man dieses Jahrhundertereignis überschwänglich mit einem Gabelfrühstück. Auch Gäste aus dem benachbarten Württemberg lud man zu diesem Festakt ein. Der Heilbronner Oberbürgermeister Wüst hielt eine beachtenswerte Ansprache und betonte vor allem die Verdienste, die Baden beim Zustandekommen der Bahn sich erworben habe. Und anschließend toastierte der schwäbische Gast auf das freundschaftliche Verhältnis der beiden Nachbarstaaten.



Der Eppinger Bahnhof mit den Bahnbediensteten, um 1900

Das hören wir gern. Und es heißt weiter: Die festliche Stimmung erreichte "nach und nach einen geradezu bedenklichen Grad. Über die aktenmäßig festliegende Zahl der konsumierten Flaschen Madeira, Markgräfler, Affentaler und Champagner schweigt des Chronisten Höflichkeit." Auch früher wurden solche Ereignisse feuchtfröhlich gefeiert.

Ein Jahr später erfolgte mit dem Bau der 12 km langen Strecke Eppingen - Schwaigern der Lückenschluss und damit die Grenzüberschreitung. Eppingen war somit ein echter Grenzbahnhof, wie Sie heute noch am Gebäude deutlich erkennen können. Auf dem Bahnhofsbild sehen sie den rechten württembergischen und den linken badischen Gebäudeteil. Und, das möchte ich fast schon symbolisch sehen, das Baden und Württemberg verbindende mittlere Empfangsgebäude.

Das Fieber ließ aber nicht nach, so konnte man ab 1900 über das Elsenzthal auch in unsere früheren kurpfälzischen Landeshauptstädte Heidelberg und Mannheim abdampfen. Die Temperaturerhöhung führte gar zu Fieberfantasien: Man forderte den Bau einer Stichbahn nach Mühlbach und setzte sich für eine Eisenbahnverbindung von Eppingen nach Elsenz ein. Schon vor über 100 Jahren wollten die Eppinger, dass die Elsenzer zum Zug kommen.

Die Eppinger im 19. Jahrhundert waren offene und am Neuen interessierte, tolerante und gesellige Menschen, eben Badener; für sie war die Grenze keine trennende Mauer, sondern sie wussten, hinter der Grenze geht es weiter. Dort leben auch Menschen, wird der Vater seinem Sohn erklärt haben. Ja die Grenze trennt nicht nur die Menschen, sie reizt auch zu Verbindungen, zu Kontakten - aus Neugierde, aus Freundschaft, aus Geschäftsinteresse oder auch zum Vergnügen. Der kleine Grenzverkehr war hier bei uns nicht die Ausnahme, sondern die Regel.

Über die Grenze gehen, das heißt bei uns auch über den Berg gehen oder, wie man früher und heute noch hört, "hinüber ins Reich!" An manchen Sonntagen waren und sind hier Menschenmassen unterwegs, über die Grenze zum württembergischen Nachbarn.

So kann man viele Protokollbücher der Eppinger Vereine aus dem 19. Jahrhundert durchblättern, immer wieder findet man solche interessante Einträge wie den folgenden der Eppinger Lesegesellschaft: "Um 2 Uhr versammelte sich eine stattliche Anzahl Mitglieder, Männlein und Weiblein, frohgemut ging's über den Schillerplatz ins Reich der Schwaben. Bei Schweitzer zu laben ist wahrlich ein Vergnügen, so sagte sich mancher der Teilnehmer, als er sich in Kleingartach restauriert hatte. Sogar ein Tänzchen wurde riskiert, wenn auch die Hauskapelle nur mit einer Ziehharmonika antrat. Frohgemut gegen 9 Uhr traten wir wieder die Heimkehr an, und mancher Teilnehmer war wieder von der Schönheit des Zabergäus ganz überrascht."

Menschen - Grenzen - Nachbarn !

Alle reden vom Wetter. Früher wie heute war das Wetter ein ständiges Gesprächsthema. Auch der bekannte Schulmeister aus Flehingen, Samuel Friedrich Sauter, der mit seinen Liedern und Versen einer ganzen Epoche, "dem Biedermeier", seinen Namen gab und dessen Sohn übrigens hier bei uns in Eppingen als Lehrer an der reformierten Schule wirkte, auch Sauter machte sich einen Reim auf das Wetter. So dichtete er einmal folgendes: "Ein Wetter steht grad über der Erd', wenn's nur in's Württembergische fährt, denn tut es sich bei uns entladen, dann haben wir den Hagelschaden."

Doch die Natur folgte nicht Sauters Wunsch und verlegte 1897 kurzerhand die Landesgrenze.

Am 1. Juli 1897 wütete über dem Eppinger Gäu ein fürchterliches Hagelunwetter, "indem der Himmel einem unaufhörlich zukenden Feuermeer glich, das mit einem furchtbaren Orkan daherkam und zugleich ein 25 Minuten lang andauerndes Hagelwetter mit Hühnerei großen Hagelkörnern brachte, dass man meinte, der jüngste Tag wäre angebrochen." Der Schaden des Unwetters wurde auf über 1,5 Million Mark geschätzt. Eine außergewöhnlich hohe Summe. So endete das 19. Jahrhundert für Eppingen mit einer echten Naturkatastrophe.

Trotzdem wurde, wie es in Eppingen üblich war, das neue Jahrhundert freudig, stimmungsvoll und laut krachend begrüßt. Am Silvesterabend 1899 traf man sich gegen

Mitternacht auf dem Marktplatz, wo Feuerwerkskörper abgebrannt wurden und die Stadtkapelle aufspielte.

Mit dem Eppinger Spruch "Prost Neijohr, a Brezel wie a Scheuredor..." wünschte man sich nicht nur einen guten Rutsch ins Neue Jahr, sondern auch ins neue 20. Jahrhundert.

Meine Damen und Herren, liebe Festgäste, 73 Jahre später, am Neujahrstag 1973, begrüßte die Stadt Eppingen mit einem großen Schriftband am Rathausbalkon den Landkreis Heilbronn.

Eppingen gehört nun, wie wir alle wissen, zum Landkreis Heilbronn und damit zum Regierungspräsidium Nordwürttemberg bzw. Stuttgart. So endete Eppingens badische Stadtgeschichte am 31. Dezember 1972.

Wir werden jetzt von Württemberg aus verwaltet, aber, und das möchte ich auch bei dieser Auftaktveranstaltung betonen, wir Eppinger sind und bleiben im Herzen Badener. Deshalb darf auch keiner überrascht sein, wenn in einem württembergischen Landkreis so oft, und in diesem Jahr gewiss noch öfters, das Bad'ner Lied erklingt.

Grenzen können sich im Laufe der Geschichte verändern, aber die jahrhundertelange Zugehörigkeit zu Baden bzw. zur Kurpfalz, das gewachsene Zusammengehörigkeitsgefühl, die innere Bindung zur badischen Mentalität, Geschichte und Kultur, das alles bleibt fest verwachsen.

Die Lage an der Grenze, die langjährigen Kontakte zum württembergischen Nachbarn haben sicher auch mit dazu beigetragen, dass die Eppinger bei der Abstimmung zum Südweststaat am 9. Dezember 1951 mit 79,7% für das neue Bundesland Baden-Württemberg stimmten. Das ist eines der höchsten Ergebnisse im gesamten ehemaligen badischen Landesteil.

Dieser 1952 entstandene Südweststaat, unser Baden-Württemberg, ist ein Land der Vielfalt, einer historischen, landschaftlichen, kulturellen Vielfalt. Und das ist auch die große Aufgabe und gleichzeitig die Chance der Heimattage Baden-Württemberg, dieses Land, unser Land, in seiner bunten Fülle, in seiner Geschichte und Moderne oder, wie es in diesem Jahr in

Eppingen heißt, zwischen Fachwerk und Fortschritt darzustellen. Bei vielen Veranstaltungen in den nächsten Wochen und Monaten können Sie die reichhaltige Palette unseres Landes erleben. Die baden-württembergischen Heimattage fördern das Kennenlernen und Zusammenleben von Badenern und Württembergern, von Hohenlohern und Hohenzollern, aber auch von Menschen, die hierher zugezogen sind. Offen sein für andere, sich bewegen, aufeinander zugehen. Meine Damen und Herren, Heimat kann man sich auch erarbeiten. Das ist gerade in der heutigen, mobilen Zeit, in der viele nicht mehr fest an einen Ort gebunden sind, eine wichtige Aufgabe. Die Heimattage Baden-Württemberg können dabei helfen, sie können Menschen über alle sichtbaren und unsichtbaren Grenzen hinweg zu Nachbarn verbinden.

Weil es Badener und Württemberger gibt, mit unterschiedlicher Mentalität, gibt es auch so viele gegenseitige Seitenhiebe, Sticheleien und so viele humorvolle Geschichten. Und das ist gut so, sie sind ein Teil unserer Volkskultur. Deshalb sollten sie auch weiterhin erzählt werden. Mit einer letzten dieser Anekdoten möchte ich meine Rede schließen.

Da setzt sich ein Schwabe zufällig an einen Tisch im Lokal, an dem schon ein Gast aus Baden sitzt. Nun kommt eine Frau in der Heilsarmee-Uniform herein und geht mit ihrer Sammelbüchse von Tisch zu Tisch. Der Badener zückt sogleich sein Portemonnaie und tut einen Euro ins Kässle. Die Frau von der Heilsarmee wendet sich nun dem Schwaben zu, doch der winkt ab mit dem Hinweis: "Schon guet, aber wir g'höret zammle!".

In diesem Sinne wünsche ich ihnen erlebnisreiche Heimattage, viel Spaß bei den vielfältigen Veranstaltungen, interessante Begegnungen mit Menschen und Nachbarn aus Baden-Württemberg, lernen Sie Eppingen und den Kraichgau als einen spannenden Teil von Baden-Württemberg kennen.

Und vielleicht entdecken Sie dabei: "irgendwie g'höre wir scho zamme."

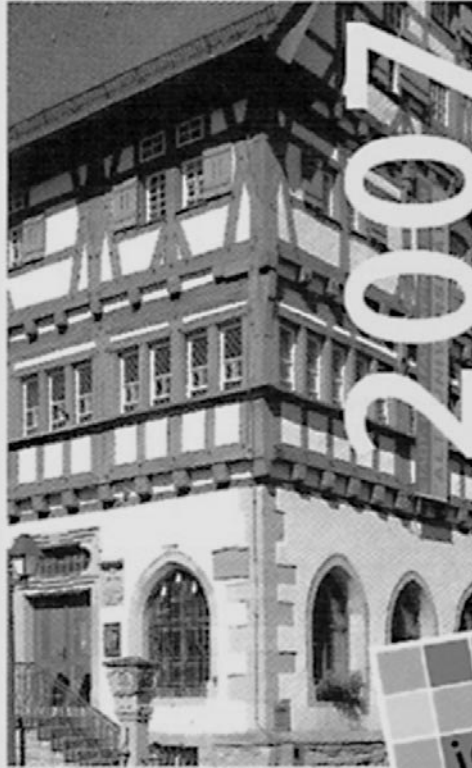
Ein herzliches Glückauf den 30. Baden-Württembergischen Heimattagen 2007 in Eppingen.

heimattage

BADEN-WÜRTTEMBERG

EPPINGEN 2007

ZWISCHEN FACHWERK UND FORTSCHRITT



www.heimattage-eppingen.de

Anmerkung:

Für die Rede wurde folgende Literatur verwendet:

Heimatsfreunde Eppingen e.V. (Hg.): Eppingen. Rund um den Ottilienberg Band 1-8, Eppingen 1979 ff.

Hermann Bausinger: Der herbe Charme des Landes. Gedanken über Baden- Württemberg, Tübingen 2006.

Wolfgang Hug: Von Badischen und Unsybadiischen. Eine heitere Landeskunde, Stuttgart 2005.

Alle Abbildungen stammen aus dem Fotoarchiv der Heimatsfreunde Eppingen e.V. bzw. vom Verfasser.

Eppinger Hunde und die Hundesteuer

Heike Krause

Das Thema Hundesteuer erhitzt immer wieder die Gemüter. Dass dies schon seit 200 Jahren so ist, zeigt ein Blick in die Vergangenheit.

Begonnen hatte es 1796 in England - einem Land, das in Sachen Hund tonangebend war. Der Finanzminister von König Georg III. kam damals auf die Idee, Hunde, die keinem bestimmten Zweck dienten, mit einer Luxusabgabe zu belegen. Sämtliche bellenden Vierbeiner, die nicht in die Kategorie Wach-, Hüte-, Treib-, Jagd- oder sonstige 'Arbeitshunde' fielen, stufte man als Luxus, als unnütz ein, und für diese hatte der Besitzer tief in die Tasche zu greifen.

Der englische Einfluss auf alle Bereiche der Hundehaltung war auf dem Kontinent spürbar; man übernahm englische Züchtungen, das Vereins- und Ausstellungswesen - und natürlich auch die Besteuerung von Hunden. Im Großherzogtum Baden kam es im Februar 1811 dazu. Damals verabschiedete das "Ministerium des Innern" die Einführung einer "allgemeinen HundesTaxe".¹ Als Begründung hieß es, dass die Gefahr der "HundsWuth", also der Tollwut, diese Maßnahme notwendig mache. "Da man annehmen kann, daß derjenige der eine Taxe für einen Hund entrichtet, auch die Mittel zu dessen ordentlicher Verpflegung besitze, mithin dadurch die jetzige übermäßige Anzahl der Hunde, so wie die damit verbundene Gefahr vermindert werden dürfte." Die jährliche Taxe betrug drei Gulden, die der jeweiligen Amtskasse zu Gute kam. Zweimal im Jahr, nämlich zwischen dem 1. und 15. Juni und dem 1. und 15. November, mussten die Hundebesitzer jetzt ihre Vierbeiner dem "Ortsvorgesetzten" oder einer "Amtsperson" vorführen, der Hund und Mensch in einem Register aufzunehmen hatte. Nach bezahlter Taxe erhielt der

Besitzer einen "Erlaubnisschein", und das Geld wanderte in die "Gefäll-Verwaltung". Der Betrag erhöhte sich um das Dreifache, falls ein Besitzer nicht zur "Hundsmustierung" erschien. Befreit von der Hundesteuer waren Metzger, Fuhrleute, Wächter, Feldhüter und Schäfer sowie Bewohner auf abgelegenen Höfen und die "zur Jagd berechtigten Stellen und Personen". Doch galt "für alle Hunde, die zu alt oder sonst verdächtig oder bissig sind", dass sie "wegzuschaffen", also zu töten seien. Ebenfalls sofort zu töten war ein Hund, der von einem "wüthenden oder auch nur verdächtigen Hund gebissen werden sollte". Zudem hatte der Besitzer des gebissenen Hundes [!] eine Strafe von 10 Reichstalern zu bezahlen. Bestraft wurde auch der Besitzer eines "verdächtigen" Hundes, wenn dieser den Zustand seines Hundes verheimlichte. "Überhaupt ist das Augenmerk eines jeden Eigenthümers eines Hundes dahin zu richten, daß solcher zur Verminderung der Gefahr einer Wuth gehörig gepflegt und bey Hitze so wie bey Frost mit Wasser hinlänglich versehen werde. Jeder herrenlos herumlaufende Hund kann weggeschafft werden."² Da es zu dieser Zeit noch keine Tierheime gab, bedeutete das "Wegschaffen" den Tod. Doch bemerkenswert an dieser Verordnung ist die Betonung der Pflege des Hundes als Vorbeugung.

Dass diese Verordnung nicht ohne Widerspruch hingenommen wurde, ist nachzuvollziehen. Zum einen waren 3 Gulden eine Menge Geld, so dass sich nur die Bessergestellten einen Hund hätten leisten können. Schon im Oktober 1815 musste die Hundesteuer auf 1 fl 30 kr herabgesetzt werden; gleichzeitig wurde die "Hundsmustierung" nur noch einmal jährlich im Juni vorgenommen.³ Doch weil die "Herabset-

zung der Hundstaxe die Anzahl der Hunde außerordentlich vermehrt" habe, wurde sie 1826 wieder auf 3 fl angehoben.⁴

Und zum anderen stellte sich die Frage, wann ein Hund als "zu alt" galt. Auch die Beurteilung, ob ein Hund "verdächtig" sei, konnte eine Amtsperson nicht kompetent vornehmen. Deshalb wurde schon bald nach Einführung der Hundsmusterungen ein Tierarzt zur Begutachtung herangezogen. Trotzdem wollten sich viele Hundebesitzer dem Urteil des Sachverständigen nicht beugen, und seit 1824 hatten sie das Recht, beim Bezirksamt dagegen Einspruch zu erheben.⁵ Dort wurde der Einspruch gemeinsam mit dem Tierarzt überprüft und dann endgültig über Leben und Tod des Vierbeiners entschieden. Und dieses Urteil war dann endgültig und wurde vollzogen.⁶

1834 schließlich wurde das Kriterium "zu alt" aus dem Musterungskatalog gestrichen, und nur noch verdächtige oder bissige Tiere konnten „zum Tode verurteilt“ werden.⁷

Wenn man sich die Gefahr der Tollwut für Tier und Mensch vor Augen hält, kann man ermesen, welche Tragweite das Tun des französischen Chemikers und Bakteriologen Louis Pasteur am 6. Juli 1885 hatte. Seit diesem Zeitpunkt konnten Millionen von Hunden und Katzen und deren Besitzer aufatmen, hatte doch eine Geißel der Menschheit und Tierwelt ihre Schrecken verloren. Seit 1881 experimentierte der Franzose mit Hunden und konnte ermutigende Ergebnisse verzeichnen, doch vor dem Versuch am Menschen scheute er bis dahin zurück. An dem erwähnten Tag im Juli des Jahres 1885 wagte Pasteur erstmals eine Impfung bei einem Hirtenjungen, der von einem tollwütigen Hund schwer verletzt wurde. Und der Junge überlebte.

Nach Pasteurs Entdeckung und Erfolgen bei der Tollwutimpfung konnten die strengen Gesetze gelockert werden. Allerdings gab es noch keine vorbeugende Impfung, so dass ein Tier gar nicht erst an der Tollwut erkrankte. Dagegen konnte man jetzt einen von einem tollwütigen Tier Gebissenen behandeln, und die Heilungschancen lagen bei annähernd 100 Prozent. Bis 1898 mussten sämtliche tollwutverdächtigen Patienten aus ganz Europa sich zur Behandlung

ins "Institut Pasteur" nach Paris begeben. In diesem Jahr eröffnete das Königlich Preußische Institut für Infektionskrankheiten in Berlin (dem späteren Robert-Koch-Institut) eine "Abteilung für Schutzimpfungen gegen Tollwut". Die Behandlung selbst dauerte 20 bis 30 Tage und bestand in "Einspritzungen, welche täglich einmal vorgenommen" wurden. Rund einen Monat später konnten die Patienten, die aus dem gesamten Deutschen Reich nach Berlin kamen, als geheilt entlassen werden. Danach mussten sie sich zu Hause beim zuständigen Oberamtsarzt ein Jahr lang und zwar alle drei Monate auf "auffällige Erscheinungen in dem Gesundheitszustande" untersuchen lassen.⁸ Erst in den 1960er Jahren wurde es schließlich üblich, Hund und Katz' mit einer vorbeugenden, jährlich zu wiederholenden Schutzimpfung vor der Tollwut zu schützen.

Obwohl die Tollwut als Argument für die Erhebung von der Hundesteuer ab Ende des 19. Jahrhunderts nicht mehr herhalten konnte, wurde sie nie abgeschafft. Doch gerade wegen der Hundesteuer kann man heute die Hundepopulation in Eppingen zwischen 1911 und 1933 nachvollziehen. Im Stadtarchiv haben sich nämlich die Listen der angemeldeten und versteuerten Hunde sowie ihrer Besitzer erhalten.⁹ 1911 zählte man 60 Hunde (55 Rüden, 5 Hündinnen), wobei man sicher eine gewisse Dunkelziffer nichtversteuerter Hunde dazurechnen muss. Bis in die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg bewegte sich die Population in dieser Größenordnung. Auffallend dabei ist, dass damals immer wesentlich mehr Rüden als Hündinnen gehalten wurden, was sicher mit der naturgemäßen ‚Problematik‘ von Hündinnen (Läufigkeit, ungewollte Schwangerschaften und die Folgen) zu tun hatte. Erst 1920 schnellte die Zahl der Hunde in die Höhe und wuchs bis 1923 kontinuierlich an.¹⁰ Doch in der wirtschaftlich schwierigen Zeit der 1920er und zu Beginn der 1930er Jahre mussten viele Besitzer ihre vierbeinigen Freunde abschaffen, da sie sich diese nicht mehr leisten konnten: Ein Hund kostete eben nicht nur Steuern, sondern wollte auch fressen.

Dies war nun auch die Zeit, in der viele Eppinger Hundebesitzer in das Visier der

Steuerfahnder gerieten. Sie hatten sich der Steuerhinterziehung strafbar gemacht. Interessant sind dabei die Aussagen der Betroffenen, warum sie ihre Hunde nicht bei der Gemeinde angemeldet haben.¹¹

Einer der Steuersünder war der Kaufmann Josef Lechner. Da er abwesend war, wurde am 15. Januar 1924 dessen Ehefrau vorgelesen. Sie gab dabei zu Protokoll, dass "im Monat November 1923" ihr Ehemann "den Hund etwa 6 Wochen alt von Heidelberg mit nach Hause" gebracht und sie nicht an die Steuer gedacht habe. Ihre Strafe betrug 20 Goldmark.

Die gleiche Strafe wurde der Ehefrau des Landwirts Andreas Krebs „aufgebrummt“, die jedoch um Erlassung der Strafe bat mit der Begründung: "Mein Sohn Wilhelm Krebs hat im Monat Juli d.Js. [1924] den Hund an einen Hundehändler verkauft, den ich nicht mit Namen kenne. Nach etwa 3-4 Wochen später ist der Hund wieder zurückgekommen". Diese Begründung wurde nicht akzeptiert; die Frau musste bezahlen oder der Hund wurde beschlagnahmt.

Ähnlich argumentierte auch der Fabrikant Moritz Hochherr, der im Frühjahr 1927 zwei junge Hunde besaß. "Den einen habe ich an einen Bahnbediensteten in Zaisenhausen verschenkt, den ich jedoch mit Namen nicht angeben kann. Einige Tage später ist der Hund mir wieder zugelaufen. Nachdem habe ich diesen an Metzger Friedrich Wittmer alt verschenkt. Nach einigen Tagen ist der Hund mir wieder zugelaufen. Ich habe dann den Hund an einen Einwohner in Waldangelloch, welcher von einer unbekanntenen Person abgeholt wurde, verschenkt. Die genauen Zeiten kann ich nicht mehr angeben. Ich besitze noch einen jungen Hund, den ich alsbald versteuern werde, wenn der alte Hund nicht versteuert ist. Der Hund kann von der Gemeinde eingezogen werden."

Wie wenig ein Hund manchen Besitzern wert war, kommt auch im Fall des Landwirts

Jakob Lansche 1925 offen zu Tage: "Meinen Hund habe ich anfangs Mai ds.Js. an einen in Karlsruhe wohnhaften Bahnarbeiter verkauft, den ich nicht mit Namen kenne. Nach etwa 3 Wochen ließ derselbe durch meine Schwester mitteilen, daß er den Hund nicht kaufe. Auf diese Antwort habe ich meinen Hund sogleich getötet."

Auch der Tagelöhner Philipp Walter wurde 1924 wegen unerlaubten Besitzes zweier Hunde angezeigt. Dazu befragt, meinte er: "Die Hunde habe ich nur zu Schlachtzwecken angenommen & schlachte ich dieselben jeweils nach Bedarf. Innerhalb einer Woche werde ich die Hunde beseitigen." Und im September 1924 musste das Bürgermeisteramt Eppingen an das badische Bezirksamt melden: "Mit Strafbescheid vom 8. VIII. 1924 wurde der Tagelöhner Philipp Walter in Eppingen in eine Geldstrafe von 60 Mark verurteilt, weil er zwei seit dem 16. Juni ds.Js. in seinem Besitze befindliche Hunde nicht versteuert hat. [...] Die Hunde hat Walter inzwischen abgeschlachtet. Walter ist vermögenslos, sodass eine Betreibung aussichtslos ist."



- 1 Großherzoglich-Badisches Regierungsblatt vom 26. Februar 1811.
- 2 Ebd.
- 3 Großherzoglich-Badisches Regierungsblatt vom 26. Oktober 1815.
- 4 Großherzoglich-Badisches Regierungsblatt vom 15. Juli 1826.
- 5 Großherzoglich-Badisches Staats- und Regierungs-Blatt vom 9. Oktober 1824.
- 6 Großherzoglich-Badisches Regierungsblatt vom 15. Juli 1826.
- 7 Großherzoglich-Badisches Regierungsblatt vom 24. Juni 1834.
- 8 Staatsarchiv Ludwigsburg: E 162 I Bü 2127. Medizinalkollegium. Bekämpfung der Tollwut 1841-1918.
- 9 Stadtarchiv Eppingen: A 2387
- 10 Ebd. 1918: 71 Hunde, 1919: 107 Hunde, 1921: 155 Hunde, 1922: 248 Hunde.
- 11 Stadtarchiv Eppingen : A 2389

Ich fand die Nadel im genealogischen Heuhaufen

Werner L. Frank

Von meinem hundert Jahre alten handgeschriebenen Stammbaum konnte ich ableiten, dass ich in der sechsten Urenkelgeneration von einem Levi abstamme, der, um 1710 geboren, in Eppingen, einer Kleinstadt in Südwestdeutschland (Abbildung 1) lebte. Das Vorwort zu dieser Stammtafel beginnt mit einer stilistisch gedrechselten Feststellung:

"Weitsichtige Familien führen Buch über ihre Generationen, ein Brauch, der schon im Buch der Bücher, der Bibel, vorkommt, wo detaillierte Beschreibungen von einzelnen Personen und ihren Nachfahren zu finden sind. Unter den Israeliten war es

yichus, eine Ehre, wenn über eine Familie gut gesprochen wird. In diesem Sinne verdient die Familie Frank von Eppingen diese Anerkennung wegen ihres beispielhaften Bürgersinns und ihrer Humanität."

Die direkte Abstammungslinie der Franks wird in der Stammtafel mit dem Geburtsjahr jeder Person wie folgt aufgeführt: Levi (um 1710), Isaak (um 1735), Levi (1765) und Isaak (1793). Von der Zeit ab wurden die Namen weltlich, und die Kette setzt sich fort mit Namen wie Wolf, Julius, Arthur und schließlich mir, Werner Ludwig, jetzt als Werner Louis Frank bekannt.

Vor 1809 war es für die Israeliten in den deutschen Staaten nicht üblich, einen Familiennamen zu haben. Sie wurden nach dem traditionellen patronymischen (Vatersnamen-) System benannt. Deshalb fiel es dem Levi von 1765 zu, die Auswahl des Familiennamens vorzunehmen in Übereinstimmung mit dem Gesetz vom 13. Januar 1809, das im Paragraph 24 der Badischen Edikte veröffentlicht ist. Dieses Edikt verlangte von jedem jüdischen Haushalt gemäß den staatlichen Richtlinien, einen Zunamen anzunehmen. Auf Drängen seines Freundes und Geschäftspartners, des christlichen Bürgermeisters des nahe gelegenen Dörfleins Rohrbach am Gießhübel, wählte der 1765 geborene Levi im Jahre 1809 dessen Namen Frank als seinen Zunamen. Unsere Stammtafel bestätigt weiterhin, dass andere Zweige der Familie, die auf den gemeinsamen Stammvater Levi von Eppingen zurückgehen, die Namen Regensburg, Heinsheimer und Oppenheimer annahmen. Das waren typische deutsche Herkunftsnamen, die andeuten sollten, dass irgendein Mitglied eines bestimmten Teils der Großfamilie aus der jeweiligen Stadt stammte.

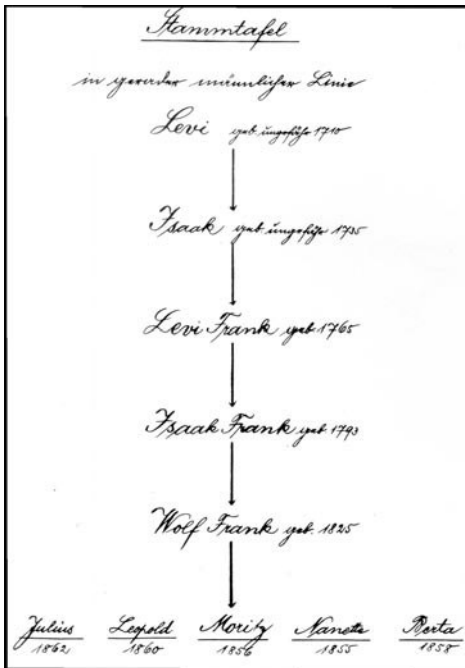


Abbildung 1

I

Am Beginn meiner genealogischen Nachforschungen wurde zur brennenden Frage: Wer war mein Vorvater Levi, und wer waren seine Vorfahren? Konnte ich über das früheste belegte Datum von 1710 weiter vorstoßen? Zu diesem Zweck machte ich mich mit der Geschichte Eppingens vertraut, und zwar durch zwei Artikel, in denen der Name Levi von Eppingen auftauchte:

(1) **Zur Geschichte der jüdischen Gemeinde in Eppingen** von Dr. Wolfram Angerbauer ¹, in dem er die frühe Geschichte der jüdischen Gemeinde vom vierzehnten Jahrhundert darstellt. Angerbauer verfolgt die Anwesenheit, das zwischenzeitliche Fehlen und schließliche Wiederauftauchen von Juden in Eppingen in Verbindung mit den jeweils vorherrschenden politischen, wirtschaftlichen und sozialen Einstellungen und Ereignissen.

(2) **Die Judenschaft in Eppingen und ihre Kultbauten**, verfasst von Edmund Kiehle ², dem früheren Stadtarchivar von Eppingen, der ebenfalls über die Geschichte der jüdischen Präsenz/Anwesenheit in Eppingen Nachforschungen anstellte.

Für die zweite Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, nach dem Dreißigjährigen Krieg (1618 - 1648), lieferten die von Angerbauer und Kiehle angeführten Quellen Namen und Ereignisse, von denen ich hoffte, dass sie Hinweise bieten würden, was die Herkunft des Levi (Frank) von 1710 anbelangt. Leider waren diese Informationen dafür nicht ergiebig genug. Ich nahm also Kontakt auf mit Dr. Angerbauer und Herrn Kiehle, um auszuloten, inwieweit sie mir weiterhelfen könnten.

Der Durchbruch kam in einem Brief mit dem Datum 30. Januar 1996 von Dr. Angerbauer, Kreisarchivar für das Landratsamt Heilbronn. Ich erfuhr von der Existenz eines auf das Jahr 1736 datierten Registers, das sich unter der Signatur 77/3026 im Besitz des Generallandesarchivs Karlsruhe befand.³ Dieses Dokument führte die damals in Eppingen ansässigen jüdischen Familien zum Zweck der Steuererhebung auf. Eine dieser aufgeführten Personen war der fünfzigjährige Levi, der aus der weiter entfernten Stadt Weinheim an der Bergstraße ⁴ stammte. Dieses Dokument lieferte auch die Information, dass Levi zwei unver-

heiratete Söhne, Moses und Mayer, hatte und einen verheirateten Sohn, Lemle Levi, der sechszwanzig Jahre alt war und noch keine Kinder hatte. Schließlich waren da noch zwei unverheiratete Töchter, Gütel und Beßle, und eine verheiratete Tochter namens Lea.

Ich konnte das über 260 Jahre alte jüdische Steuerregister (Signatur 77/3026) während eines Besuchs des Generallandesarchivs Karlsruhe im Sommer 1996 genau studieren. Dieses Dokument ist zweifellos die älteste bekannte direkte Informationsquelle bezüglich der Familie Frank in Eppingen (Abbildung 2). Hier erfahren wir nicht nur etwas über die Mitglieder des Haushalts von Stammvater Levi einschließlich der Mägde, sondern auch, dass sein Haus einen Wert von 600 Gulden hatte, dass sein übriges Vermögen 1.500 Gulden wert war und dass er ein monatliches Schutzgeld von 1 fl. 16 (1 Gulden, 16 Kreuzer) bezahlte.

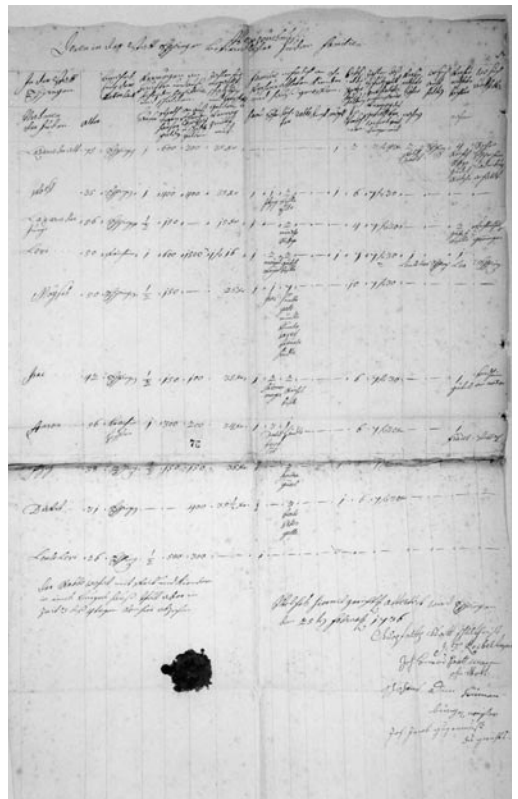


Abbildung 2

Die Abfolge von Vorvater Levi zu Lemle Levi und dann zu Isaak Lemle (Frank) ist stichhaltig, wenn auch im Widerspruch zu den Angaben in der früher zitierten Frank-Stammtafel. Jene Stammtafel ließ die Frank-Familienlinie mit einem um 1710 geborenen Levi beginnen, dessen Sohn der um 1735 geborene Isaak war. Der Verfasser der Stammtafel irrte sich, wenn er diesen Levi als Stammvater herausstellte. Er hätte eher als Lemle Levi gekennzeichnet werden und uns so durch das patronymische Format des Namens zu seinem Vater Levi führen sollen, der eine Generation früher einzuordnen ist. Dieser Levi, nach der Steuerschätzung 1736 fünfzig Jahre alt, müsste folglich im Jahr 1686 geboren sein.

II

Der Brennpunkt meiner Nachforschungen verlagerte sich jetzt von Eppingen nach Weinheim. Obwohl es seit 1298 eine immer wieder unterbrochene Anwesenheit von Juden in Weinheim gab, waren für die Zeit des Dreißigjährigen Krieges keine jüdischen Einwohner bekannt. Erst 1649 wurden wieder Juden erwähnt. Deswegen fängt meine Suche nach den Vorfahren des Levi in jener Zeit an und wird zum Dreh- und Angelpunkt meiner genealogischen Nachforschungen. Diese Suche wurde zu einer Jagd nach der Nadel im sprichwörtlichen Heuhaufen von Dokumenten, die im Weinheimer Archiv die Zeiten überdauert hatten.

Wie konnte ich Spuren der Vorfahren in Weinheim finden, wenn Levi keinen Zunamen besaß und nicht einmal eine patronymische Namensform hatte, von der sich der Name seines Vaters ableiten ließe?

Ich beauftragte den deutschen Ahnenforscher Friedrich Wollmershäuser aus Oberdisingen, das Archiv in Weinheim einer gründlichen Untersuchung zu unterziehen und nach den Wurzeln Levis zu suchen. Er fand eine erstaunliche Fülle an dafür wertbaren Hinweisen.

Wollmershäuser untersuchte das Grundbuch von Weinheim, das 1588 beginnt, und die Prozessakten des städtischen Gerichts von 1612 an. Außerdem unterzog er die Akten des Bezirksamts in Weinheim und die Akten der Pfälzischen Hofkanzlei (PPC), die jetzt im Generallandesarchiv in Karlsruhe untergebracht sind, einer genauen Durchsicht. Im Laufe dieser Untersuchung entdeckte Wollmershäuser mehrere sachdienliche Eintragungen im Dokument 9059, Aktengruppe 61 der Pfälzischen Hofkanzlei:

1. 8. März 1709: Ein Levi aus Weinheim hatte um Wohnrecht und Schutz in Eberbach angesucht. Der Antrag wurde abgelehnt.
2. 12. Oktober 1709: Morgte aus Weinheim unterstützte als Fürsprecher des Kindes seiner Schwester Levis Antrag auf Schutz in Eberbach. Dieses Gesuch wurde abgelehnt.

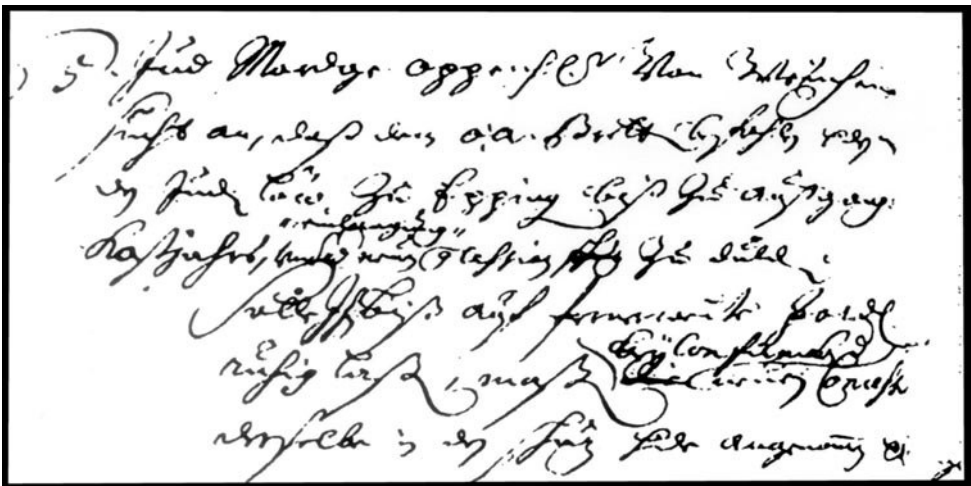


Abbildung3

Im PPC-Dokument 9897 vervollständigt der Eintrag für den 28. März 1710 die Geschichte, wie aus Levi von Weinheim der Levi von Eppingen wurde (Abbildung 3):

Der Jude Mordge ⁵ Oppenheimer aus Weinheim sucht an, dass der Jude Levi [Löw], bis das Kostjahr vorüber ist und bis neue Schutzbriefe ausgestellt werden, in Eppingen Aufnahme finden möge ⁶.

Man könnte sich fragen, mit welcher Überzeugungskraft Mordge Oppenheimer die Aufnahme eines Verwandten in Nachbarstädten bewirken konnte. Es gibt mehrere mögliche Gründe. Erstens mögen die Oppenheimer von Weinheim wegen ihrer wahrscheinlichen Familienverbindung mit der berühmten Heidelberger Bankiersfamilie Oppenheimer einen gewissen Einfluss gehabt haben. Es kann aber auch auf Mordges Einfluss als Vorsteher (Parnas) der Weinheimer jüdischen Gemeinde zurückzuführen sein. Außerdem konnte sich Mordge bei seinen Aktivitäten auf den Reichtum und das Ansehen seiner Familie stützen. Schließlich waren es Mordge und sein Vater Mayer Oppenheimer gewesen, die in der Zeit von 1680 bis 1690 die Mittel für den Bau der dritten Synagoge in Weinheim in der Hauptstraße 143 ⁷, gestiftet hatten ⁸.

Ein zweiter Faktor mag zu der Aufnahme Levis in Eppingen geführt haben. Im Jahre 1697 wohnte Feist Löw Oppenheimer (1640 - 1720) aus Heidelberg vorübergehend in Eppingen, wo er einen Teil seiner Handelsgüter lagerte ⁹. Zweifellos hatte er vorteilhafte Verbindungen zu den örtlichen Beamten geknüpft ¹⁰. Es ist deshalb möglich, dass wegen dieser Geschäftsbeziehungen, die von seinem mutmaßlichen Verwandten Feist hergestellt worden waren, Levi sich von Eppingen angezogen fühlte und deswegen auch Aufnahme fand.

Nachdem als ermittelt gelten kann, dass Levi von Eppingen der Neffe von Mordge und Enkel von Mayer Oppenheimer war, wird die Namensgebung für einen seiner Söhne als Mayer klar. Des Weiteren wird die Wahl des Familiennamens Oppenheimer im Jahre 1809 durch den Sohn eben dieses Mayer ebenfalls offenkundig.

III

Als nächstes schlug Wollmershäuser vor, dass seine Kollegin Dr. Margit Göttert aus

Frankfurt am Main mit einer Sichtung der städtischen Archive vor Ort in Weinheim die Arbeit fortsetzen sollte. Das Hauptziel dieses Schritts in den Nachforschungen bestand darin, die Mutter Levis zu identifizieren und davon ausgehend die Verbindung mit Großvater Mayer Oppenheimer abzuleiten. Diese Aufgabe wurde im September 2000 erfüllt und erbrachte eine Ausweitung des oben angeführten Befunds. Ausgehend von diesen Informationen und von den zusätzlichen Forschungsergebnissen, auf die ich in dem hervorragenden Weinheim-Buch ¹¹, das ein Kapitel über die Geschichte seiner Juden enthält, stieß, ist es mir gelungen, die wahrscheinliche Herkunft des Vorfaters Levi zusammenzustücken ¹².

Schon 1657 wird ein Mayer/Meier Oppenheimer in den Weinheimer Ratsprotokollen (Blatt 412, 413) erwähnt. Ferner suchte dieser Mayer im gleichen Jahr um das Bleibe-recht und Schutz an; Blatt 460 belegt sein Angebot, Schutzgeld zu zahlen. Man könnte annehmen, dass dieser Hinweis auf seine Volljährigkeit seine Geburt um das Jahr 1635 herum platzieren würde. Untermuert wird die These vom Zuzug Mayer Oppenheimers in Weinheim durch Fischer ¹³, die vermerkt, dass Mayer Oppenheimer in Weinheim im Jahr 1655 auftauchte und dass er ein Bruder des in Heidelberg ansässigen Daniel gewesen sein kann.

Die Existenz eines Bruders Daniel wird erhärtet durch weitere archivarisches Belege, die Friedrich Wollmershäuser in den Akten des Weinheimer Stadtrats, die bis auf das Jahr 1654 zurückgehen, gefunden hat ¹⁴. In einer Eintragung vom 2. Februar 1657 geht es um einen nicht namentlich genannten Juden, von dem wir glauben, dass es sich dabei um unseren Mayer Oppenheimer handelt. Das Bezirksamt richtet eine Anfrage an die Stadt hinsichtlich der Vermögensverhältnisse und der Art des Gewerbes dieser Person. Diese bezeichnet sich selbst als Krämer, der mit Häuten, Alteisen, Zinn, Kupfer und anderen Dingen Handel treibt. Des Weiteren wird sein Vermögen auf 500 bis 600 Gulden geschätzt; er hält sich selbst für ziemlich arm. Die Eintragung schließt mit der Feststellung, dass dieser Jude von seinen Brüdern in Heidelberg und Worms ¹⁵ Unterstützung bezog.

Bei der Eintragung vom 30. Januar 1662 geht es um eine Bittschrift des Daniel an den Kurfürsten zur Unterstützung des Antrags seines Bruders, die amtliche Bestätigung des Kaufes eines kleinen Hauses in Weinheim seinerseits zu befürworten. Mayer hatte die Zustimmung zum Erwerb des Hauses, wie auf Blatt 406 und 413 vermerkt war, bereits erhalten, und Daniel wollte sicherstellen, dass nun nicht im Nachhinein die Bezirksverwaltung in Weinheim dieses Geschäft durch ihren Einspruch für nichtig erklären konnte.

Im Jahre 1663 nennt eine Aufstellung von Mayers Haushalt ¹⁶ seine Frau Hannele und fünf Kinder. Bald danach kam ein Schwiegersohn, Mordechai Mordge, hinzu. Aus der gleichen Quelle ¹⁷ wissen wir, dass 1666 ein Kleinkind verstarb.

IV

Mit meinen Nachforschungen gelang es mir, den Großvater des Levi von Eppingen als Mayer Oppenheimer von Weinheim zu identifizieren. So erstreckte sich die Frank-Linie um weitere zwei Generationen zurück

und erreichte das dritte Jahrzehnt des siebzehnten Jahrhunderts. Unglücklicherweise kam Wollmershäuser mit seiner Untersuchung im Hinblick auf weiteres Archivmaterial aus dem frühen siebzehnten Jahrhundert an eine totale Sperre. Seine Nachforschungen ergaben, dass die Akten des Weinheimer Bezirksamts bis auf den Band, den er ausgewertet hatte, verloren gegangen sind. Außerdem wurden für unsere Forschung wichtige Archive in Heidelberg während der Einnahme der Stadt durch die Franzosen 1689 und 1693 zerstört.

Es bleibt zu hoffen, dass irgendwann eine andere Herangehensweise auftauchen wird, die in überzeugender Weise Mayer Oppenheimer mit den Bankierfamilien Oppenheimer von Heidelberg und Worms verbindet. Ein solcher Erfolg würde dann meine elf Generationen zurückreichende Geschichte der Familie Frank um mehrere Jahrhunderte zurück bis ins fünfzehnte Jahrhundert ausdehnen.

Aus dem Amerikanischen übersetzt von Ernst Reitermayer

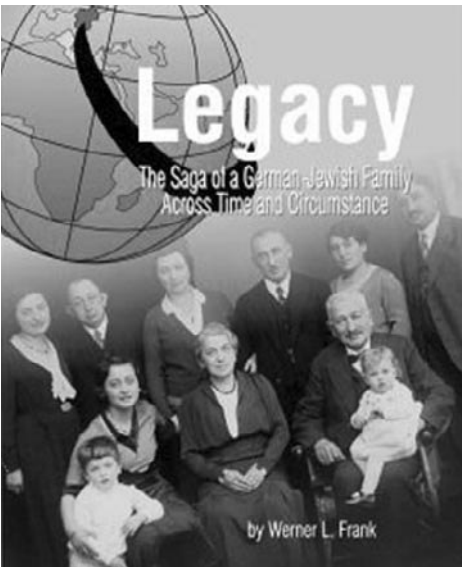
- 1 Angerbauer, Wolfram / Frank, Hans Georg: Jüdische Gemeinden in Kreis und Stadt Heilbronn (= Schriftenreihe des Landkreises Heilbronn Bd. 1) Heilbronn 1986
- 2 Kiehnlé, Edmund: Die Judenschaft in Eppingen und Ihre Kultbauten, in: R.u.d.O., Bd. 3, Eppingen 1985
- 3 Es gibt zwei Hauptfundstellen für alte Handschriften, die Namen und andere relevante Daten der jüdischen Gemeinden in Baden-Württemberg im Südwesten Deutschlands enthalten. Die beiden Landesarchive in Karlsruhe und Stuttgart haben wahrscheinlich die ältesten und wertvollsten Dokumente für den Ahnenforscher und Historiker.
- 4 Die Bergstraße ist eine Hügellandschaft nördlich von Eppingen zwischen Darmstadt und Heidelberg, in der Wein und Obst angebaut wird.
- 5 Dieser Name erscheint in verschiedenen Formen, darunter Mordge, Mortge, Mordechai und Marx.
- 6 Mortge war der jüngste Sohn Mayer Oppenheimers; daher war der letztere Levis Großvater.
- 7 Hundsnuscher, Franz / Taddey, Gerhard: Die jüdischen Gemeinden in Baden, Stuttgart 1968, S. 290
- 8 Diese Synagoge war die dritte, die in Weinheim gebaut wurde und diente einer Gemeinde von 15 Familien von 1690 an. Sie erfüllte ihre Funktion, bis im Jahre 1906 eine vierte Synagoge sie ersetzte. Die Oppenheimers stifteten auch den Sims für den Bogen und die Keter Torah (Kronen, die die Torah schmückten). Mayer Oppenheimer diente als Vorsteher, bis ihn sein Sohn in dieser Position ablöste.
- 9 wie Anm. 1, S. 60
- 10 Feist war der Sohn von Löw Oppenheimer (geboren um 1620), ebenfalls aus Heidelberg. Diese Familie Oppenheimer war in der Gegend weit verbreitet, verwandt mit dem sehr berühmten kaiserlichen Hofjuden und Oberfaktor Samuel Oppenheimer (1630 - 1703). Es gibt Vermutungen, dass Löw Oppenheimer ein Bruder oder Cousin ersten Grades des berühmten Samuel Oppenheimer gewesen sein kann. Letzterer war unter den bedeutenderen Hofjuden, die in der Zeit nach dem Dreißigjährigen Krieg Bekanntheit erlangten. Er ist ein Hauptthema in Selma Sterns Buch, *The Court Jew*, Philadelphia, PA., 195011
- 11 Fischer, Claudia: Geduldet, vertrieben, ermordet - Die Juden in Weinheim bis 1933, in: Die Stadt Weinheim zwischen 1933 und 1945, Weinheim 2000
- 12 Das Kapitel ist die Dissertation von Claudia Fischer mit dem Titel "Geduldet, vertrieben, ermordet - Die Juden in Weinheim bis 1933"
- 14 Gefunden im Stadtarchiv von Weinheim, Rep. 1, Nr. 106.
- 15 Worms ist der Ort, wo die Familie Oppenheimer zuerst gehäuft auftrat, obwohl ihr Ursprung in der in der Nähe liegenden Stadt Oppenheim zu suchen sein mag. Ein Zweig der Oppenheimer - Familie zog nach Heidelberg und Umgebung. Samuel Oppenheimer zog von Heidelberg nach Wien.
- 16 wie Anm. 11, S. 376
- 17 wie Anm. 11

Es ist meine Pflicht, ihre Geschichte zu erzählen

Das Schicksal einer badischen Landjudenfamilie schildert der in Eppingen geborene und 1937 in die USA vertriebene Werner Frank am Beispiel seines Vaters Arthur in einer umfassenden Familienbiografie

Felix Hüll

Was der am 4. Juni 1929 in Eppingen geborene Werner Frank ursprünglich als Arbeit eines Familienforschers begann, wurde zum einzigartigen Vermächtnis eines Eppinger Landjudenkinde: Sein 928 Seiten starkes Buch "Legacy ("Vermächtnis") - Sage einer deutsch-jüdischen Familie über Zeit und Umstände hinweg" in englischer Sprache enthält Geschichte und Schicksal von Juden in Deutschland zwischen 1710 und 2002 am Beispiel der Familie Frank aus Eppingen. Von dem Buch gibt es noch keine komplette deutsche Übersetzung, aber es steht in mehreren Eppinger Privathaushalten sowie im Stadtarchiv, der Stadtbücherei und der Bibliothek des Eppinger Gymnasiums.



Bookcover: "Vermächtnis - die Saga einer deutsch-jüdischen Familie über Zeit und Umstände hinweg" lautet übersetzt der Titel des bisher nur in englisch verlegten Buchs von Werner Frank.

Der Autor gestattete es, nach einer ersten auszugsweisen Veröffentlichung in einer Artikelserie der Rhein-Neckar-Zeitung im Sommer 2004 nun auch in "Rund um den Ottilienberg - Beiträge zur Geschichte der Stadt Eppingen und Umgebung" ein Schlaglicht auf den Eppinger Arthur Frank zu werfen. Franks Lebenslauf und die "Sage einer deutsch-jüdischen Familie über Zeit und Umstände hinweg" veranschaulicht, wie diese Menschen jahrhundertlang in ihrer Heimat verwurzelt waren, sie mit gestalteten, prägten, in ihr anerkannt, geachtet und verehrt waren, bis sich das nahezu von einem Tag auf den anderen änderte, einfach, weil sie Juden waren. Werner Frank hatte das Glück, zusammen mit seinen Eltern und seiner Schwester Deutschland noch rechtzeitig verlassen zu können. In einem Gespräch vor der Veröffentlichung der Zeitungsartikelserie in der RNZ kam Werner Frank darauf zu sprechen, dass seine Ehefrau Phoebe und er heute in den USA leben, als US-Amerikaner Europa und die Welt bereisen können und dass sie in Deutschland, in Eppingen wieder auf Menschen treffen, die sich für ihr Schicksal interessieren. 436 engeren und



Werner und Phoebe Frank 2004 auf der Gartenterrasse des Villa Waldeck. (Foto: Hüll)

weiteren Verwandten der Franks war dies schon deswegen nicht möglich, weil sie vor 1945 gewaltsam zu Tode kamen. Das galt beispielsweise für "Tante Martha und Onkel Leopold" - in Paris hielt Werner Frank 1995 den Original-Deportationsbefehl in Händen, der für die beiden Verwandten den sicheren Tod bedeutete. Via Drancy wurden sie vom südfranzösischen Lager Gurs am Fuße der Pyrenäen ins Vernichtungslager Auschwitz verschleppt. Seither lebt Frank mit dem Bewusstsein, dass er lebt, diese 500 nicht mehr - Frank sprach es nicht aus, aber sein Blick in diesem Moment ließ ahnen, was er dachte: Was dies für ihn bedeutet, kann nur jemand wirklich verstehen, dem ein ähnliches Schicksal widerfuhr. Frank ist wichtig, mit seiner Arbeit eine Brücke zu schlagen in eine Zukunft, in der Mitmenschen nicht mehr verfolgt werden.

In seiner Familienchronik "Legacy" erzählt Werner Frank: "Meine kalifornischen Enkel

rufen mich Papa, und bei meinen Enkeln in New Jersey bin ich Popi." Über ein halbes Jahrhundert früher und viele, viele Meilen weit weg lautete der Kosename anders: "Damals war die liebevolle Anrede für den eigenen Großvater 'Opa'. Nicht das jüdische 'Zeyde' und auch nicht das hebräische 'Saba'. Die deutschen Juden verwendeten diese traditionellen Worte nicht. Heutzutage werden wir Großväter alles mögliche gerufen, aber gewöhnlich nicht diese Ehrennamen. Opa, Zeyde oder Saba sind Begriffe, die zur Generation meines Vaters gehören, und unsere Familie spricht immer noch von meinem Vater als 'Opa'. Es wäre verwirrend, wenn nicht gar ein Frevel, diese traditionellen Titel auf meine Generation anzuwenden." Frank meint, diese Bezeichnungen legten Alter, Weisheit und Heiligkeit nahe - allesamt Eigenschaften, die nicht zum Erscheinungsbild und Lebensalltag von Großvätern am Beginn des 21. Jahrhunderts passten.



Aus Anlass der Woche der Begegnung 2002 von der Stadt Eppingen eingeladenener früherer jüdischer Bürger fertigte Phoebe Frank eine Fotocollage mit der Ansicht der Eppinger Synagoge sowie früherer Eppinger Juden.

"Also ist es heute Papa oder Popi, und ich mag's genau so. Opa überdauert als gedanklicher Dauerläufer, der die Bilder und Persönlichkeiten meines Vaters und meines Großvaters, ihre Zeit und meine Kindheit bewahrt. Dies lässt bei mir oft die Frage hochkommen, an was von mir sich meine Enkel dereinst erinnern werden, wenn sie soweit sind - irgendwann in der Mitte des 21. Jahrhunderts".

I Kriegserlebnisse seines Vaters Arthur Frank



Arthur Frank

Der "Opa" in Franks Buch ist Arthur Frank. Er kam am 19. Januar 1895 in Eppingen zur Welt und erhielt den hebräischen Namen David ben Joel. Nach dem Besuch der Realschule in Eppingen und einer Lehre beim Mannheimer Getreidegroßhandel M.B. Wolff und Sohn trat Arthur Frank in das Landhandelsgeschäft seines Vaters Julius mit ein, das er 1933 übernahm.

Einschneidendes Erlebnis für Werner Franks Vater Arthur waren die Schlachten des Ersten Weltkrieges. Wie Tausende anderer junger Deutscher meldete sich der junge Eppinger Arthur Frank im Alter von 19 Jahren als Kriegsfreiwilliger. Am 30. Dezember 1914 - einen Monat vor seinem 20. Geburtstag - wurde Arthur Frank Rekrut und später Soldat in der II. Ersatz-

abteilung - zugeteilt dem 76. Regiment der fünften Batterie der badischen Feldartillerie.

Im April 1915 kam Arthur Frank in die sechste Batterie und blieb darin bis Kriegsende. Das ist insofern von Bedeutung, als dem 76. Regiment auch eine später prominente Persönlichkeit als Offizier angehörte - ein gewisser Albert Leo Schlageter.

Nach dem Ersten Weltkrieg erlangte Schlageter als "Freiheitskämpfer" im Untergrund Bekanntheit, als er die französische Besetzung des Ruhrgebietes in den 20-iger Jahren bekämpfte. Nach dem Sprengen einer Brücke wurde Schlageter gefasst. Die Franzosen machten dem Ex-Offizier den Prozess und ließen ihn als Saboteur von einem Erschießungskommando 1923 exekutieren. Die Nationalsozialisten verehrten Schlageter als Märtyrer und Nationalhelden - Schlageter war der NSDAP auch tatsächlich 1922 beigetreten - mit der Mitgliedsnummer 61.

Der Eppinger Arthur Frank galt als ein Waffenbruder Schlageters in den Schützengräben des Ersten Weltkrieges. Sein Sohn Werner Frank hielt fest: "Etwas von Schlageters Bekanntheit fiel auch auf meinen Vater zurück, gab es ihm doch in den Augen der nichtjüdischen Mitbürger in seiner Heimatstadt Eppingen ein ähnliches Ansehen, das Prestige, anstelle Schlageters wenigstens dessen Waffenbruder in der Fachwerkstadt zu wissen." Diese Eppinger zweifelten zu Anfang der 30-iger Jahre daran, dass der Zugriff der Nazis sich jemals auf einen Juden erstrecken könne, der Frontkamerad Schlageters gewesen war. Werner Frank: "Wenige erkannten sie von der Tatsache, dass kein Jude dem Zorn und Hass der Nazis entkommen konnte."

Doch 1914 war die NS-Zeit noch zwei Jahrzehnte voraus - für den Kriegsfreiwilligen Arthur Frank ging die Lebensbedrohung von den feindlichen Linien in Lothringen, Französisch-Flandern und der Champagne aus. Gesichert weiß Werner Frank, dass sein Vater an der Schlacht von Bapaume vom 21. April bis 2. September 1918 teilnahm und bei der "Siegfried-Linie" vom 3. bis 27. September 1918 mit dabei war: "Am 27. September wurde mein Vater um halb eins mittags in einer Feuerstellung einen Kilometer östlich von Bourlon ernsthaft an



Zusammen mit badischen Armeekameraden waren die Eppinger Soldaten Arthur Frank (links) und Heinrich Vogel (rechts) beim Fototermin in Uniform.

Nacken und Brust verwundet. Eine Kugel traf ins Schwarze - sie drang von vorn in meines Vaters Kehle ein, durchschlug die Lungen und trat im Rücken aus."

Der badische Artillerist Arthur Frank ging zu einem Zeitpunkt zu Boden, als die alliierten Truppen vorrückten, um das Schlachtfeld zu besetzen. Werner Frank: "Die sich zurückziehenden deutschen Streitkräfte ließen meinen Vater als tot zurück. Der Familienüberlieferung zufolge lag sein Körper regungslos, anscheinend ohne zu atmen, und seine Kameraden glaubten, er sei tot."

Etwas später gingen die Deutschen zur Offensive über und eroberten das Gelände zurück. Ein Soldat stolperte (dabei) über den Körper meines Vaters und entdeckte, dass er noch am Leben war. Die Ärzte nahmen sich seiner sofort an, und er wurde wieder belebt. Er wurde dann zum Feldlazarett 24 gebracht, und am 4. Oktober 1918 wurde er mit dem Krankentransportzug Nummer 28 zum Lazarett Sankt-Anna-Gymnasium nach Elberfeld transportiert, in dem er wieder zu sich kam."

Von diesen glücklichen Umständen erfahren die Angehörigen in Eppingen jedoch vorerst noch nichts, im Gegenteil: "Sehr geehrter Herr Frank, als derzeitiger Batteriechef der 6. Batterie Feld. Arti(illerie) Reg(iment) 76 muss ich Ihnen die tieftraurige Nachricht geben, dass Ihr lieber Sohn Arthur am 27. September den Heldentod

fürs Vaterland gestorben ist", begann das Schreiben von Batterieführer Eberle an Julius Frank in Eppingen, Vater des Kriegsfreiwilligen Arthur und Großvater des späteren "Legacy"-Buchautors Werner Frank. "Ein Genickschuss machte seinem Leben ein Ende. Leider konnte seine sterbliche Hülle nicht mehr geborgen werden. Arthur liegt nun in derselben Erde, wo ihn schon der allzu frühe Tod ereilte, begraben."

Diese Feldpost brachte schreckliches Leid Arthurs Eltern Sophie und Julius Frank wie so vielen Müttern und Vätern zwischen 1914 und 1918. Schwarz auf weiß erhielten sie zu lesen, dass ihr Sohn nie mehr heimkehren werde. Glücklicherweise erfuhren die Franks aber kurz darauf, dass es sich bei diesem Schreiben des Kommandeurs um einen Irrtum handelte und der vermeintlich Gefallene in Wirklichkeit schwer verwundet, aber noch lebend ins Lazarett gebracht worden war. Als Arthur Frank nach seiner Genesung zurück nach Eppingen kam, feierte die überglückliche Familie Frank diese "zweite Geburt" Arthurs mit einem Fest.

Die Loyalität zum Deutschen Reich, die junge jüdische Männer wie Arthur Frank auf den Schlachtfeldern des Ersten Weltkrieges bewiesen, verschafften ihnen gerade mal 15 Jahre später keinerlei besondere Rücksichtnahme unter den Nationalsozialisten.



Juden, die als deutsche Soldaten im Ersten Weltkrieg kämpften, hatten sich ebenso Auszeichnungen verdient wie ihre Kameraden anderer Weltanschauung.

Das erlebte auch der Vizefeldwebel und Wachtmeister Arthur Frank, ausgezeichnet mit der Badischen Verdienstmedaille, dem Eisernen Kreuz zweiter Klasse und dem Reichsverwundetenabzeichen. Als die Nazis ihr sich immer weiter ausdehnendes Hassprogramm gegen Juden starteten, war anfangs wohl noch daran gedacht worden, diejenigen auf irgend eine Art zu schonen, die im Krieg gedient und ihr Blut fürs Vaterland vergossen hatten.

In der Tat wurden einzelne abgesondert für so genannte spezielle Abfertigung, indem man sie ins Konzentrationslager Theresienstadt schickte. Aber letztendlich wurden natürlich alle Juden gemäß der "Endlösung" gleich behandelt. Sie wurden ausgegrenzt, ihnen wurde das Wahlrecht aberkannt, und sie waren alle für die Todeslager bestimmt - ganz egal, was sie einmal zur deutschen Gesellschaft beitrugen. Plötzlich galt auch in Eppingen, dass der Kaufmann, Vereinskamerad und Nachbar anders sein musste, weil Juden inzwischen von Staats wegen als "Volksschädlinge" angegriffen wurden. Werner Frank: "Glücklicherweise war mein Vater so klug, unsere Familie zu retten durch unsere vergleichsweise frühe Auswanderung in die Vereinigten Staaten 1937. Mit Sicherheit verschaffte dies meinem Vater eine weitere Wiedergeburt - nämlich das Wunder, die Tyrannei des Holocaust mit einem dritten Leben überstanden zu haben."

II Die Familie Werner Frank

Nach seinen Kriegserlebnissen war für Arthur Frank aber erst einmal einer der nächsten großen Meilensteine seines Lebens 1927 die Verlobung und Hochzeit mit Bertha Weingartner aus Bretten. Die Hochzeitsurkunde des Paares datiert auf den 22. Februar 1928 - das hebräische Datum für diese Heirat ist der erste Adar 5688. Die Hochzeit der Franks fand in einem Karlsruher Hotel durch einem Heidelberger Rabbiner statt. Am 4. Juni 1929 wurde der spätere Buchautor Werner Frank geboren.

In den 30-iger Jahren lebte die Familie Frank in Eppingen im dreistöckigen Haus Brettener Straße 21, der Hauptstraße der Fachwerkstadt, die im März 1933 in Adolf-Hitler-Straße umbenannt wurde. Familie Frank, das waren Werner Franks Mutter Bertha und Vater Arthur, Schwester Hilda,



Ansichten der Eppinger Brettener Straße in den 30-er Jahren. Mitglieder der Familie Frank blicken aus den Fenstern ihres Hauses Brettener Straße 21

Großeltern Sophie und Julius Frank sowie Großtante Jenny. Werner Frank: "Das Haus mit seiner Sandsteinfassade im neoklassizistischen Stil hatte mein Großonkel Moritz 1887 erbaut." Nach Moritz Franks Tod wurde das Haus 1912 aus dem Nachlass für 20 000 Reichsmark an Werner Franks Großvater Julius verkauft. Nach dessen Tod 1935 ging der Besitz auf seine Gattin Sophie Frank über. Dieses Haus sollte sozusagen auf den letzten Drücker von Werner Franks Mutter dann kurz vor ihrer Auswanderung 1937 unter Wertverlust an einen Eppinger aus der Nachbarschaft veräußert werden, ähnlich wie das Lager mit Warenbestand und einigen "Äckerle".

Den Hauskäufer von 1912, seinen Großvater Julius, beschrieb Werner Frank als einen Mann von großer Würde und Vertrauenswürdigkeit, der auch Vorstand der jüdischen Gemeinde in Eppingen war. Julius Franks Beerdigung 1935 war eine der letzten jüdischen Bestattungen auf dem Eppinger Judenfriedhof. Werner Frank: "Sein Grabstein steht wie eine Schildwache auf dem Doppelgrab auf dem jüdischen Friedhof, vorwegnehmend den Tag, an dem meine Großmutter Sophie an seiner Seite zur letzten Ruhe gebettet würde. Die Nazis vereitelten diese Vorsorge!"



Auf dem Eppinger Judenfriedhof legt Werner Franks Enkel Cal einen Stein auf das Grab seines Urgroßvaters Julius Frank, der hier 1935 beigesetzt wurde.

Julius und Arthur Frank waren "Landesproduktehändler". Das war über viele Jahrzehnte ein verbreitetes jüdisches Handelsgeschäft für die ländliche Gegend des Kraichgaus. Die Franks kauften Korn von den Bauern auf, das an der Mannheimer Börse gehandelt wurde. Dafür besorgten sie Futtergetreide und Mehl von den Mühlen, um es in Eppingen und Umgebung an die Bauern zu veräußern.

Neben dem Geschäft in der Brettener Straße unterhielten die Franks ein Lager in der Nähe des Bahnhofs. Julius Frank hatte das Geschäft von seinem Vater Wolf übernommen, wie es eine Anzeige im "Eppinger Volksboten" vom 1. Mai 1889 annonciert. Werner Frank erläuterte, dass dieses Geschäft auf sehr persönlichen Beziehungen beruhte. Es erforderte als Vorleistung die Ansprache potenzieller Kunden und regelmäßige Besuche der Bauernhöfe in den benachbarten Gemeinden.

1918 wurde aus dem Eppinger Getreide- und Futtermittelhandel Frank eine Offene Handelsgesellschaft (OHG), die Arthur Frank von seinem Vater 1933 übernahm, als dieser sich aus dem Geschäft zurück zog. Arthur Frank benutzte für sein Geschäft einen neu angeschafften BMW, der es auch Werner Frank gelegentlich erlaubte, seinen Vater Arthur auf seinen Fahrten zu begleiten.



Für das Landhandelsgeschäft hatte sich Arthur Frank (im Bild mit seiner Frau Bertha) einen BMW gekauft. In diesem Auto begleitete Werner Frank seinen Vater mitunter bei seinen Geschäftskontakten.

III Zunehmende Diskriminierung nach 1933

1933 - nach Hitlers Machtübernahme am 30. Januar - begannen die einschränkenden Maßnahmen der Nationalsozialisten gegen Juden immer beschwerlicher zu werden. Werner Frank: "Es begann alles mit dem Boykott gegen Juden am 1. April 1933, der Geschäfte mit Juden verhinderte." Es folgten weitere Würgegriff-Vorschriften, die es Werner Franks Vater unmöglich machten, Ware vom Großhändler zu beziehen und sie an seine Kunden unter den Bauern der Region weiter zu verkaufen. "Einige der nicht-jüdischen Geschäftspartner meines Vaters waren darüber bestürzt. Sie waren der Meinung, dass ein Freiwilliger, Frontkämpfer und Kriegskamerad Schlageters, Unteroffizier im Ersten Weltkrieg, ein mit dem Eisernen Kreuz II. Klasse ausgezeichnete Verwundeter so nicht behandelt werden sollte. Werner: "Als wie naiv sich diese Überlegung dann herausstellen sollte!"

Eine Schlüsselszene der persönlichen Diskriminierung erlebte Arthur Frank am 20. Dezember 1935. Er wurde aufgefordert, von sich aus seinen Austritt aus der Freiwilligen Feuerwehr zu erklären. Er war als Jude nicht mehr länger als Mitglied der ersten Hydrantenmannschaft erwünscht - eine Position, die Arthur Frank seit 1919 inne hatte. Während dieser Zeit trug Arthur Frank die Mitgliedsnummer 112 in der Abteilung.

Wie sich der zunehmende öffentliche Antisemitismus auf das Geschäft Arthur Franks auswirkte, schilderte Werner Frank anhand einer Begebenheit von 1936 im schwäbischen Stockheim. Von dieser Begegnung erfuhr Frank durch einen Brief des späteren Stadtbaumeisters und langjährigen stellvertr. Vorsitzenden der Heimatfreunde Edmund Kiehle vom 11. Januar 1995, in dem sich Kiehle an ein 1994 geführtes Gespräch erinnert, das er mit einem der früheren Kunden Arthur Franks geführt hatte. Die Unterhaltung 1936 soll folgendermaßen verlaufen sein: Arthur Frank: "Es tut mir leid, aber es ist das letzte Mal, dass ich Ihre Getreideernte aufkaufen kann." Stockheimer Frank-Kunde: "Aber wir haben (immer) zufrieden stellende Geschäfte miteinander gemacht, und ich will unsere (Geschäfts-) Beziehung aufrecht erhalten." Arthur Frank: "Das kann ich leider nicht. Es ist zu unsicher. Ich muss weg." Frank-Kunde: "Und was passiert mit meinem Nachbarn, der eine schlechte Ernte eingefahren und eine kranke Kuh hat? Wie soll der überleben?" Arthur Frank: "Ich schicke Herrn X. Der wird ihm eine Hilfe sein." Frank-Kunde: "Der ist aber als Spitzbub bekannt." Arthur Frank: "Mag sein. Aber wenn ich ihm sage, dass er sich der Sache besonders annehmen soll, wird er es mir zuliebe tun, zumindest in diesem Fall."

Der Stockheimer Frank-Kunde und sein in Existenznöten befindlicher Nachbar hielten sich an den Rat, den ihnen Arthur Frank gegeben hatte, und alles ging gut. Arthur Franks Ruf in Stockheim nahm daraufhin zu, und jeder bedauerte seinen Abschied. Werner Frank: "Kiehle nahm in seinen Brief mit auf, dass mein Vater in Eppingen sehr beliebt und hoch angesehen war."



Brettener Straße mit dem Haus der Franks (3-stöckige Sandsteinfassade)

Das Kind Werner Frank erlebte dies jedoch seit 1933 in seinem Jungenalltag ganz anders. Urplötzlich wurde er von anderen ohne offensichtlichen Grund geschmäht - weil er ein "Judd" war.

Als Kind habe er vieles nicht so verstehen können wie später als Erwachsener, merkte Werner Frank an. Aber selbst ein kleiner Junge wie er habe damals wahr genommen, wie sich die Situation entwickelte, dass die Nazi-Regierung unaufhörlich neue Maßregeln gegen die jüdische Bevölkerung verabschiedete und deren Rechte beschnitt - wie etwa mit den Nürnberger "Rassegesetzen" von 1935.

Frank: "Die christlichen Nachbarskinder begannen sich vom Spiel mit meiner Schwester und mir zurück zu ziehen". In der Volksschule wurde Werner Frank von den anderen Kindern ausgegrenzt. "Meine Klassenkameraden sonderten mich ab und verspotteten mich. Ich konnte nicht länger an den Pausenaktivitäten der Schule teilnehmen und wurde kalt gestellt bei den wichtigen Dingen meines damaligen Lebensalltags; so wurde mir etwa der Zutritt zum Schwimmbad verwehrt, zum Kino oder in bestimmte Geschäfte."



Nicht mehr viele Freunde wie hier 1936 blieben den Geschwistern Hilde (mittlere Reihe, Mitte) und Werner Frank (hinten ganz rechts), viele Kinder zogen sich zurück.

Auch beim Essen machte sich das braune Umfeld bemerkbar. Das rituelle Schlachten nach jüdischen Glaubensgesetzen im Einklang mit "Kashrut" bezeichnete Adolf Hitler als "Tierquälerei" und als barbarische Grausamkeit gegenüber Tieren. Werner Frank: "Ironischerweise missachtet diese Auffassung vollständig die jüdische Ansicht, den Schmerz des zu tötenden Tieres so gering wie möglich zu halten." Für Juden wie die Franks wurde es daher immer schwieriger, koscheres Fleisch zu erhalten. Sie mussten darauf verzichten oder es aus dem Ausland importieren. "Unsere Familie schloss den Kompromiss, unseren Fleischverbrauch auf die Stücke zu beschränken, die koscher waren, wenn sie nur auf die richtige Weise geschlachtet und nach rituellem Gesetz zubereitet waren durch einen beglaubigten Schochet."

Für Werner Frank erwies sich einer seiner Lehrer als persönlicher Glücksfall: Ernst Würfel behandelte ihn auch noch nach 1933 mit Höflichkeit im Klassenzimmer. Und privat wies Lehrer Würfel seinen jüdischen Schüler Frank darauf hin, dass er ihn auf der Straße nicht mit dem jetzt pflichtgemäßen zackigen "Heil Hitler!" zu grüßen habe, wenn er ihm begegne. Werner Frank: "Das war ein sehr außergewöhnliches Verhalten seitens meines Lehrers."

Ganz im Gegensatz zu diesem Menschen stand das Verhalten eines etwas entfernteren Nachbarn und dessen Familie in der Brettener Straße (Franks wohnten Brettener Straße 21). An der Hauswand dessen Geschäfts prangte der "Stürmerkasten", benannt nach der von Julius Streicher herausgegebenen NS-Hetz- und Propaganda-Zeitung "Der Stürmer". Ein Markenzeichen dieses Blattes waren hässliche Karikaturen von Juden oder jüdischen Lebens, Grundtenor: "Die Juden sind unser Unglück"

Eines Tages hatte die Hitler-Jugend auf dem Eppinger Marktplatz ein Lager aufgeschlagen, paradierte und hielt Spiele ab. Werner Frank: "Mit der Neugier eines Siebenjährigen schlenderte ich dort vorbei." Aus dem Geschäft des besagten Nachbarn mit dem "Stürmerkasten" schaute eine Frau heraus und höhnte: "Da würdest Du wohl auch gern dazu gehören!?" Werner Frank erinnert sich, dass er den ganzen Weg nach Hause mit Tränen in den Augen gelaufen ist.

Für Werner Franks Familie blieb es aber nicht bei Tränen: Oma Sophie, Tante Betty, Tante Martha und Onkel Leopold - um wahllos vier Namen heraus zu greifen - kamen in der Shoa ums Leben. Werner Frank: "Zusätzlich zu unseren unmittelbaren Familienmitgliedern teilten zahllose andere unserer Verwandten ihr Schicksal. Sie sind im Anhang des Buches namentlich aufgelistet." Auf sechs Seiten stehen eng gedruckt jene 436 Namen, die Frank in seiner genealogischen Arbeit gesichert als Opfer des Holocaust nachweisen konnte, beginnend beim 1854 in Lorsch geborenen Abraham Abraham und endend mit der 1925 in Frankfurt geborenen Mathilde Zivi.

IV Reichspogromnacht und Deportation von Familienmitgliedern ins KZ

Franks Großmutter Sophie Frank war noch vor 1937 von Eppingen nach Bebra in Hessen umgezogen. Dort lebten ihre verwitwete Tochter Betty Levi und ihre zweite Tochter Martha, die mit Leopold Levi verheiratet war. In der Reichspogromnacht vom 9./10. November 1938 drangen Nazis in die Zimmer dieser Bebraer Familie ein und zerstörten dort mit vernichtender Rachsucht Möbel und Zierrat. Werner Frank: "Der Vandalismus wiederholte sich in der folgenden Nacht. Meine Großmutter lag im Bett, als die Marodeure durch die Wohnung an der Apothekenstraße 10 feigten. Sie stürmten ihr Zimmer, warfen den Schrank übers Bett



Martha Levi gelang es nicht, mehr, rechtzeitig, Deutschland zu verlassen. Über Gurs verliert sich ihre Spur nach einem Transport in Auschwitz.

und jagten ihr Schrecken ein." Tags darauf wurde Großmutter Sophies Schwiegersohn Leopold Levi in sogenannte Schutzhaft genommen und ins Konzentrationslager Buchenwald gebracht. Er wurde dort bis 10. Dezember 1938 - also einen Monat lang - fest gehalten. Diese Erfahrung ließ ihn verstört heim kommen. Auf diesen Arrest von Leopold Levi hin beschloss seine Schwägerin Betty, ein sichereres Umfeld im benachbarten Eisenach zu suchen für ihre Mutter, Schwester und sich selbst. Zuvor hatten Einheimische Betty gewarnt, dass Juden nicht länger willkommen seien. Zuflucht fanden die Frauen in der Pension der Familie Stern in der Eisenacher Georgenstraße 36. Wegen ihrer Hilfsbereitschaft und ihres ganzen Wesens war Betty Levi dort beliebt und von allen respektiert als "Tante Betty".

Die ständige Belastung dieser Tage und die Aussicht auf noch mehr Gewalt zermürbte Werner Franks ohnehin nervöse Großmutter Sophie bis zu dem Punkt, an dem sie sich das Leben nahm, indem sie am 12. November 1938 aus einem Fenster im zweiten Stock der Eisenacher Pension sprang. Werner Frank: "Sophie Frank geborene Furth wurde auf dem städtischen Eisenacher Friedhof in der jüdischen Abteilung in Feld XXXII, Parzelle 101 beigesetzt. Ich fand ihr Grab im Oktober 1992 und wurde so dort zum ersten Trauerbesucher der Familie innerhalb von 54 Jahren." Tante

Martha wurde von dieser Situation überwältigt und schnitt sich in einem Akt der Verzweiflung die Pulsadern auf. Sie wurde rechtzeitig gerettet und überlebte diesen Selbstmordversuch aber nur, um sich dann einer noch größeren Tragödie in Zukunft gegenüberzusehen.

Zunächst zogen Martha und Leopold Levi von Bebra nach Mannheim, da sie glaubten, sie seien in einer großen Stadt sicherer und fielen dort weniger auf. Diese Umzugsentscheidung wurde auch dadurch erleichtert, dass ihre Verwandten Irene und Friedrich Schweizer sie eingeladen hatten, die Wohnung mit ihnen zu teilen. Schweizer warteten mit ihrem Sohn Henry in Mannheim auf die Ausreise in die USA. Über England gelang ihnen dies auch, und sie kamen 1937 mit der Familie Arthur Frank in Chicago an.

Werner Frank: "Unglücklicherweise für meine Tante und meinen Onkel brachte ihre Entscheidung sie geradewegs zur Deportation vom Oktober 1940, die sie ins Lager Gurs in Südfrankreich führte." Martha und Leopold Levi hatten sich zwar ebenfalls um die Ausreise sowie Einwanderungsdokumente für Amerika bemüht - aber es gelang ihren amerikanischen Verwandten nicht mehr, alles Erforderliche rechtzeitig bei den nötigen Stellen voran zu bringen.

Am 15. Oktober 1940 fassten die NS-Gauleiter von Baden und der Saarpfalz den Plan, ihre Gebiete "judenrein" zu machen.




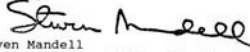
Zwei bis drei Kilometer lang, ein bis zwei Kilometer breit und voller Baracken war das französische Konzentrationslager Gurs. Dorthin wurden neben vielen anderen Juden aus Baden und der Saarpfalz auch Verwandte der Franks verschleppt.

Am 20. Oktober 1940 wurden 6504 Juden zu zentralen Sammelstellen gebracht und in überfüllte Züge gepfercht, um in einer dreitägigen Fahrt zum berüchtigten Lager Gurs ins Vichy-Frankreich transportiert zu werden.

Werner Frank: "Die Lagerbedingungen waren unerträglich. Lebensnah beschrieben hat sie mir in einem persönlichen Augenzeugenbericht ein Überlebender, Curt Lindemann. Ich traf ihn 1951 im Heidelberger jüdischen Altersheim." Lindemann gab Werner Frank seine Lebenserinnerungen mit dem Titel "Mein Campleben", die er 1946 in Lourdes verfasst hatte - unter der widersinnigen Adresse "Paradiesstraße 9". Lindemann schilderte darin die Barackenstadt von Gurs als ein zwei bis drei Kilometer langes und ein bis zwei Kilometer breites Lager. Dessen einzelne Abschnitte hatte man nach Buchstaben bezeichnet: von A bis H waren Männer, von J bis M Frauen untergebracht. "Innerhalb jedes Abschnittes gab es 20 bis 26 Baracken. In jeder von ihnen hausten rund 60 Personen. Es gab einen zwei Meter hohen Stacheldrahtzaun und eine Menge Wachtürme." Lindemann erwähnte den knietiefen Matsch bei Regenwetter und die mangelhafte Lebensmittelversorgung.

In dieses Lager kamen laut Werner Franks späteren Nachforschungen Tante Martha und Onkel Leopold am 25. Oktober 1940. Ihren aufgefundenen Aufnahmekarten zufolge wurde Martha Levi im Block M (später J) Baracke 7 untergebracht, Leopold in G (später F) Baracke 13 (dann Nummer 9). "Unsere Familie erfuhr bald von ihrem Schicksal, da die Verbindung zur Außenwelt mittels Briefen noch möglich war." Werner Frank erinnert sich, dass viel Post zwischen seinen Eltern und Tante und Onkel im Lager Gurs ausgetauscht wurde, in der es auch um einen Plan ging, sie von dort zu retten. Diese Briefdokumente gingen verloren, doch Werner Frank besitzt einige Schreiben, die Martha an ihre Freundin Henny Löwenstein nach Toulouse richtete. Dabei schildert Martha Frank etwa, wie sie alle vier Tage ihren Mann Leopold für eine Stunde besuchen konnte.

Werner Frank: "Das Lebensende für Martha und Leopold wurde am 10. August 1942

 American Red Cross	Central Maryland Chapter The Holocaust and War Victims Tracing and Information Center 4700 Mount Hope Drive Baltimore, Maryland 21215-3231 (410) 764-5311 (800) 848-9277
	January 11, 1995 Mr. Werner Frank 4363 Park Milano Calabasas, Ca. 91302 Our Reference: ISS-H-24142 Sought Persons: Martha LEVI Leopold LEVI Sophie FRANK
Dear Mr. Frank:	
After carefully reviewing your tracing request, we determined that the best source of information would be the International Tracing Service (ITS) in Arolsen, Germany. The ITS is administered by the International Committee of the Red Cross. With over 46 million documents in its archives, it is the largest repository of original Nazi documentation in the world. We translated your inquiry into German and forwarded it to the ITS, which has provided the following response:	
Leopold Levi was delivered to the Concentration Camp Buchenwald on 10 November 1938 and was released from there on 10 December 1938; was deported on 22 October 1940 from Mannheim to Gurs; was transferred on 10 August 1942 from Camp Drancy to Concentration Camp Auschwitz.	
Martha Levi was deported on 22 October 1940 from Mannheim to Gurs; was transferred on 10 August 1942 from Camp Drancy to Concentration Camp Auschwitz.	
We regret to inform you that no information is available about Sophie Frank.	
We know it is distressing that after years, even decades, of searching, answers remain incomplete. Because so many documents were either lost or destroyed near the end of World War II, there are inquiries for which the ITS cannot provide answers. Fortunately, additional documentation from the Nazi era continues to be shared with the ITS. We will keep your case open and automatically let you know if we receive any new information regarding your request.	
If you have any questions, please contact your local American Red Cross chapter.	
Sincerely,  Steven Mandell American Liaison Officer for the ITS	

Der Beleg für das Schicksal zweier von rund 500 Verwandten der Franks, die in der Shoah umkamen.

verfügt: Sie wurden dem Konvoi 17 mit Transportzug Nr. D 901/12 zugewiesen, der 1006 Juden von Bourget-Drancy nördlich von Paris nach Auschwitz brachte." In den "Auschwitz Chronicles" von Damta Czech aus New York 1990 heißt es über diesen Konvoi 17 vom 12. August: "1006 Juden kommen in einem RSHA Transport von Drancy an. Es sind 525 Frauen und 475 Männer im Transport einschließlich 400 alter Leute. Beinahe alle sind in Deutschland geboren. Nach der Selektion wurde 140 Männern und 100 Frauen der Zutritt ins Lager erlaubt, und sie erhielten die Nummern 58086 bis 58225 und 16337 bis 16736. Die anderen 766 Deportierten wurden in den Gaskammern umgebracht."

Über den Verbleib von Martha und Leopold Levi ist keine weitere Nachricht mehr aufgetaucht.

Auch ein Brief des Amerikanischen Roten Kreuzes vom 11. Januar 1995 endet mit dem Hinweis, dass Martha und Leopold Levi am 10. August 1942 nach Auschwitz transportiert wurden.

Werner Frank: "Martha und Leopold Levi hatten keine eigenen Kinder. Es muss für diese beiden - wie auch für andere - traurig und brutal gewesen sein, in den Tod zu gehen im Glauben, dass dies niemanden berührt und niemals jemand die Wahrheit der tragischen Ereignisse erfährt, die über sie herein gebrochen sind. Daher ist es meine Pflicht, ihre Geschichte zu erzählen. Martha und Leopold gebührt die Erinnerung der Nachwelt."

V Auswanderung Arthur Franks und seiner Familie in die USA

Einem solchen millionenfach erlittenen Schicksal entging die Familie Arthur Franks durch die geglückte rechtzeitige Einwanderung in die USA. Am 26. Oktober 1937 erreichten Bertha, Hilde, Arthur und Werner Frank den Fluss Hudson, die Mündung zu ihrem Zufluchtsort in der Neuen Welt.

"Umfangreiche Vorkehrung galt es für die Auswanderung zu treffen," erinnerte sich Werner Frank, "(...) Wir mussten zeigen, dass wir wirtschaftlich auf eigenen Füßen stehen konnten, wenn wir in den Vereinigten Staaten eintrafen. Dies erforderte einen angemessenen Beleg unserer (finanziell in den USA) verfügbaren Mittel - und das stellte für uns eine ziemliche Herausforderung dar." Werner Frank verwies auf die verzwickte Lage, in der sich deutsche Juden in den 30-iger Jahren befanden. Einerseits sollten sie nachweisen, dass sie an ihrem Einreisewunschland über ausreichend finanzielle Mittel verfügten, unabhängig davon, ob es sich um Palästina oder die Vereinigten Staaten handelte. Andererseits verhinderte die Nazi-Regierung einen Transfer, wenn überhaupt so ein Vermögen in Deutschland bestand. "Die Lösung bestand darin, entweder sich der Hilfe einer dritten Partei zu versichern oder illegal Geld ins Ausland zu schaffen."

Den Franks kam die Schweizer Verwandtschaft zu Hilfe: Betty geborene Frank und Alfred Maier, damals Zürich, arrangierten es, dass bei der Chase Manhattan Bank von New York vorübergehend 6000 Dollar auf den Namen der Franks deponiert wurden. Alfred Maier machte es aber zur

Bedingung, dass dieses Geld ihm so bald als möglich rücküberreignet wurde, damit er damit der nächsten Familie in Not weiter helfen könne. "Zwei Tage nach unserer Ankunft in New York löste mein Vater das Konto auf und überwies das Geld zurück an Alfred Maier, der damit seine Rettungstätigkeit fortsetzte."

Werner Frank beschrieb auch das Kleinklein der Ausreise: Pass- und Visaformalitäten, die Verluste beim notgedrungenen Veräußern des Vermögens unter Zeitdruck und unter Anfeindungen in Deutschland, und er schilderte das auch für Eppinger Nachbarn augenscheinliche Vorbereiten der Ausreise 1937: Um die Einzelteile eines Haushalts zu transportieren, bestellte man damals den Vorgänger eines heutigen Containers: eine Holzkiste mit einer Seitenlänge von rund drei Metern. "Meine Eltern beauftragten die Speditionsfirma Hock, Karlsruhe, diese Kiste von Karlsruhe über Rotterdam auf dem Seeweg nach Detroit zu befördern. (...)." Sozusagen von Tür zu Tür von Eppingen nach Millburg kostete das damals 2000 Reichsmark. Werner Frank listete auf, was die Spediteure damals alles in die Kiste quetschten: Küchenmöbel, Schlafzimmer, ein Büffet, einen Esszimmertisch und sechs Stühle, einen Teppich und sonstige Kleingüter.



Mit der Aquitania stach die Familie Frank 1937 von Cherbourg aus in See Richtung Amerika.

"Der entscheidende Moment kam, als Mitarbeiter der Firma Hock die Versandkiste vor unserem Haus aufstellten." Zuschauer tauchten auf, die Augenzeugen der Abreise ihrer Nachbarn wurden. Der Eppinger Stadtbaumeister und Heimatfreund Edmund Kiehle unterrichtete Werner Frank viel später, welche freudigen Erwartungen Frank damals gehabt habe. Ein Nachbarsjunge erinnerte sich Kiehles Worten zufolge, Werner Frank habe seinerzeit erklärt: "Wir gehen jetzt nach Amerika, dort ist alles schön vorbereitet." Von den aufwändigen Einzelheiten hatte der junge Werner Frank 1937 keine genauen Vorstellungen.

Nach Abschiedsbesuchen bei Großmutter Sophie und Arthur Franks Schwestern Betty und Martha in Bebra, bei Bertha Franks Tante und Onkel Rosel und Sigmund Gutmann in Frankfurt, bei den Schweizern und Karlsruhern in Mannheim sowie bei den Tanten Nanette, Sarah und Bertha Weingartner in Bretten machten sich die vier Franks auf die Reise: Mit einem am 29. Juli 1937 in Sinsheim abgestempelten und ein Jahr gültigen Pass verließen die Franks über Karlsruhe, Weißenburg im Elsass, Paris und Cherbourg Europa. Im Hafen Cherbourg schifften sich die Franks ein auf das Linienschiff "Aquitania" von "Cunard Weißer Stern".

Am 20. Oktober 1937 lichtete die Aquitania die Anker. Auf der Überfahrt wurden Bertha, Hilde und Werner Frank "hoffnungslos seefrank", was sich jedoch nach ein paar Tagen angesichts aufklarenden Atlantikwetters wieder legte. Am sechsten Tag an Bord standen die Franks früh auf, um nicht den Höhepunkt ihrer Überfahrt und das Symbol ihrer Befreiung zu verpassen: Am 26. Oktober 1937 gegen sechs Uhr morgens passierte das Schiff die 1886 als Geschenk Frankreichs an die USA errichtete Freiheitsstatue.

VI Neuanfang in den USA

Als jüdische Flüchtlinge aus dem Deutschen Reich betraten die Franks in New York amerikanischen sicheren, aber fremdsprachigen Boden. Nach dem Ausschiffen im New Yorker Hafen setzten sie mit Hilfe von Verwandten zur Familie Abrash nach Paterson in New Jersey über. Dort erlebte Werner Frank das damals in Deutschland

noch unbekanntes Halloween-Fest. Mit dem Zug reisten die Franks weiter nach Michigan, trafen in Niles auf die Familie Gelder, die sie dann mit zu sich nach Hause nahm nach Millburg, Michigan.

Dort begann für Werner Frank und seine Schwester Hilda im November 1937 ihre "amerikanische Erziehung". Weil weder Hilda noch Werner Frank englisch sprachen, mussten die Sechs- und der Achtjährige trotz ihres Alters die Kindergarten-Klasse der Millburg-Grundschule besuchen. Frank weiß noch, wie er den Zwang als unangenehm empfand, die in den Staaten 1937 unmodische europäische Bekleidung tragen zu müssen, einschließlich der Lederhosen, "die uns aussehen ließen, als wären wir von einem anderen Planeten".

Zur Weihnachtszeit 1937 wurden Hilda und Werner Frank gebeten, bei einer Schulveranstaltung "Oh Tannenbaum" auf deutsch zu singen. Aber bei den beiden saß das Lied nicht gut, denn als jüdische Kinder hatten sie gelernt, während christlicher religiöser Vorgänge in der Klasse sich still zu verhalten, und so standen sie ein weiteres Mal abseits vom Rest der Schule. Aber gesungen haben sie sehr wohl, "Oh Christmas Tree". Werner Frank: "Bis heute ist es so, wenn ich diese Melodie höre, muss ich an die Zeit zurück denken, die ich im katholischen Kindergarten von Eppingen und in den ersten Wochen in unserer neuen amerikanischen Schule verbrachte."

Während die Familie Frank mit Hilfe der befreundeten Gelders erst einmal in Millburg untergekommen war, fand Familienvater Arthur Frank in Chicago Arbeit. Im Januar 1938 konnte die Familie dann wieder gemeinsam in eine Wohnung ziehen. Sie befand sich in einem dreistöckigen Wohn-



Familie Frank in den USA: Vater Artur, Hilda, Werner und Mutter Bertha Frank

haus an der 5445 Harper Avenue im Hyde Park-Bezirk von Süd-Chicago.

In diese Gegend zogen auch sehr viele andere deutsch-jüdische Flüchtlinge. "Beispielsweise waren David und Bertha Kahn und ihre Zwillingstöchter Ellen und Ruth Nachbarn in unserem Haus mit zwölf Wohnungen. Sie stammten aus Gemmingen, (...) und David Kahn war ein Klassenkamerad meines Vaters in Eppingen gewesen, so dass enge Beziehungen fort bestanden." Werner Frank beschreibt, wie sich die Ankömmlinge in ihrer neuen Umgebung schnell anzupassen versuchten und begannen, etwa durch Dienstleistungen sich Zusatzeinkommen zu erschließen, wie etwa das Kochen und Backen nach europäischen Rezepten in ihren Wohnräumen. Andererseits übernahmen Hausfrauen wie Bertha Frank auch schnell amerikanische Rezepte, die sie sich in Kochkursen gezielt angeeignet hatte. "Sie hatte ein gewaltiges Repertoire an Gerichten aus der Alten Welt wie die wöchentlichen Berches (Challah) und die gelegentlichen Schupfnudeln, Spätzle, gefüllte Brust und Grünkernsuppe. Jetzt kam Neues hinzu wie der "pineapple upside down cake" (eine besondere Ananaskuchenart) oder "Swiss Steak", das bald unser Lieblingsessen werden sollte." Aber Frank sagte auch, dass "nichts den Platz der berühmten Linzertorte, Mandeltorte, des Zwetschgenkuchens oder der Apfel- und Rhabarbertorten einnehmen konnte, die nur meine Mutter bis zur Perfektion machte."

Während Werner Frank die Emigration mit den Augen eines Kindes erlebte, hatten Mutter und Vater als Erwachsene für die Familie zu sorgen, der Vater durch eine Arbeit, die er sich suchte. Der gelernte, in Deutschland selbstständige und erfolgreiche Landhandelskaufmann Arthur Frank brauchte einen Job und fand ihn bei der "Gibraltar Paper Corporation" in der Verladeabteilung, in der er von 1938 bis 1942 blieb. Werner Frank: "Während seines ganzen Arbeitslebens in Amerika war mein Vater ein hart zupackender Blauermann-Arbeiter." Arthur Franks erster Arbeitgeber vertrieb riesige Mengen Papier an Druckereien und Buchbindereien. "(Vater) schilderte seine Aufgabe als 'schwere Arbeit', die er mit einem Wochenlohn von



Arthur Frank entspannte sich von seiner körperlich anstrengenden Arbeit in den Vereinigten Staaten beim Hobby Briefmarkensammeln.

12 Dollars begann und für die er bald 15 Dollars erhielt."

Arthur Franks nächster Job war ebenfalls beim Verladen, allerdings in der Likör-Abfüllfirma Wakem McLaughlin, und ging fünf Jahre. "Danach fand mein Vater eine andere Tätigkeit bei den Gebrüdern Eckering, einer Manufaktur für Arbeitsanzüge (Overalls)". Als dieses Unternehmen 1957 aus Chicago wegzog, wurde Arthur Frank Versandangestellter bei L. Feldman & Company, einem Vertrieb, der mit Kraftfahrzeugteilen handelte. Nach 1966 ging's mit dieser Firma abwärts, und Arthur Frank trat im Alter von 71 Jahren in den Ruhestand.

Die physischen Anforderungen der früheren Tätigkeit in den Handelshäusern hatten Arthur Frank mehrmals 1944 und 1956 einen Bruch beschert. "In dieser Zeit hatte mein Vater auch einen ersten Unfall, der ihm einen Beinmuskel schwer verletzte. Es war das Ergebnis eines Zusammenbruchs auf dem Boden eines der Versandräume."

Neben seiner körperlich harten Erwerbsarbeit fand Arthur Frank Erholung in seinem Hobby als Briefmarkensammler. Schon als Jugendliche in Eppingen hatte Arthur Frank deutsche Postwertzeichen des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts gesammelt. "Seine Faszination für dieses Hobby flammte in den Jahren nach unserer Ankunft in den Vereinigten Staaten wieder auf", erinnerte sich Sohn Werner. Inzwischen hatte der Vater sein Interesse auf Briefmarken aus der ganzen Welt ausgedehnt, sammelte Ersttagsbriefe oder Vie-



Bertha Frank

rer- und Sechserblocks von Neuerscheinungen etwa der Flaggenserie der Vereinten Nationen oder der Unabhängigkeitstag-Briefmarken Israels. Werner Frank: "Zu guter Letzt wurde ich nun Besitzer der kompletten Briefmarkensammlung meines Vaters, da sich in der Familie niemand anderes gefunden hatte, der diesem Gegenstand Interesse entgegenbrachte. (...) Nun warten Zehntausende von Briefmarken auf einen Enkel oder Urenkel, der sie mal beansprucht."

Im Oktober 1979 besuchte Arthur Frank die Bar Mitzwah seines Enkels David in Memphis, erkrankte dabei und verbrachte mehrere Tage in einer Klinik. Der nicht mehr in der Nähe seines Vaters wohnende Sohn Werner Frank schrieb: "Es war der Beginn von meines Vaters Verfall. Die Diagnose war schlussendlich Alzheimer-Krankheit." Im Januar 1981 kehrte Arthur Frank wieder in eine rund um die Uhr betreute Heimwohnung zurück und lebte dort noch drei Wochen. "Am Nachmittag des 7. Februars 1981 erhielt ich von meiner Schwester einen Telefonanruf, die mich drängte, so schnell wie möglich nach Chicago zu kommen, um neben meines Vaters Bett stehen zu können." Werner Frank nahm den nächsten Nachtflug und telefonierte sofort nach der Landung mit dem Heim, erhielt aber die Nachricht, dass er es nicht mehr rechtzeitig geschafft hatte. "Mein Vater starb im Alter von 86 Jahren am 4. Adar 5741, dem 8. Februar 1981, an einer Lungenentzündung." Der Landhandelskaufmann Arthur Frank aus Eppingen fand seine letzte Ruhestätte auf dem jüdischen Friedhof von Oakridge an der West Roosevelt Road nahe der Mannheim Straße.

Arthurs Franks Frau Berta starb am 6. März 2006 im Alter von 103 Jahren in einem Altersheim in Chicago. Sie hatte 2 Kinder, 6 Enkel und 9 Urenkel.



An acht Gefallene des Ersten Weltkrieges erinnert das Kriegerdenkmal auf dem jüdischen Friedhof von Eppingen, das 2004 auf Kosten von Werner Frank saniert worden ist (Foto: Hüll).

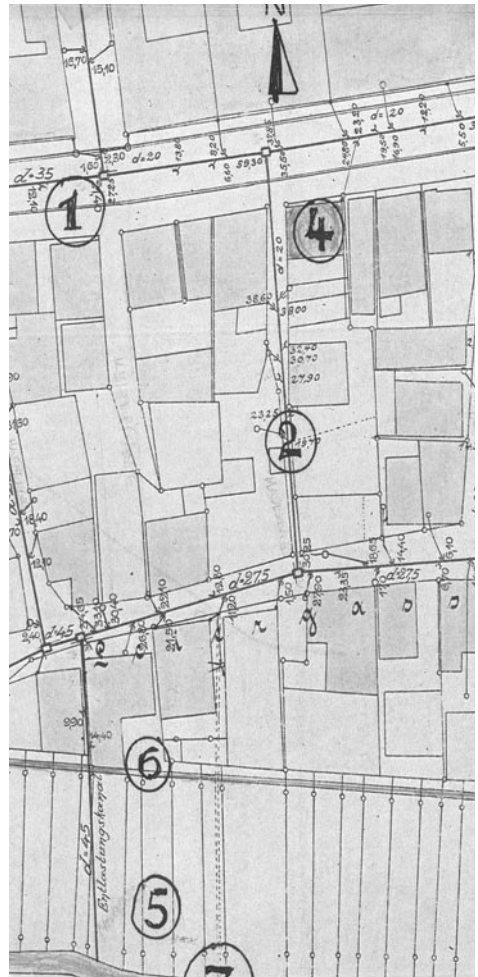
VON S`FRANKE

Edmund Kiehle

Fast 103 Jahre alt geworden wäre vor drei Jahren Frau Bertha Frank, einst Landesprodukte-Handel Brettener Str.19 in Eppingen. Sie verstarb 2006 an ihrem Alterssitz in den Vereinigten Staaten. Ihr Mann Arthur im Außendienst, war sie Mutter und Verkäuferin in einem und sehr beliebt. Erzählt ein Mädchen vom Geschenk eines Matzenbrot¹ beim Einkaufen von Mehl oder Hühnerfutter (Muskator), kommt heute noch der Protest der Buben: "unn mir häwwe Gutsele kriegt!". Indessen der Bub (heute ist er 95), der damals die Enten freitags durchs "Knorre" Gässle² hinab in die nahe Elsenz³ trieb, bekam auch ein Matzenbrot und manchmal sogar ein "Fuffzigerle", was zu jener Zeit für ein Kind sehr viel Geld bedeutete.

Um die vielen Franks unterscheiden zu können, versah man sie in Eppingen mit Beinamen; es gab den großen Frank, den Maurer-Frank, den Franke-Schwelle, den Schnurrbart-Frank, den Briefträger Frank, den Baracken-Frank, s`Franke Melle, s`Franke Trieler, den Posaunen-Frank, den Franke-Schneider und den Judde-Frank, den man (je nach Kundenkreis) Muskator-, Mehl-, (oder im Zabergäu:) Weizen-Frank nannte. Bei manchen genügte die Zugabe des Vornamens, z.B. s`Franke Christl. Und zu den Steinsfurter Akrobaten sagte man schlicht Scheireborzler.

Wohnung und Geschäftssitz Arthur Franks war das prächtige Sandsteinhaus Brettener Str. 21, und Arthur, der am 1. Weltkrieg als Unteroffizier teilgenommen hatte, kegelte im vornehmen Kegelclub (Foto in "zu Grossvaters Zeiten" Nr. 23). 1936 stellte er den Antrag auf Auswanderung. Das Verfahren dauerte bis 1937, wo er dann mit seiner



Die Lage nach einem alten Plan (Gr.Bd.Kulturinspektion Heidelberg 1911). Um die Örtlichkeiten übersichtlich zu machen, sind in Kreisen Ziffern neu eingetragen, die bedeuten: 1 Brettener Straße, 2 Knorre Gässle, 4 Eckhaus Arthur Frank, 5 Lauhaus-Gärten, 6 ehem. Zwingergraben vor den Resten der Stadtmauer

Familie Eppingen in Richtung USA verlassen konnte. Zuvor mussten jedoch in den Staaten eine Gebühr von 50 Dollar hinterlegt werden. Da Franks das Geld dazu nicht mehr hatten, streckte ein Verwandter in der Schweiz den Betrag vor; er erhielt das Geld später von Franks zurück erstattet. ⁴

Sein Sohn Werner brachte es bis zum Präsidenten zu einer Firma mit 2.000 Mitarbeitern und einer Filiale in Düsseldorf ⁵. Im Alter ein gesuchter Zeitzeuge und grosser Ahnenforscher ⁶, ist er inzwischen in Eppingen kein Unbekannter mehr.



Familienporträt am 70. Geburtstag von Julius Frank; obere Reihe: Martha und Leopold Levi, Betty und Samuel Levi, Bertha und Arthur Frank; untere Reihe: Werner Frank, Traudel Levi, Sophie und Julius Frank, Hilda Frank (aus: W. Frank, Legacy, 2003, S. 259).

Anmerkungen:

- 1 Der Matzen, dünne runde Scheibe ungesäuerten Brotes, gab es an Wochenenden; war für das Passahfest vorgeschrieben (von hebräisch Mazza).
- 2 d. i. die heutige Mauergasse.
- 3 Elsenz war früher der heute ausgetrocknete Wasserlauf am Bachwege zwischen den Gärten, später Mühl- oder Gewerbekanal genannt. Das Bächlein, von der Mühlbacher Strasse her zwischen den Häusern und bei Volksbank vorbei fließend, hieß Gefällgraben und wurde in den 50-iger Jahren zur breiteren Elsenz ausgebaut. Bei der Flurbereinigung, wurden in nicht ganz korrekter Weise die neuen Namen festgelegt.
- 4 mündl. Mitteilung von Werner Frank.
- 5 Sterling Software Information Management Division, 5900 Canoga Avenue, Woodland Hills, CA 91365, USA.
- 6 Werner L. Frank: LEGACY: The Saga of a German-Jewish Family Across Time and Cicumstance. über 925 S., viele Abb.. karton. Washington USA 2003. ISBN 0-9668021-1-X. EUR 49.--.

Selma Rosenfeld (1892 - 1984)

Vom Kraichgau nach Kalifornien

Lisa-Damaris Heitz und Michael Heitz

Bisher war es wenigen Eppingern vergönnt, im Ausland im akademischen Bereich erfolgreich zu sein und sich einen bleibenden Namen zu schaffen. Die am 16.8.1892 in Eppingen geborene Selma Rosenfeld ist bisher eine der wenigen Ausnahmen. Sie war die Tochter von Louis und Regine Rosenfeld, geborene Freudenthaler, und verbrachte sowohl ihre Kinder- als auch ihre Jugendzeit im Kraichgau. Die Familie des Vaters stammte aus Hoffenheim und lässt sich dort bis ins frühe 18. Jahrhundert nachweisen. Im Rahmen des badischen neunten Konstitutionsediktes vom 13. Januar 1809 wählten ihre Vorfahren den Namen Rosenfeld¹. Die Familie ihrer Mutter stammte aus Richen und lässt sich dort ebenfalls bis ins 18. Jahrhundert zurückverfolgen. Die Eltern heirateten am 5. Februar 1889 in Hoffenheim und zogen kurz nach der Geburt ihres zweiten Kindes Adolf 1891 ins Haus der mütterlichen Großeltern nach Eppingen. Selmas Großvater, Kaufmann Freudenthaler, hatte bereits am 8. Februar 1876 den Ratskeller erworben.² Selma hatte zwei weitere Geschwister: Mina (geboren 1889 in Hoffenheim) und Julius (geboren 1900 in Eppingen). Im April 1899 begann sie mit der Volksschule.



Selma 1. Reihe ganz rechts neben zwei weiteren jüdischen Mitschülerinnen: Bertha Alice Heinsheimer (zweite von links) und Martha Frank (links neben Selma)

Selma für die folgenden vier Jahre das Lehrerinnenseminar Prinzessin-Wilhelm-Stift in Karlsruhe. Sie legte dort im Juli 1912 ihre erste Lehrerinnenprüfung ab und wurde im selben Jahr verbeamtet. Zunächst arbeitete sie als Hilfslehrerin, unter anderem in Lahr, Randegg und Bodersweier. Im März 1918 kehrte sie in den Kraichgau und das elterliche Wohnhaus zurück.



Diese Bild stammt aus dem Jahre 1918 und zeigt sie in ihrem elterlichen Haus zusammen mit ihrer Schwester Mina.

Erchein	Schulpflichtigen Kindes	Nach	Wohn	Tag	Bezeichnung des Entlassentretes deutscher.
32	Rosenfeld Selma	16	Aug	16	Entlassung

Aus der Klassenliste der Volksschule Eppingen vom April 1899

Danach besuchte sie bis zum Juli 1908 die Realschule in Eppingen. Aus dieser Zeit liegt ein Klassenfoto vor.

Beide Schulhäuser befanden sich in unmittelbarer Nähe ihres Elternhauses. Im Anschluss an die Realschule besuchte



Ratskeller in der Wilhelmstrasse. Selma bewohnte mit ihrer Familie das Dachgeschoss

Der Ratskeller, bekannt auch als Restauration Freudenthaler, war damals die einzige Eppinger Wirtschaft mit einem jüdischen Besitzer. Aufgrund der großzügigen Räume fanden die Feierlichkeiten anlässlich des 50-jährigen Jubiläums zur Einweihung der

neuen Synagoge nachmittags im Ratskeller statt. Allerdings wurde der Wirtschaftsbetrieb nach dem Tode von Kaufmann Freudenthaler ab dem Jahre 1913 wohl gemeinsam von seiner zweiten Ehefrau Bertha und Selmas Eltern durchgeführt.

Für kurze Zeit unterrichtete Selma Rosenfeld in Gemmingen und trat dann im Oktober 1918 eine Stelle in Eppingen an. Vom Schuljahr 1918/19 an war sie die Klassenlehrerin der Klasse IIIb. Sechs Jahre lang, bis zum Schulabschluss im Jahre 1924 (VIII. Klasse), unterrichtete sie diese Klasse. Eine ihrer Schülerinnen war Frieda Hekker, die im März 1926 in Eppingen ermordet wurde³. Die Schwester der Ermordeten, Hedwig Hecker, beschrieb Selma Rosenfeld als eine sehr gute und gerechte Lehrerin.

Laut Unterlagen aus dem GLA wurde sie "ab 1. Mai 1924 unter Enthebung von ihrer damaligen Stelle und unter Einbehaltung der Dienstbezüge auf die Dauer eines Jahres beurlaubt"⁴. Nach Auswertung mehrerer Briefe zwischen Selma und ihrer Freundin Elise Morlock hatte die Familie wohl eine dauerhafte Emigration in die U.S.A. im Blick. Wie aus dem unten aufgeführten Schriftverkehr zwischen Selma und Elise Morlock ersichtlich, war das Verhältnis zwischen Selmas Mutter und deren Stiefmutter



Selma Rosenfeld und ihre Schulklasse 1920

Bertha Freudenthaler nicht unproblematisch. Die Spannungen könnten sich nach dem Tod von Ludwig Rosenfeld vermutlich noch verschärft haben. Für eine Auswanderung sprachen sowohl die besseren beruflichen Aufstiegsmöglichkeiten für Selma und ihren Bruder Julius als auch persönliche Gründe. Der ältere Bruder Adolf wanderte bereits 1907 in die U.S.A. aus, diente während des 1. Weltkriegs in der amerikanischen Armee und lebte als erfolgreicher Geschäftsmann in Whitefish, Montana⁵. Darüber hinaus verstarb nach kurzer Ehe Minas Ehemann Hermann Israel 1923. Der Abschied aus der Heimat scheint der Familie trotzdem nicht leicht gefallen zu sein⁶:

Selma und ihre Familie schifften in Bremen

Behüt Euch Gott,

Ihr lieben Landsleute, die Ihr uns Freunde wart in guten und in schlimmen Tagen, in Freud und Leid! Habt Dank für alle Liebe und Freundschaft, die uns immer, besonders aber in den letzten Tagen unseres Hierseins zuteil wurde. Heimat ade! Immer werden wir Dein gedenken.

Vergesst auch Ihr, liebe Eppinger, nicht

Familie Rosenfeld.

Anzeige in der Eppinger Zeitung vom 11. Sept. 1924

ein und erreichten mit der S.S. George Washington am 19. September amerikanischen Boden⁷.

Von New York aus zog Selma nach Los Angeles in die Nähe von Verwandten. Bereits kurz nach ihrer Ankunft schrieb Selma an Elise Morlock am 29. Oktober den folgenden Brief:

Liebe Elise,

ich bin zwar im Augenblick schrecklich schreibfaul aber zu einem Gruß an dich will ich mich doch aufraffen, denn wenn wir das Schreiben aufgeben kommen wir gar nicht mehr dazu, weil jeden Abend etwas anderes los ist. Die Leute, die wir kennen, sind so aufmerksam. Was mir so besonders gut gefällt, ist, dass sie hier gar nicht steif und sehr ungezwungen sind. Alle wollen einem helfen, damit man sich rasch und gut ein-

gewöhnt. Wenn ihr Eppinger nur mal hergugget könntet, jeder schwätzt nur von eich und denkt als, es wär doch schön, wenn wir doch a bissle beieinander sein könnten. Wie geht's dir Elise?

Schreib uns Neuigkeiten. Wer wohnt denn bei unserer innigst geliebten Großmutter? Ist ihre Mütze noch dort? Unserer Regina geht's gut und hat ein ruhiges, sorgenloses Leben. Ans Gute gewöhnt man sich bald und leicht.

Ein Gruß an die Morlocke zusammen. Wie geht's ihnen denn? Und en Gruß an die Leit, die noch nach uns fragen, nach uns noch schreibe und an unsere andere Bekannte.

Jetzt kannsch zufrieden sein. Von unserer Mutter und Julius ebenso herzliche Grüße.

Deine Selma.

Ein weiterer Brief liegt vom 15. Dezember 1924 vor und schildert die Eingewöhnungsphase in der neuen Heimat:

Liebe Morlocker,

weil doch dromt hosch von mir, will ich dir auch ein Gruss schreiben. Ganz so schlimm ist es doch nicht, liebe Elise, mit dem Heimweh, aber dass wir oft an das alte Eppingen denken, ist ja ganz selbstverständlich und wir wollen es auch nicht vergessen. "Des wär noch schöner"! Man lebt jahrelang auf einem Fleck mit den selben Leuten zusammen, teilt Leid und Freund mit Ihnen, wie könnte und wollte man das nur aus dem Herzen reißen! Im Gegenteil. Bei all dem Schönen, das wir fast täglich hier sehen und erleben, denken wir immer, wenn ihr Eppinger das nur sehen könntet. Es ist so wahr, was einem freut und was einem über Heimwehgedanken hinweghilft.

Ich weiss nicht, wo ich da anfangen soll. Unser lieber Bruder Adolf tut alles, um uns ein behagliches Leben zu bereiten, ebenso die Geschwister unserer Mutter. Denn all das frische kulturelle Leben hier, herrli-

che Konzerte und Veranstaltungen jeglicher Art. Und dann vor allem die landschaftlichen Schönheiten, die so grandios sind, dass man überhaupt keine Worte findet. Ich möchte malen oder dichten können beim Anblick all der Herrlichkeit. Vielleicht finde ich später einmal, wenn wir noch länger hier sind, die rechten Worte, um euch Schilderung davon zu geben.

Dann haben wir auch schon einen sehr netten Bekanntenkreis. Die Leute überbieten sich tatsächlich an Aufmerksamkeiten, so dass wir diese nie wettmachen können. Siehst du, das alles hilft dazu, dass es uns nicht allzu schwer wird uns den neuen Verhältnissen anzupassen. Dem Julius fällt es am schwersten, aber nur wegen Heilbronn. Da isch jetzt nix zu mache. Er ist jetzt in einem anderen Geschäft, einem großen Geschäft. Sie haben das gleiche wie die Firma, für die unser Adolf reist und sind sehr angesehene Leute hier. So wird jedes mit der Zeit den rechten Platz finden. Es ist ja alles noch so kurz. Adolf lacht immer, weil wir so ungeduldig sind und meinen, wir müssten gleich einen Haufen Geld verdienen. Er pressiert ihm gar nicht. Es ist ihm nichts zu viel. Mit dem Englisch kommen wir von Tag zu Tag besser zu recht. In der Schule haben wir viel Spaß. Doch davon ein andermal.

Mit Hoffmanns Karl sind wir oft zusammen. Gehen demnächst mit ihm in ein deutsches Theater. Nun liebe Elise, alles Gute zum neuen Jahr. Für deine Lieben viele Grüsse an sie. Auch ein Gruss an Heinsheimer und Nonnemacher und ich werde schreiben, sobald ich dazu komm. Werde es nicht vergessen. Auch ans Krüger en Gruss. Vielleicht kommt zu euch auch der Schäfer Hermann und ans Schlesingers (Selma).

Bleib gesund und fang's neue Jahr gut an. Recht herzliche Grüsse von unserer Mutter und Julius.

Deine Selma.



Julius, Regina, Selma & Adolf Rosenfeld, ca. 1930

In den folgenden Jahren widmete sich Selma ganz den Weiterstudien, legte an der University of California in Los Angeles ihren Bachelor ab und beendete ihre Studien mit dem Master an der University of California in Berkeley.

Im Jahre 1930 trat sie eine Professur für Deutsch am Foreign Language Department des Los Angeles Junior College (später Los Angeles City College) an. Bereits im ersten Jahr ihres Wirkens am Los Angeles Junior College engagierte sich Selma in dem im Herbst 1930 gegründeten Mädchenchor. Sie stand diesem Chor, der für alle Deutschstudentinnen bzw. Studentinnen deutscher Herkunft gedacht war, zunächst als Beraterin, später als Leiterin vor.

German Songs Will Be Presented

Songs of Schubert, Strauss, Schumann, Mozart and Brahms will be presented during the final program in the Los Angeles Central Library's German series at 7:30 o'clock tonight, it was announced yesterday. Prof. Selma Rosenfeld, Los Angeles Junior College, will direct the Maedchenchor, or girl's chorus.

Darüber hinaus war sie Mitglied im Deutschen Verein, German Club, einer der aktivsten Organisationen auf dem Campus in Los Angeles.

Im Jahre 1932 veröffentlichte sie zusammen mit William Diamond das Buch "Still und Bewegt, Contemporary German Stories". Ein Jahr später folgte die Veröffentlichung von Ludwig Thomas "Cora: Vier Lausbubengeschichten", zu dem sie das Vorwort schrieb.

Neben ihrer Tätigkeit als Dozentin für Deutsch hielt Selma Rosenfeld auch öffentliche Vorträge über deutsche Schriftsteller. So sprach sie am 19. März 1931 über Ricarda Huch und am 17. April 1936 über Hermann Hesse ⁹.

In einer an die Nichte von Elise Morlock, Brunhilde Müller (später verheiratete Friederich), aus dem Jahre 1948 gesendeten Karte ist ein Teil des Campus des LACC abgebildet:



ROW I—J. Piper, J. Joupe, K. Louthan, O. Hobson, S. Rosenfeld, P. Lrvenskoote, O. Criswell, J. Ellis, D. Wilson.
ROW II—A. Axelson, H. Hultman, E. Norden, D. Simmons, A. Jackson, B. Green, J. Duparte.
ROW III—C. Phillips, L. Neugebauer, P. Nash, J. Curran, J. Mont, B. Sloan, K. Brown, C. Brown, E. Larson, L. Cleveland.

Maedchenchor

Selma Rosenfeld
Adviser



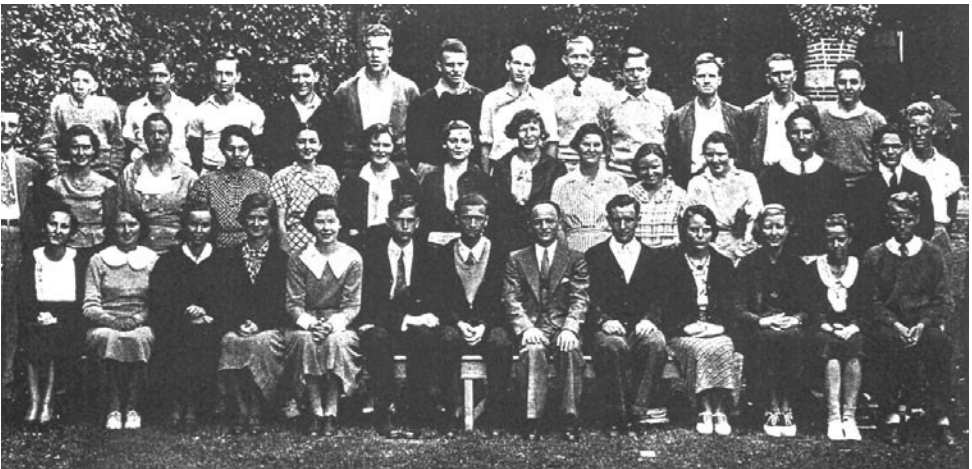
INTRODUCED at the College in the fall of 1930, Maedchenchor is open to any girl studying German or of German descent who is interested in singing. The group endeavors to stimulate interest in, and love for, German songs, poetry, drama, and dance by contributing to the programs of the German Club, performances in high schools, and the presentation of a musicale each semester. The chorus, which holds practice every Wednesday at 3 o'clock, also took part in the Open House Program of the Foreign Language Department, went carolling at Christmas time, and gave informal teas for parents and friends.

Having no officers and charging no dues or assessments of any kind, the club has proven itself an exceptionally harmonious organization with Miss Selma Rosenfeld acting as adviser.

CAMPUS 30

One hundred seven

Maedchenchor 1931



Deutscher Verein 1934 (Selma: 2.Reihe, 4.Person)



Campus - North Hall - des LACC mit dem Arbeitszimmer von Selma

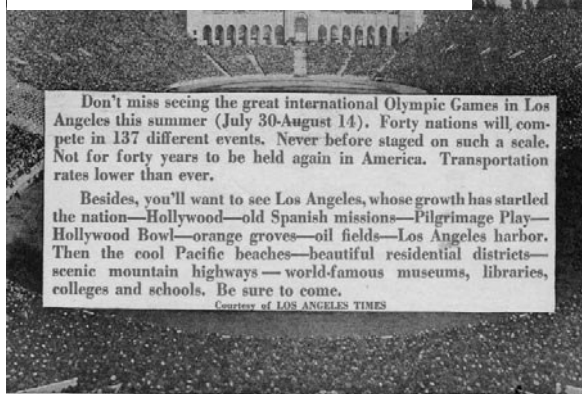
Auch nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten riss die Verbindung nach Eppingen nicht ab. Selma schrieb am 30. August 1934 an Elise Morlock:

Elise, ich bin froh darüber, selbst für die wenigen Stunden, in denen ich wieder neu die Überzeugung gefunden habe, dass wir die selben guten Freunde geblieben sind und bleiben werden. Und das ist heutzutage in dem Weltdurcheinander eine Beruhigung, nicht wahr? Denn wir Menschen, ob wir beisammen oder entfernt sind, brauchen einander, ganz gleich ob wir glauben oder nicht glauben. Und so weiß ich jetzt wieder, dass wir uns treu bleiben werden.

In unseren Recherchen konnten wir herausfinden, dass Selma Rosenfeld mindestens drei Mal Eppingen besuchte, und zwar 1951, 1955 und 1962. Selma setzte sich während dieser Besuche auch mit dem neuen Erziehungswesen im Nachkriegsdeutschland auseinander. Sie hielt am 21. September 1951 vor dem Jewish Professional Women's Club den folgenden Vortrag¹⁰:

Im Jahre 1958 ging Selma im Alter von 66 Jahren in den Ruhestand. All die Jahre hindurch hielten Selma und ihre Geschwister den Kontakt nach Eppingen aufrecht. Anlässlich der Olympischen Spiele in Los

Angeles 1932 erhielt Elise Morlock die folgende Postkarte:



Postkarte für Elise Morlock anlässlich der Olympischen Spiele 1932

Professional Women's Club Will Hear Talk
 The Jewish Professional Women's Club will open its fall season with a meeting tomorrow at 3820 W 3rd St. "Educational Changes in Germany" will be the topic of the speaker, Selma Rosenfeld, who has returned recently from Europe.

Ankündigung des Vortrags 1951

Selma und ihre Geschwister pflegten in den U.S.A. weiterhin Kontakt zu anderen jüdischen Familien aus Eppingen, so z.B. zu der Familie von Werner L. Frank.

Nach Eppingen bestand bis kurz vor ihrem Tod ein intensiver Kontakt zur Familie Morlock und der Nichte von Elise Morlock, Brunhilde Friederich. Von ihrem Besuch aus dem Jahre 1962 liegen die folgenden Bilder vor:



Selma und Rex

Anlässlich ihres Besuches fand in ihrem ehemaligen Elternhaus ein Klassentreffen statt:

Ein Brief an Elise Morlock vom 22. Dezember 1965 verdeutlicht ihr reges Interesse an ihrer Heimatstadt sowie ihren Humor. Sie äußert sich darin zu der kurz vorher stattgefundenen Bürgermeisterwahl, bei der Rüdiger Peukert zum neuen Stadtoberhaupt gewählt wurde:



Selma mit Christiane Friederich (heute Holz) & Elise Morlock



Selma (2. am Tisch links) mit ihren ehemaligen Schülern und Klassenkameraden im Ratskeller. Die Schwester Mina vorne ganz rechts sitzend

Liebe Elise,
 dein Bericht über die Schulen und die Bürgermeisterwahl interessiert mich sehr. Was weiß denn ein 25jähriger von der Stadtverwaltung? Wenn wieder einmal Wahl ist, ich weiß nicht, wann die nächste ist, werde ich kommen und mich als Kandidatin aufstellen lassen. Da Eppingen jetzt einen Katholiken hat, muß der nächste "Bürgermoischer" jüdisch sein. Und für mich braucht man keinen Baum auf dem Markplatz, dann spart man sich das Absägen.

Im Jahre 1976, Selma ist mittlerweile 84 Jahre alt, bedankt sie sich bei Brunhilde und Hermann Friederich für die übermittelten Geburtstagsgrüße:

Leber Day, Sept 6, 1976
 Liebe Freunde, Haushälterin
 für eure guten Geburtstags-
 wünschen die lieben Bräulein.
 Ich lese jetzt "Freundlicher
 Lebensabend" und finde es
 sehr tröstlich und aufmunternd,
 das Lesen ist langsam, denn
 meine Sehkraft ist nicht
 mehr gut, die Jahre machen
 sich geltend alles Gute, auch
 Leben u. Kindern, bleibt ge-
 sund u. zufrieden und dankt
 Gott für jeden guten Tag und
 all seine großen Gaben.
 alte, schwache Selma

...for people like me!
 YOU'RE WONDERFUL
 Nina ist auch liebe
 vergittert geworden u. hat
 viel mit den Fußballen zu
 kriegen wir sind je älter je
 100 als je 50, nicht wahr?



Selma starb am 3. November 1984 in Los Angeles und fand auf dem Mount Sinai Memorial Park, Hollywood Hills in Los Angeles, ihre letzte Ruhestätte:



Fünf Jahre vor ihrem Tod erschien anlässlich des 50-jährigen Jubiläums des Los Angeles City College der folgende Artikel 11:

Daniel Hennessy: My illegitimate Mother

(Meine uneheliche Mutter übersetzt von Michael Heitz)

Selma Rosenfeld wurde im Jahre 1892 in Eppingen/Baden (in der Nähe von Heidelberg), Deutschland, geboren. Ihr Vater war Gastwirt in Eppingen und ein ernsthaft gesinnter soldatischer Patriot sowie ein treuer Anhänger des deutschen Kaisers. Ihre Mutter war liebenswürdig und hatte einen unermüdlichen Sinn für Humor.

Selma war das zweite von vier Kindern. Ihre Geschwister waren Minna, Adolf und Julius. Adolf fiel im Ersten Weltkrieg.¹² Selma, Minna und Julius leben immer noch in Los Angeles, das sie seit 1924 zu ihrer Heimat gemacht haben. Sie und ihre gebrechliche Mutter immigrierten hierher nach dem Tode des Vaters. Selma hatte zuvor das Lehrerseminar in Karlsruhe mit Auszeichnung bestanden und war danach als Grundschullehrerin an verschiedenen Schulen in Baden und Württemberg tätig. Sie war ein leidenschaftlicher Anhänger der Weimarer Republik und nahm die drohende Gefahr radikaler und eifernder Fraktionen wahr. Diese schienen dazu bestimmt zu sein, die Republik zu zerstören und ein über jede Vorstellung hinausreichendes fanatisches Programm zu lancieren.

In Amerika, und besonders in Kalifornien, übernahm Selma die Verantwortung und versorgte ihre Familie, während sie weiter an ihrer akademischen Karriere und dem Erwerb der Lehrerlaubnis arbeitete. Sie musste dabei mit einem bescheidenen Gehalt als Lehrerassistent in der Abteilung für Deutsch an der Universität von Kalifornien, Berkeley, auskommen.

Im Jahre 1929 trat sie der Fakultät des Los Angeles City College bei, dem ersten städtischen College in den U.S.A. . Während dieser Zeit beheimatete der Campus in der Vermont Avenue auch die UC Southern Branch, heute bekannt als UCLA (University of California, Los Angeles). Selma arbeitete eng mit William Diamond zusammen, Vorsitzender der Abteilung für deutsche Sprachen an der UCLA. Sie gaben zwei Lehrbücher für D.C. Heath heraus ("Ludwig Thomas Lausbubengeschichten" und "Still und Beweg"), welche sich eines langen und weit verbreiteten Gebrauchs in den U.S.A. in Deutschklassen erfreuten. Selma gründete und leitete auch einen Mädchenchor, mit dem sie das Land bereiste, und setzte sich früh für Frauenrechte ein. Ihre Magisterarbeit in Berkeley war eine anspruchsvolle Arbeit über Schriftstellerinnen in der Deutschen Literatur, ein Gebiet, das bis heute sehr vernachlässigt ist.

Selma hatte eine schlimme Erkrankung als junge Frau, litt unter einer seltenen Drüsenerkrankung, welche sie beträchtlich entstellte.

Immer wieder sah ich die Magie ihrer Humanität und wie ihr liebenswerter Geist Entfremdung in Bewunderung verwandelte. Ihre innere Schönheit strahlte immer durch. Ich traf sie zum ersten Mal Mitte September 1956 um 8.00 Uhr, als ihre Deutschvorlesungen begannen. Sie stellte sich in einem syntaktisch perfektem Englisch vor, verschönert mit einem starken und stürmischen deutschen Akzent: "Ich bin Selma Rosenfeld, auch bekannt als "Old Rosie", der Liebling vom Los Angeles City College. Sie versprach allen jungen Männer ein "A" (dt. "eins"), die sich an all jene Männern anschlossen, die sie mit einem Kuss begrüßt hatten. Sie hatte einige wunderbar motivierende Geräte. Eines Morgens

erschien sie mit einer gigantischen Wasserpistole und erklärte, dies ist für die faulen Football-Spieler in der hinteren Reihe, welche sich mit "C's" (dt. "drei") zufrieden geben, und begann zu spritzen, während sich diese vor Lachen bogen. Einmal gab sie einem Studenten ein "Z". Dieser stöhnte: "Aber Mrs. Rosenfeld, ein "Z", warum ein "Z"? Sie antwortete: "Weil es keinen gottverdammten Buchstaben niedriger als "Z" gibt.¹³

Die gefeierte Opernsängerin Ella Lee war Selmas Studentin, bevor sie von der Berliner Oper engagiert wurde, und Selma hatte ihr für den Kurs ein "lückenhaft" bescheinigt, was im Laufe der Zeit zu einem "F" (dt. 6) wurde. Selma wurde eines Tages durch einen Anruf von Ella überrascht, die sie zum Essen einlud. Selma sagte: "Aber Ella, ich gab dir doch eine "sechs". Ella antwortete: "Mach dir nichts draus Selma. Ich bin jetzt berühmt".

Selma beendete ihre Lehrtätigkeit im Jahre 1958, aber "Old Rosie's" hatte viele ehemalige Studenten. An einem Tag des Jahre 1965 hatte ich mit ihr eine Verabredung zum Mittagessen im Ambassdor Hotel. Mit uns waren weitere sieben andere Personen im Fahrstuhl. Wie sich herausstellte, waren sie alle ehemalige Studenten Selmas, der Fahrstuhlbegleiter mit inbegriffen.

Selma trieb meine Karriere im Fach Deutsch voran. Ich unterrichtete die Sprache und Literatur nun seit 17 Jahren. Sie sagte, ihr Einfluss auf mich machte sie zu meiner "unehelichen" Mutter.

Sie wunderte sich dennoch im Hinblick auf diese wichtige spirituelle Rolle, warum sie meinen Vater nicht besser kannte.

Im Laufe des vergangenen Jahres konnten wir Kontakt zur der im Artikel genannten Opernsängern, Ella Lee, aufnehmen. Wir baten Sie, uns ihre Erinnerungen an Selma aufzuschreiben: ¹⁴

Liebe Lisa-Damaris und Michael,



die folgenden Informationen zeichnen meine Erfahrungen mit Miss Selma Rosenfeld am Los Angeles City College auf. Ich musste Fremdsprachen belegen, von denen eine Deutsch war. Dar-

auf hin schrieb ich mich in Miss Rosenfelds Deutschklassen ein. Mir wurde jedoch die Möglichkeit geboten, in einem Chor mitzusingen, der für die Filmindustrie Hintergrundmusik machte. Da ich sehr durch die Mitarbeit in diesem Filmchor beschäftigt war, konnte ich in den Deutschklassen nicht anwesend sein. Miss Rosenfeld wusste um die Hintergründe und gab mir ein mangelhaft, aber die Musik beanspruchte immer mehr meine Zeit und so musste sie mich schließlich durch den Kurs fallen lassen.

Vier Jahre später, im Jahre 1960, probte ich an der U.C.L.A. für ein Konzert mit den San Francisco Symphonikern. Mein Professor, der bei den Proben anwesend war, fragte mich, ob ich für Richard Wagners Enkelin, Friedelind Wagner, eine Hörprobe geben könnte. Daraufhin bot mir Frä. Wagner ein Stipendium am Bayreuther Festspielhaus an, welches ich in 60 Tagen anzutreten hatte. Ich war für alles vorbereitet, außer auf die deutsche Sprache. Ich rief Miss Rosenfeld zu Hause an und erklärte ihr meine Situation. Sie teilte mir mit, dass sie mit mir bis zu meiner Abreise zwei Stunden am Tag arbeiten werde. Ich arbeitete und bezahlte für täglich zwei Stunden Unterricht für insgesamt 50 Tage. In dieser kurzen Zeit, vermittelte sie mir die wesentlichen Grundlagen der deutschen Grammatik, der deutschen Theatersprache sowie Fachausdrücke für das Make-up, die Perücken, Kostüme, Bühnenbild usw. Ebenso alltägliche

Dinge, wie man z.B. in Deutschland einkauft, nach der Zeit fragt (europäische Standards) oder den Umgang mit Geld. Wir aßen gemeinsam in Los Angeles in deutschen Restaurants, wo ich nur deutsch sprechen durfte und auch das Essen nur auf Deutsch bestellen durfte. Für mich waren dies 50 aufregende Tage.

Nach meiner Ankunft in Bayreuth konnte ich mich gut unterhalten und sehr viel verstehen. Frä. Wagner war erfreut und zufrieden. Mein Stipendium dauerte drei Monate. Ich spielte abermals vor und erhielt mein erstes Engagement an der israelischen Nationaloper in Tel Aviv. Im gleichen Jahr wurde ich von Walter Felsenstein für die Komische Oper in Ost-Berlin engagiert. Ich rief kurze Zeit später Miss Rosenfeld an und berichtete ihr über den Stand der Dinge. Auch im Laufe meiner weiteren beruflichen Karriere blieben wir in Kontakt. Aus einem dreimonatigen Stipendium wurde jedoch ein dreißigjähriger Aufenthalt in Deutschland.

Bei meinem letzten Versuch Sie telefonisch zu erreichen, wurde mir mitgeteilt, dass die Nummer nicht mehr besteht.

Meine Erinnerungen an Miss Rosenfeld sind liebevoll, voller Respekt und Bewunderung, für eine Lehrerin und Freundin, die sie mir im Laufe der Jahre wurde. Wenn ich über sie nachdenke, weiß ich, dass ihre Hingabe und Leidenschaft all das beeinflusste, was sie tat.

Heute, wenn ich die deutsche Sprache spreche, ist das nur auf Miss Rosenfeld zurückzuführen, und dafür bin ich ihr unendlich dankbar.

Herzlichen Dank für die Ehre und das Vorrecht, diesen Brief schreiben zu dürfen

Ella Lee

Kalonymos
aus Hoffenheim

Aaron Stiefel
* ?
☆ 24.09.1822 Richen

Karoline (Kela)
* ?
☆ 06.04.1826

Michael Jechiel
* ?
☆ 23.04.1842 Hoffenheim

Magdalena Lea
Tochter des Abele Wolf
* ?
☆ 22.05.1842 Hoffenheim

Josef Hirsch Freudenthaler
Handelsmann aus Richen
* Richen
☆ 14.05.1872 Richen

Rahel Stiefel
* Richen
☆ 10.05.1862 Richen

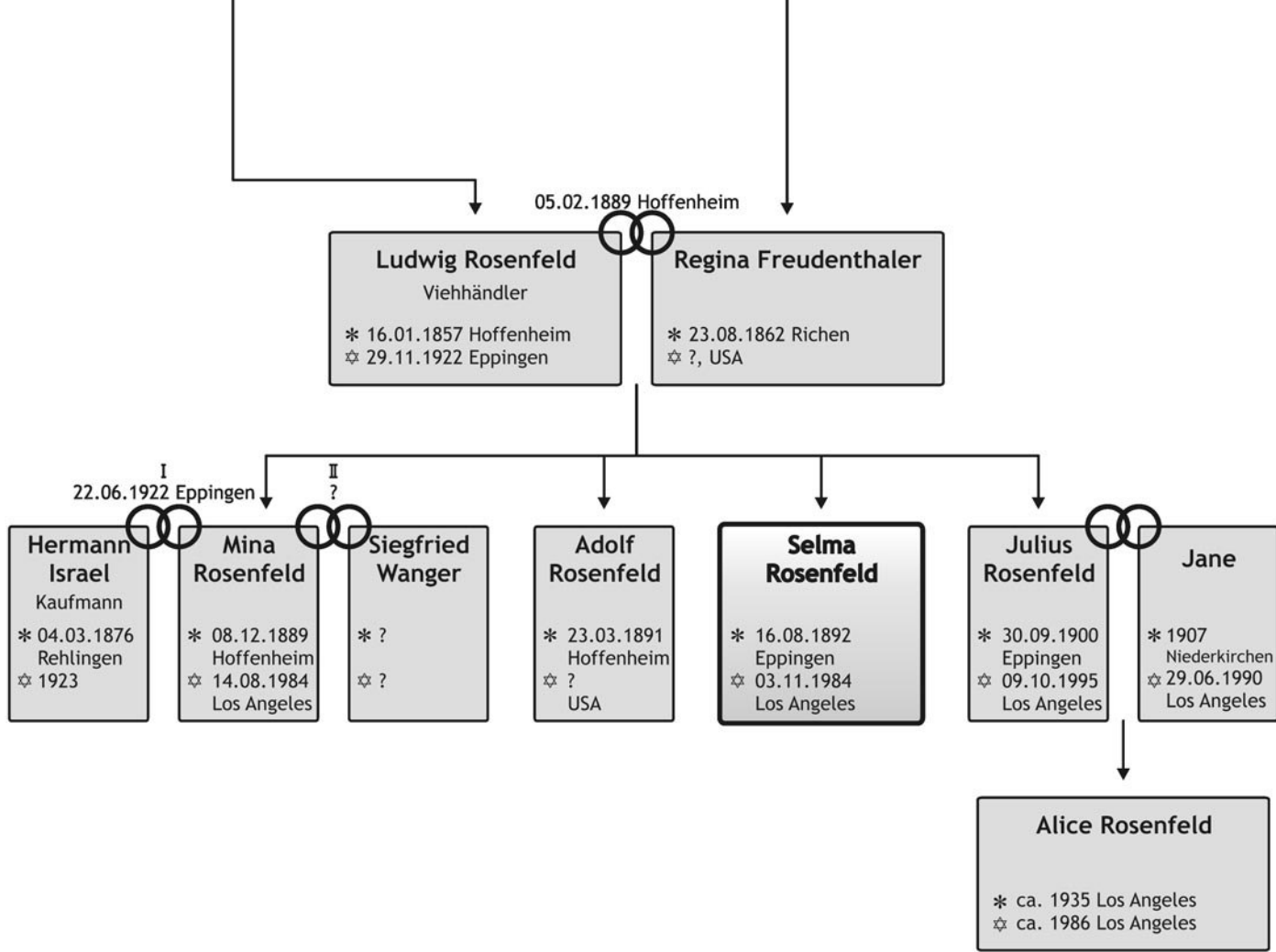
Michael Rosenfeld
* 29.10.1875 Hoffenheim
☆ 24.03.1905 Hoffenheim

Eva Machol
* ?
☆ ?

Mina Ettlinger
* 16.05.1831
☆ 01.05.1885 Eppingen

Kaufmann Freudenthaler
Metzger + Gastwirt
* 16.06.1831 Richen
☆ 29.08.1913 Richen

Bertha Wolf
* 04.04.1843 Östringen
☆ 06.05.1925 Eppingen



Nachwort

Wir möchten uns ganz herzlich bei Werner L. Frank, Calabasas, California, und Geofrey Zola, Lexington, Massachusetts bedanken. Sie halfen uns bei der "Spurensuche" von Selmas Lebensdaten und ihrer Tätigkeit am College in Los Angeles. Unser ganz besonderer Dank gilt Ella Lee aus Los Angeles. Ebenso herzlich möchten wir uns bei Hermann Friederich aus Eppingen und Rüdiger Bethmann bedanken. Herr Friederich stellte uns wichtiges Material zur Verfügung, und mit seiner Hilfe konnten wichtige Lücken geschlossen werden. Rüdiger Bethmann erstellte den Stammbaum und unterstützte uns bei der Recherche.

Literarnachweis:

- Diamond, William; Rosenfeld Selma: Still und Bewegt; Contemporary German Stories; Henry Holt and Company, New York, 1932
- Diamond, William; Rosenfeld Selma: Ludwig Thoma; Cora: Vier Lausbubengeschichten; D. C. Heath & Co. Boston, MA, 1933
- Dreifuß, Erwin Manuel: Die Familiennamen der Juden unter besonderer Berücksichtigung der Verhältnisse in Baden zu Anfang des 19. Jahrhunderts. J. Kauffmann Verlag, Frankfurt am Main, 1927
- Eppinger Zeitung: Nr. 212; 11. September 1924
GLA 235/31697
- Hennessy, Daniel: My illegitimate mother. In: Eisenstein, Sam A.: Los Angeles City College celebrates 50 years of bringing forth 1929 - 1979. Los Angeles City College Foundation, Los Angeles, 1979
- Los Angeles Times (1886-Current File; ProQuest Historical News-papers Los Angeles Times (1881-1969) 17. April 1936, S. A22; 13. Mai 1938, S. A5; 21. September 1951, S. B4; 12. Mai 1939, S. 16
STA EP, B214; 5.3.1876

- 1 Dreifuß, Erwin Manuel: Die Familiennamen der Juden unter besonderer Berücksichtigung der Verhältnisse in Baden zu Anfang des 19. Jahrhunderts. J. Kauffmann Verlag, Frankfurt am Main, 1927, S. 59f
- 2 STA EP, B214; 5.3.1876 : "Johann Weiß Küfer und Bierbrauer dahier sowie Jakob Petri Jakobs Sohn dahier haben an Kaufmann Freudenthaler Handelsmann von Riehen am 8.2.1876 folgende Liegenschaft verkauft: "Grundstück Nr. 435 1 Are 8 Meter Haus- und Hofreiteplatz nebst Hausgarten worauf ein zweistöckiges Wohnhaus mit Scheuer und gewölbter Keller, ein einstöckiger Zwischenbau, ein dreistöckiges Brauereigebäude mit gewölbtem Keller nebst angebauter Kegelbahn in der Wilhelmstraße."
- 3 auf Klassenphoto 1. Reihe 1. Person von rechts
- 4 GLA 235/31697
- 5 Adolf erreichte am 3.August 1907 mit der S.S. Zeeland von Antwerpen kommend New York.
- 6 Eppinger Zeitung Nr. 212; 11. September 1924
- 7 Die S.S. George Washington war ein Passagierschiff der Norddeutschen Lloyd. Sie war mit 25.570 BRT das größte deutsche Passagierschiff, das vor dem Ersten Weltkrieg gebaut wurde. Am 3. August 1914 wurde der Dampfer im Hafen von New York interniert. Während des Krieges diente das Schiff als Truppentransporter. Das Schiff fuhr nach dem Krieg für die United States Lines
- 8 Los Angeles Times (1886-Current File); May 13, 1938; ProQuest Historical Newspapers Los Angeles Times (1881-1969) pg. A5
- 9 Los Angeles Times (1886-Current File); Mar 19th 1931 & Apr 17th 1936; ProQuest Historical Newspapers Los Angeles Times (1881-1969) pg. 20 und pg.A22
- 10 Los Angeles Times (1886-Current File); Sep 21st 1951; ProQuest Historical Newspapers Los Angeles Times (1881-1969) pg. B4
- 11 Hennessy, Daniel: My illegitimate mother. In: Eisenstein, Sam A.: Los Angeles City College celebrates 50 years of bringing forth 1929 - 1979. Los Angeles City College Foundation, Los Angeles, 1979, S.69
- 12 Anmerkung: Adolf überlebte den I. Weltkrieg und war maßgeblich bei der Immigration der Familie beteiligt.
- 13 In vielen englischsprachigen Ländern werden die Klausuren in einer Skala von A bis F bewertet.
- 14 Ella Lee (Jahrgang 1933) kam Anfang der 60er Jahre nach Deutschland und wurde von Walter Felsenstein unter anderem für die Rolle der Titania in Benjamin Brittens "Ein Sommernachtstraum" an der Komischen Oper Berlin engagiert. Über mehrere Jahre hatte sie ein festes Engagement in Berlin. 1999 kehrte Ella Lee in die Vereinigten Staaten zurück und tritt heute in Los Angeles und Umgebung immer noch als Opernsängerin auf.

Im September 2007 beschloss der Eppinger Gemeinderat, die Eppinger Realschule in Selma-Rosenfeld-Realschule umzubenennen.

"Stebbach - Eppingen im Land"

Erinnerungen des Roger Eisinger an ein Dorf, das es so nicht mehr gibt.

Im Jahre 1962 veröffentlichte das Journal ‚L'Arche‘, das Presseorgan der in Frankreich lebenden Juden, ein außerordentlich langes Gedicht unter dem Titel ‚Stebbach - Eppingen im Land‘. Sein Autor: Emmanuel Eydoux.

Ungewöhnlich daran war nicht nur, dass dieser Text, der eher einer Erzählung in Strophenform als einem Gedicht glich, in einer französischen Zeitung und in französischer Sprache publiziert wurde, sondern auch, dass sein Verfasser sich mit den örtlichen Gegebenheiten und manchen familiären Verhältnissen in Stebbach ganz gut auszukennen schien. Obwohl niemand im Dorf den Namen Emmanuel Eydoux jemals gehört hatte, war eines aber bald klar: Ein Ortsfremder konnte das Gedicht nicht geschrieben haben! War man in der Lage, es zu übersetzen, so ergaben sich schnell konkrete Hinweise, dass sich hinter dem Pseudonym Emmanuel Eydoux der französische Philosoph und Schriftsteller deutsch-jüdischer Herkunft Roger Emmanuel Eisinger verbarg.

Zur Biographie des Roger Eisinger

Jonas Eisinger, Roger Eisingers Großvater, stammte aus dem Dorf Merchingen im Bauland und wurde dort als Sohn des Pfeiffer und der Rösle Eisinger am 15. September 1844 geboren. Vermutlich in der zweiten Hälfte der 1860-er Jahre nahm Jonas Eisinger in Stebbach eine Anstellung als Rabbiner der jüdischen Gemeinde an. Neben seinen Pflichten als Prediger, Vorbeter und Seelsorger oblag ihm als Lehrer und Erzieher die Unterweisung und Unterrichtung der jüdischen Dorfjugend. Offensichtlich erkannte man in Stebbach bald die intellektuellen Fähigkeiten des jungen Mannes und

ernannte ihn deswegen bereits 1872 zum Ratschreiber der Gemeinde. 1875 heiratete Jonas Eisinger die 21-jährige, aus Stebbach stammende Jette Eisemann, seine ehemalige Schülerin. Die Eisingers bekamen zwei Kinder, Bernhard 1877 und Elsa 1879.

Jonas Eisinger galt als Mann der Tat, sein Rat war geschätzt bei der gesamten Bevölkerung, geschätzt aber auch sein lautes und humorvolles Wesen.¹ Seine Tüchtigkeit und sein vorbildlicher Einsatz für die Gemeinde machten ihn zu einem beliebten und geachteten Mann. Nicht zuletzt gehörte er nach dem furchtbaren Hagelunwetter, das die Eppinger Region in der Nacht zum 1. Juli 1897 mit zerstörerischer Kraft heimsuchte, an verantwortlicher Stelle dem örtlichen ‚Hagelkomitée‘ an, das wichtige organisatorische Aufgaben zu bewältigen hatte. Die Aufnahme aller Schäden, der Schriftverkehr mit Behörden und Versicherungen und die gerechte Verteilung der vielen Spenden lagen, wenn auch nicht ausschließlich, so doch maßgeblich in Jonas Eisingers Händen. Sein jahrzehntelanges Engagement für das Gemeinwohl wollten die Stebbacher gerne honorieren. Wegen seiner großen Verdienste verlieh ihm deshalb der Gemeinderat 1912 bei seinem Ausscheiden aus dem aktiven Dienst nach 40 Jahren mustergültiger und viel gelobter Arbeit² die Ehrenbürgerschaft - eine Auszeichnung, die damals nicht vielen Juden im Großherzogtum Baden zuteil wurde.

Bernhard Eisinger, Roger Eisingers Vater, hielt es nicht lange in Stebbach. Sein Beruf als Getreidehändler führte ihn bald über die Grenzen des Kraichgaus und Badens hinaus nach Frankreich. Ende des 19., Anfang

Nr.	Namen der Bürger.	Jahr, Monat und Tag bei dem er zum ersten Mal angetreten ist.	Jahr, Monat und Tag bei dem er zum letzten Mal angetreten ist.	Bemerkungen.
366	Jonas Eisinger Stebbacher		1912	Auf einjährig Lehrling bei Johann 40 Jahren Stebbacher Stebbacher Stebbacher Stebbacher Stebbacher

Eintragung der Ehrenbürgerschaft für Jonas Eisinger im Stebbacher Bürgerbuch

des 20. Jahrhunderts ließ er sich in der südfranzösischen Hafenstadt Marseille nieder und baute dort als selbstständiger Makler eine Agentur auf, die zunächst regional, dann landesweit und schließlich weltweit im Getreidehandel agierte. Sein exzellenter Geschäftssinn und seine guten Kontakte erlaubten ihm den Abschluss von Lieferverträgen auf internationaler Ebene mit Staaten wie Kanada, den USA oder Russland.³ Bernhard Eisinger war verheiratet mit Alice Siegel, der Tochter eines Fotografen aus dem elsässischen Mülhausen. Im Februar 1913 bekam das Ehepaar Eisinger einen Sohn, Roger, im September 1916 wurde die Tochter Eliane geboren. Der geschäftliche Erfolg des Vaters ermöglichte der Familie einen gewissen Wohlstand. Man war nicht reich, aber wohlhabend. Und so wuchsen die beiden Eisinger-Kinder in wohlgeordneten familiären Verhältnissen auf, in einem von bürgerlich-liberaler Gesinnung geprägten Milieu, in dem man sich keine materiellen Sorgen machen musste.⁴ Sicherlich wirkte neben dem engeren sozialen Umfeld die moderne, großstädtische, gleichzeitig aber auch von historischer Vielfalt gekennzeichnete Atmosphäre der umtriebigen und manchmal hektischen südfranzösischen Metropole Marseille charakterbildend auf die heranwachsenden Eisingers ein. Die Tore der Stadt standen damals für die Kulturen der Völker rund um das Mittelmeer weit offen; schließlich war Frankreich zu Anfang des 20. Jahrhunderts die zweitgrößte Kolonialmacht der Erde und hatte weite Teile Afrikas von den Maghreb-Staaten bis nach Äquatorialafrika

in seinem Besitz und unter seiner Herrschaft! Beinahe alles, was damals aus den Kolonialstaaten importiert wurde, gelangte über Marseille ins Mutterland. Mit den Waren kamen auch Menschen unterschiedlichster Herkunft, Hautfarbe, Kultur und Religion in die Stadt. Industrie und Handel blühten auf, der Verkehr entwickelte sich rasant. So konnte es nicht ausbleiben, dass Roger Eisinger bereits seit seiner frühen Kindheit mit den verschiedensten kulturellen Einflüssen und den Besonderheiten der modernen Industriegesellschaft in direkte Berührung kam.

Und dann Stebbach! Welch ein Gegensatz! Ein uraltes, kleinbäuerlich geprägtes Dorf im Kraichgau, nahe dem Städtchen Eppingen, mit damals wenigen hundert Einwohnern, in das sich nur dann ein Fremder verirrt, wenn man gerade auf der Durchreise war oder dort aus geschäftlichen Dingen zufällig etwas zu erledigen hatte. Ganz auf dem Lande gelegen, zwar von zwei Bahnlinien am Rande der eigenen Gemarkung tangiert und trotzdem vom Bahnverkehr abgeschnitten, weitab von jeglicher Hektik und Rastlosigkeit. Betriebsam, geradeheraus und ehrlich seine Einwohner; in ihrer Wesensart maßgeblich geformt vom harten Leben in einer vorwiegend auf Landwirtschaft ausgerichteten dörflichen Gemeinschaft mit all ihrer Sicherheit und Vertrautheit bietenden, mitunter aber auch einengenden sozialen Regeln, Bräuchen und Konventionen.

Hier verbrachte Roger Eisinger während seiner Kindheit und Jugend einige Male die Sommerferien bei seinen Stebbacher Tanten Sophie und Lisette Eisemann. Und hier erlebte er etwas, das er aus seiner Heimatstadt, der pulsierenden Halb-Millionen-Metropole am Mittelmeer, nicht kannte - eine völlig unbeschwerte, besinnliche Zeit, einen ruhigen, fast verschlafenen Ort mit alten Bauernhöfen und Häusern - eine dörfliche Idylle, deren unaufgeregte Stimmung den jungen Roger wohltuend und nachhaltig beeinflussen sollte. Wie ein trockener Schwamm Wasser aufsaugt, so verinnerlichte er seine Erlebnisse und Sinneseindrücke, die einem einheimischen Bauernbuben eher alltäglich und wohl wenig spektakulär vorgekommen wären. Ihn jedoch, den aufgeweckten und sensiblen Jungen



Stebbacher Idylle' (vor 1930)

aus der südfranzösischen Großstadt, der zwar laute Straßenbahnen, rauchende Schlote und riesige Schiffe kannte, aber von der bäuerlichen Kultur, von den elementaren Arbeiten, welche die materiellen Grundlagen für das Zusammenleben der Menschen erst schufen, wenig wusste, auf ihn übte die Arbeit der Bauern und Handwerker eine eigentümlich anziehende Faszination aus; ihn begeisterte das einfache dörfliche Leben, seine festen Rituale, die hier gelebten Sitten und Bräuche und - aus der Sicht des Großstädtlers - vor allem seine Beschaulichkeit.

Die Eindrücke, die Roger Eisinger damals in seinen Stebbacher Ferien gewann, hinterließen tiefe Spuren in seinem Gemüt und prägten sein Leben entscheidend mit. Als der damals Achtzehnjährige bei seinem vorläufig letzten Aufenthalt im Kraichgau zusammen mit seiner Tante den Eppinger Judenfriedhof besuchte und sie ihm das Grab des Großvaters und Ehrenbürgers von Stebbach zeigte, ist der junge Mann so ergriffen und bewegt, dass er spontan ein Gedicht über diesen jüdischen Friedhof von Eppingen niederschreibt.



Grabstein von Jonas und Jette Eisinger auf dem Eppinger Judenfriedhof

Von seinen Empfindungen überwältigt, beschließt Roger Eisinger, sich mit Philosophie und Theologie zu beschäftigen. Später sagt er, in diesem Monat, in dem er für mehrere Jahrzehnte zum letzten Mal in Stebbach gewesen war, habe sich auch sein Schicksal entschieden.

Bevor er sich aber mit Geisteswissenschaften und theoretischen Studien befassen konnte, galt es, eine praktische Ausbildung zu machen. Die absolvierte er in der Agentur seines Vaters, wo er das Maklergewerbe von der Pike auf lernte. 1937 heiratete er Emilienne Mosse, die Tochter eines in Marseille ansässigen Unternehmers aus der Optik-Branche.

Roger Eisingers eigentliche Karriere als Schriftsteller Emmanuel Eydoux begann mit einem schrecklichen Erlebnis am 23. Januar 1943. Es war der Tag der ersten groß angelegten Razzia gegen die in Marseille lebenden Juden. Hitlerdeutschland hatte Frankreich niedergeworfen, den südlichen Teil des Landes mit der Provence zunächst jedoch nicht besetzt. Erst im November 1942 nahmen deutsche Truppen aufgrund des Kriegsverlaufs in Nordafrika aus strategischen Gründen auch den Süden Frankreichs mit Marseille ein. Sofort begann man mit den Judenverfolgungen. Roger Eisinger wurde verhaftet und entging der Deportation zur Vernichtung nach Sobibor nur knapp und in allerletzter Minute. Dem beherzten Einsatz seines Freundes Maurice Déjean, der den Mut aufbrachte, sich als „Inspektor“ auszugeben, um den Nazischergen eine falsche Identität vorzutäuschen, verdankt Roger Eisinger seine Freilassung und damit sein Leben. Déjean verschaffte dem Freund falsche Papiere, die auf den Namen Emmanuel Eydoux ausgestellt waren, und versteckte ihn mehrere Monate in einem Gartenhaus. Rogers Frau Emilienne und die beiden 1938 und 1941 geborenen Söhne, Jean-Bernard und Marc, konnten von Gilbert Giraud, einem weiteren Freund der Familie, in Sicherheit gebracht werden. Die Eisingers überlebten die deutsche Besatzung nur durch die selbstlose Unterstützung und Bereitschaft ihres Freundeskreises, ein großes Risiko einzugehen.

Nach der Befreiung Frankreichs versuchte Roger Eisinger wieder in seinem früheren

Beruf als Getreidemakler Fuß zu fassen. Gleichzeitig veröffentlichte er unter seinem Pseudonym Emmanuel Eydoux seine ersten Werke. Schon hier zeichnete sich seine wahre Berufung als Schriftsteller und Mittler zwischen den Völkern und Religionen ab. Eigentlich hätte Roger Eisinger genügend Gründe gehabt, der Heimat seines Vaters und seines Großvaters zeitlebens mit Argwohn und Verbitterung zu begegnen, doch ließ der „Kämpfer für die Menschenwürde“ und „Mann der Gewaltlosigkeit“⁵ - so nannte man ihn später - eine Kollektivschuld der Deutschen nicht gelten. Das Land seiner Vorfahren, das ihm so viele prägende Eindrücke vermittelt hatte, konnte und wollte er nicht im Ganzen verurteilt sehen. Obwohl persönlich Betroffener, versuchte er sowohl die vergangene als auch die gegenwärtige Welt in ihren komplexen Zusammenhängen möglichst vorurteilslos zu verstehen und begann - trotz aller schlimmen Enthüllungen um die Verbrechen der Nationalsozialisten an den Juden - eine Perspektive für die Aussöhnung der Völker zu entwickeln. Er war der festen Überzeugung, dass Menschen unterschiedlichster Herkunft und Religion



Roger Eisinger mit Ehefrau Emilienne (um 1955)

friedlich in einer zukünftigen Gesellschaft ohne Hass und Krieg miteinander leben könnten, wenn sie nur genügend dialogbereit wären, auf die Mittel der Gewalt verzichteten und die Würde jedes Einzelnen gleich welcher Herkunft und Bildung achteten.

So war es für Roger Eisinger folgerichtig, sich nach dem Zweiten Weltkrieg im jüdischen Wohlfahrtsverband O.R.T. zu engagieren, der weltweit größten nichtstaatlichen Bildungsorganisation, die ihren Schülern Hilfen und Unterstützung von der Erlangung einer Grundbildung bis hin zu einem Berufsabschluss anbietet.⁶ 24 Jahre lang lehrte Roger Eisinger - zunächst unentgeltlich - in der O.R.T. als Professor für Kulturgeschichte. Gleichzeitig übte er als Laie das Amt eines jüdischen Predigers in den Gymnasien von Marseille aus.

Was Roger Eisinger als Lehrer lehrte und als Prediger predigte, versuchte er auch zu leben. Seine in New York lebende Schwester Eliane Eisinger beschreibt ihn als warmherzigen, gütigen Menschen, der andere in ihren Bemühungen immer wieder habe unterstützen wollen. Er sei sehr offen und wahrheitsliebend gewesen und habe ein Herz aus Gold gehabt.⁷ Nach Aussagen von François Eisinger, dem jüngsten, 1950 geborenen Sohn, muss das Familienleben der Eisingers überaus harmonisch gewesen sein. Sie, die drei Söhne, seien in einer von gegenseitigem Verständnis getragenen, friedfertigen und liebevollen Atmosphäre aufgewachsen.

Die Agentur für Getreidehandel und seinen Beruf als Makler gab Roger Eisinger Mitte der 60-er Jahre auf, um sich mehr und mehr seiner Lehr- und schriftstellerischen Tätigkeit widmen zu können. Vom Wohlstand aus der Zeit vor dem 2. Weltkrieg war wenig übrig geblieben, doch die Familie musste nicht darben, denn Roger Eisinger war über die Grenzen der Stadt hinaus bekannt geworden und bekam Einladungen zu wissenschaftlichen Tagungen und Kongressen und hielt Vorträge in allen Winkeln Frankreichs. Daneben engagierte er sich für die Einrichtung einer Städtepartnerschaft zwischen seiner Heimatstadt Marseille und der jüdischen Hafenstadt Haifa. Die Arbeit im Partnerschaftsgremium war Roger Eisinger sehr wichtig, konnte er doch

hier seine programmatischen Überzeugungen in praktische Tätigkeit umsetzen und in ganz konkreten Situationen auf ihre Tauglichkeit hin erproben.

1979 wurde ihm der ‚Große Literaturpreis der Provence‘ verliehen. Unter seinem Pseudonym Emmanuel Eydoux veröffentlichte er über 40 Gedichte und Theaterstücke von eindrucksvoller Qualität; einige seiner Arbeiten wurden auch ins Deutsche und Hebräische übersetzt.⁸ Die Presse fand überwiegend Lob für seine Stücke: „Ein Werk, das Informationslücken schließt...“, *„Personales Schicksal und dichterische Aussage verbinden sich zu einem besonderen, eindrucksvollen Werk“*, *„Das Stück von Eydoux hat es in sich! ... Der Rezensent ist dankbar für dieses anregende und nachdenklich stimmende Stück“*, *„Wahrheit, Fiktion und Spiel sind zu einem Netz versponnen, dem sich der Leser nicht entziehen kann. ... Emmanuel Eydoux findet Ansätze, über die nachgedacht werden sollte.“*⁹

Als Professor für Kulturgeschichte und als Schriftsteller wird er als „einer der letzten Darsteller des Friedens seiner Generation“ gefeiert. Hervorgehoben wird stets „sein Respekt vor der Verwurzelung eines jeden in seinem geistigen Erbe“.¹⁰

Sein beharrlicher Einsatz für ein menschenwürdiges Miteinander und für Brüderlichkeit verschaffte ihm hohe Anerkennung. Er engagierte sich als Dichter und Schriftsteller zeitlebens für die Freiheit seines Volkes und aller Völker. Er kannte die Thora wie ein Jude, die Bibel wie ein Christ und den Koran wie ein Moslem.¹¹ Sein humanistisches Wissen und seine pazifistische Einstellung fundierten auf philosophischen und theologischen Studien, seinen Erlebnissen während der Besatzung und Verfolgung, zuallererst aber in einem Menschenbild, das ihm als Kind und Jugendlichem sein ganz persönliches, familiäres Umfeld und als Erwachsenen sein Freundeskreis vermitteln konnte.

Bei seiner Befreiung vor den Nazis aus dem Lager durfte Roger Eisinger eine von großem Mut gekennzeichnete Hilfsbereitschaft erleben, die in ihrer Ausprägung kaum zu überbieten war und sogar das Risiko einschloss, das eigene Leben einzu-

setzen, um den in Gefahr geratenen Freund zu retten. In seiner Familie konnte er von Jugend an eine Tugend erfahren und verinnerlichen, die ihn sein Leben lang begleiten sollte: die Toleranz gegenüber Andersdenkenden, Anderslebenden und Andersfühlenden.

Ein einsamer Rufer in der Wüste, für den man ihn vielleicht hätte halten können, ein Moralist oder ein belächelter Pazifist, dessen hehre Gesinnung zwar als vorbildlich, jedoch als unrealistisch und daher als unerheblich wahrgenommen wird, wollte er nicht sein. Folgerichtig setzte er die intellektuellen Mittel ein, die ihm in besonderem Maße zur Verfügung standen, um seine Theorien und Überzeugungen unter die Menschen zu bringen: Neben seinen Vorträgen und Vorlesungen schrieb er Aufsätze, Gedichte und Theaterstücke, die immer wieder die Möglichkeiten eines friedlichen Zusammenlebens der Menschen untereinander thematisierten. Aussagen wie: „Ich hasse, was den Menschen von seiner wesentlichen Aufgabe abbringt!“ „Der Dialog ist nur in gegenseitigem Respekt möglich!“ oder die zu eigen gemachte Parole „Krieg dem Krieg!“ zeigen einen Roger Eisinger, der seinen Pazifismus durchaus kämpferisch und mit Autorität vertritt. Sein vielleicht am häufigsten zitiertes Gedicht, das er einem Brief an den früheren israelischen Staatsmann David Ben Gurion voranstellte, macht seinen Anspruch deutlich:

*Die Augen öffnen, wenn die anderen sie schließen
Zuhören, wenn die anderen nicht hören wollen,
Hinschauen, wenn die anderen sich abwenden,
Versuchen zu begreifen, wenn die anderen es aufgeben,
Sich auflehnen, während die anderen hinnehmen,
Seinen gerechten Kampf kämpfen, auch wenn man nicht der Stärkste ist,
Schreien, wenn die anderen schweigen.* ¹²

Bereits in den frühen 50-er Jahren des 20. Jahrhunderts hatte Roger Eisinger das später von der internationalen Friedensbewegung verwendete Bild des Propheten Micha zu seinem Leitmotiv erhoben: „Sie werden

ihre Schwerter zu Pflugscharen und ihre Spieße zu Sicheln machen. Es wird kein Volk wider das andere das Schwert erheben, und sie werden hinfort nicht mehr lernen, Krieg zu führen. ... Und ein jeglicher wird unter seinem Weinstock und Feigenbaum wohnen ohne Scheu!“ ¹³

Seine Heimatstadt Marseille feierte ihn, den Lehrer und Schriftsteller, als einen der bedeutendsten Bürger der Stadt, der sich den Ruf eines der herausragenden Literaten der Provence erarbeitet und das intellektuelle und geistige Leben Marseilles mitgeprägt habe. In Anerkennung seiner Verdienste um die Stadt benannte man nach seinem Tode eine Straße nach ihm.

Seine Freunde schrieben in ihrem Nachruf: „Wenn man seine Herzengüte betrachtet, seine Unbefangenheit, seine Toleranz gegenüber Schwachen und Ignoranten, dann muss man feststellen, dass sein Verlust unersetzbar ist.“

In dem Gedicht ‚Stebbach - Eppingen im Land‘ verarbeitet und erzählt Roger Eisinger einen Teil seiner Kindheits- und Jugenderinnerungen. Er zeigt ein sehr romantisches, liebevolles, sicherlich auch verklärtes Bild des Dorfes Stebbach der zwanziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts. Gleichzeitig setzt er zwei markante, harte Kontraste: Er beschreibt die Hektik der Großstadt und bringt sie in Gegensatz zu einem kleinen Bauerndorf, wo er den „Klang der Stille“ fand. Zum anderen erzählt er fast bewundernd vom bescheidenen und aufrichtigen Leben einer dörflichen Bevölkerung, um unvermittelt in nur einer kurzen Strophe die an seinen Verwandten begangenen Verbrechen durch ein unmenschliches Regime zu beklagen, das seine Basis auf demselben kulturellen Boden fand.

Gerade in dem Abschnitt des erzählenden Gedichtes, der sich mit dem schwärzesten Teil deutscher Geschichte beschäftigt, verwendet Roger Eisinger eine fast nüchtern wirkende, scheinbar emotionslose Sprache, die eher feststellt denn anklagt, während er in den übrigen Strophen im französischen Original sonst eine sehr getragene, pathetische und philosophische Sprache



Steinerne Brüstung der Brücke und Stebbacher Hauptstraße

benutzt.

Stebbach - Eppingen im Land ¹⁴

Wenn man den Stebbachern sagte: Es gibt in Marseille einen Menschen, der sich öfters an Stebbach erinnert, einen Menschen, der Stebbach kennt, einen Menschen, der in den Stunden der Einsamkeit und Stille manchmal an Stebbach denkt, - würden sie es glauben? Ein Mensch, der in Gemmingen dem Zug entsteigen könnte, um das „Fertig, ... Abfahren!“ abzuwarten. Ist es noch immer so, dass der Bahnhofsvorsteher in strammer Haltung in der rechten Hand eine weiße Scheibe erhebend das Signal zur Abfahrt gibt? In Wirklichkeit ruft er „Ferdig!“, genau wie meine Cousine Ilse ¹⁵ nicht „Ich“ sagt, sondern „I“.

Es gibt einen Menschen, der den kleinen Pfad auf der anderen Seite des Bahnhofs suchen und nehmen würde. Existiert dieser kleine Pfad heute noch? Er führte bis zur Anhöhe hinauf in einem geraden Anstieg, dem dann der steile Abstieg nach Stebbach folgte. Die Straße führte unmittelbar bis zu den ersten Häusern des Dorfes und wendete sich dann nach rechts.

Ich denke, wenn man dies den Stebbachern sagen würde, so reagierten viele gleichgültig, sie würden sich umdrehen und fortfahren über das Wetter zu reden, das bei der Herbstsaat sein wird. Ohne Zweifel würden es die anderen nicht ein-

fach glauben: 800.000 Einwohner auf der einen Seite - wenige hundert auf der anderen, einerseits Marseille, das Athen der Gallier, eine der ältesten Städte des Abendlandes andererseits Stebbach, ein kleines Dorf, von dem niemals ein Geograph, ein Historiker, ein Dichter sprechen wird.

Indessen lebt in Marseille ein Mann, der dort geboren und auch dort verheiratet ist, ein Vater von drei Söhnen, die ebenfalls dort geboren sind, ein Mann, der praktisch sein ganzes Leben in Marseille verbrachte und der sich einfach deshalb an Stebbach erinnert, weil er, als er jung war, - vor über 30 Jahren - einige Sommer in Stebbach verbrachte. Seitdem ist er niemals wieder dorthin zurückgekehrt.

Dieser Mann fragt sich manchmal: „Gibt es noch jemanden in Stebbach, der sich an mich erinnert?“ Oder vielleicht, nachdem der Schütz ¹⁶ mit der Schelle bimmelte, anstatt die Bekanntmachungen des Bürgermeisters oder der Regierung zu verkünden, in die Stille hinein diesen Brief vorlesen würde. Und irgendeiner, der mich vollkommen vergessen hatte, plötzlich sagte: „Ich erinnere mich an ihn - er saß oft mit uns auf der steinernen Brüstung der kleinen Brücke, unter der ‚die Bach‘ hindurchfließt.“

Nur einige Schritte waren es, die man von der Brücke zum Gässle gehen musste, das an das Haus der Tanten führte - Tante Lisette und Tante Sophie. Am Ende dieser Gasse, hinten im Hof, stand eine Scheune mit einer Holzstiege. Die Tanten haben mir erzählt, lange bevor die jungen Leute im 1. Weltkrieg starben oder in die großen Städte Deutschlands und Amerikas auswanderten, war diese kleine Scheune die Synagoge von Stebbach.

Eines Jahres legte man einen Fußballplatz an. Wenn man in den Archiven nachschaut - vor 1930 - wird man sicherlich das genaue Datum finden. Ebenso würde man, wenn man in diesen Archiven Akten von vor 1914 suchte, die Handschrift meines Großvaters finden - er war der Ratschreiber im Bürgermeisteramt.

Onkel Max¹⁷ erzählte mir, dass Großvater Ehrenbürger von Stebbach war - vielleicht gilt dieser Beschluss des Gemeinderates auch heute noch? Gleichzeitig war er Vorbeter und Lehrer in der kleinen jüdischen

Schule, in der kleinen jüdischen Gemeinde - eine seiner Schülerinnen war Großmutter.

Eines Tages machte ich eine Radtour. Als ich an einer Steigung abstieg und mein Rad schob, wurde ich von einem Mann mittleren Alters eingeholt, der ebenfalls abgestiegen war, denn der Anstieg war wirklich schwierig geworden. Dann grüßte er mich und sagte: „Sie sind ein Eisinger!“ Es war das erste Mal in seinem Leben, dass er mich gesehen hatte, und es gab seit langem keine Eisinger mehr in Stebbach. Er erzählte mir, dass er Schüler meines Großvaters gewesen war.

Den Fußballplatz - nach dreißig Jahren würde ich ihn wieder finden, falls er noch existiert. Er lag in Richtung des großen Gemüsegartens der Tanten. In diesem Garten gab es ein Blumenbeet für die drei Cousinen aus Sontheim: Clara, Rosa und Ilse. Auch für mich und meine Schwester Eliane war ein Blumenbeet angelegt.

Clara und Rosa starben in Theresienstadt¹⁸, als man eines Morgens ihre Mutter, meine Tante Elsa, abholen wollte. Sie stand auf der Liste. Die zwei Cousinen sagten: „Wir verlassen unsere Mutter nicht!“ Man erschoss sie am selben Tag.

Vielleicht gibt es Menschen meiner Generation unter den Stebbachern, die nicht vor Moskau, Leningrad oder Stalingrad, nicht in Tobruk, in Cassino oder in der Normandie gefallen oder in den Konzentrationslagern Hitlers mit 600.000 deutschen Antinazis umgekommen sind, vielleicht nur einer, der plötzlich sagen könnte: „Ich erinnere mich an diesen Franzos“. Er hat mit uns Fußball gespielt. Er heißt Roger.“ Doch ich wage nicht, nach denen zu fragen, die ich kannte.

Nebenan lag der Bauernhof der Meyers. Der alte Vater Meyer hatte einige Finger der Hand, ich weiß nicht mehr welche, von der Futtermaschine abgeschnitten bekommen. Es gibt vielleicht niemanden mehr in Stebbach, der sich daran erinnert. Später, als sein Sohn Karl heiratete, bezog er ein Haus am anderen Ende des Dorfes.

Auf der anderen Seite ‚der Bach‘ lebten die Friedrichs. Emil hatte ein unbekümmertes Lachen, rote Backen und kurz geschnittene

Haar. Hermann¹⁹ war viel jünger als ich, Tante Lisette nahm sich seiner an, wie um ihren eigenen Sohn.

Vor mir sehe ich den alten Vater Friedrich: Einen Stecken in der rechten Hand, so marschiert er vor dem Ochsespann, er kehrt gerade von den Feldern zurück und geht den ruhigen, schweren Gang der Könige aus der Ilias oder der Odyssee.

Jedes Mal, wenn ich in Marseille, in Gent, in Tunis, in Paris und manchmal auch in London Menschen sehe, die hasten, die rennen, um noch eine Straßenbahn zu bekommen oder einen Omnibus, die Metro, Leute, die bei Rotlicht noch über eine Straße hetzen, ... dann denke ich an den langsamen und würdigen Gang von Vater Friedrich.

Am Samstag, gegen Abend, reinigte man jenen Teil der Straße, der vor seinem Hof lag. Sagt man in Stebbach immer noch „veschern“ für das Abendbrot, sagt man immer noch „Hüschdrom“ oder „Hodrom“ zu den Pferden, um sie nach rechts oder links zu lenken? Aber gibt es überhaupt noch Pferde in Stebbach?

Vater Friedrich ist sicherlich schon seit Jahren tot, war er doch damals bereits Großvater. Eugen arbeitete in der Schmiede; dort leuchtete immer das rote Feuer auf, wenn man das horizontale Rad drehte, um die Flamme anzufachen. Das war meine größte Freude. Es erinnerte mich an eine Lokomotive. Ich habe schon immer das Rollen der Züge gern gehabt.

Wenn ein Pferd im Hof beschlagen wurde, brauchte man mehrere Männer, um es festzuhalten. Ich erinnere mich noch an alle Einzelheiten - es lief ab wie in einem Ballett: Eugen gab mir ein Zeichen, ich setzte das Rad in Bewegung. Ich höre noch den hellen Klang des Hammers, der mit Wucht auf das glühende Hufeisen auf dem Amboss fällt.

Wie ein Goldsucher steige ich in das Flussbett der Erinnerung, um den feinen Sand durchzusieben, den der unaufhörliche Strom ohne Wiederkehr mit sich führt. Die Vergangenheit, die jeder Mensch in sich trägt, steigt in mir empor. Und ich begeben mich abermals in dieses Flussbett, das eine Zeit meines Lebens war, um noch einige Erinnerungen zu finden.

Auf der rechten Seite, wenn man gegen Eppingen schaut, sah man in der Dämmerung einen ungeheuren Schwarm Gänse ankommen. Niemand ging ihnen voran, niemand führte sie, niemand folgte ihnen. Mit furchtbarem Getöse näherte sich diese Herde von hunderten von Gänsen, sie stießen tausende von Schreien aus, schüttelten die Köpfe, führten kräftige Schnabelhiebe aus, mit schwerem, wiegenden Gang, unbeholfenen Flugversuchen und ungeschickten Flügelschlägen. Sobald eine Gruppe an einen Hof kam, sah man einige Gänse langsamer watscheln, nach der Seite abschwanken und anhalten, noch einige Schreie ausstoßen oder einen letzten Schwatz beginnen, der immer in geziertem Geschnatter endete.

Man erzählte mir, Großmutter sei damals von Hof zu Hof gegangen und habe Gänsefedern aufgekauft, denn zu ihrer Zeit war das ein einträgliches Geschäft. Sie sparte Pfennig für Pfennig, und immer, wenn sie genügend Geld beisammen hatte, kaufte sie ein kleines Stück Land.

Und es gab ein Schloss.²⁰ In den ersten Jahren - das war nach 1918 - war es unbewohnt. Wir gingen in seinem Park spazieren, in diesem großartigen Park, dann wurde das Schloss wieder bewohnt, und wir sind nie mehr dorthin zurückgekehrt.



Kastanienbaum in Stebbach

Es gab auch einen Männerchor - Onkel Max und Onkel Adolf hatten die Fahne gestiftet²¹, und an einem Sommerabend fühlte ich, dass ich die schwermütigen Gesänge dieses Chores gerne wieder einmal hören würde.

Wie oft habe ich auf dem Platz unter dem riesigen Kastanienbaum das frische Wasser der Quelle getrunken. Gab es nicht in der Gegend einen sehr großen, befestigten Hof, eine kleine Burg, wo die Häuser innerhalb der Mauern standen?

Wenn ich mich auch sehr gut an die Straße nach Gemmingen und nach Eppingen erinnere, so erinnere ich mich weder an den Namen der mittelalterlichen Burg²² noch an den Weg, der dorthin führte. Ich glaube aber, dass man an einer sehr langen Wiese und einen Augenblick an einem See entlang gehen musste²³, dessen Wasser so schwarz war wie die Nacht in finsternen, tiefen Wäldern.

In Gemmingen lebte ein alter Mann, bei dem wir die Hühner nach unserem religiösen Ritus töten ließen, damals sah ich zum ersten Mal so etwas. In Marseille kenne ich noch einen Mann aus der Generation meines Vaters, dessen Mutter in Gemmingen lebte. Jedes Jahr zu den großen Festen treffen wir uns in der Synagoge, grüßen uns und sprechen über Gemmingen und Stebbach.

Aber ich möchte auf Stebbach zurückkommen: Eine kleine jüdische Gemeinde war friedlich und leise gestorben. Es blieben drei jüdische Familien, die nur noch aus alten Frauen bestanden. Da war die Witwe und ihre Tochter, die einen armseligen Laden auf der anderen Straßenseite führten. Sie boten mir oft Bonbons an - ich glaube, sie hießen Oppenheimer.

In dem Haus neben uns lebte eine Witwe mit ihren zwei Töchtern, die irgendwie mit uns verwandt waren, ich weiß aber nicht mehr wie. Ich erinnere mich noch nicht einmal an ihre Namen, ich meine aber, dass die eine Tochter 'Rosa' hieß. ...

Und da war das Haus der Tanten - unten der große Saal. Es war hier, wo ich das erste Mal in meinem Leben - ich, Kind einer europäischen Großstadt, geboren und aufgewachsen am Boulevard Salvator

Nr. 1 in Marseille, an einer unbedeutenden Kreuzung einer modernen Großstadt, wo die letzten Straßenbahnen nach Mitternacht mit ungeheurem Getöse vorbeifahren und die ersten Bahnen, die Bahnen der Arbeiter, sich um fünf Uhr morgens mit voller Geschwindigkeit in die öden Straßen stürzen - es war hier, es war in Stebbach, wo ich das erste Mal in meinem Leben die Stille wahrgenommen habe, wo ich die Sprache der Stille entdeckte, wo ich begonnen habe, den großen Klang der Stille zu lieben.

Am Abend lasen die Tanten die Zeitung; sie hatten dabei ihre Brillen aufgesetzt, während ich mit dem letzten Karren Weizen der Friedrichs zurückkehrte oder mit der letzten Fuhre Mais der Meyers. Und nachdem ich gebadet hatte, ging ich ganz leise, ohne ein Geräusch zu machen, die Treppe hinunter und hörte diesen großen Frieden, die große Kraft der Stille.

Auch heute noch, wenn ich nach so vielen Jahren an einem Wochenende in Sainte Baume²⁴ ankomme, höre ich zuerst den Klang der Stille, - und dann erinnere ich mich an Stebbach.

Ich höre die Kuckucksuhr aus dem Schwarzwald, das langsame, friedliche und regelmäßige Ticken dieser Bauernuhr. Ich nahm in einem Sessel gegenüber Platz und wartete. Es klickte leise, ...dann ein raselnder Ton. Ich rührte mich nicht, ich atmete nicht mehr. Die kleine Tür öffnete sich, der Kuckuck schoss heraus, machte einen Diener und rief: „Kuckuck“, dann schlug das Türlein wieder heftig zu.

Am Freitagnachmittag bereiteten die Tanten den 'Berchess' - das Sabbatbrot - es wurde mit Mohnkörnern bestreut. Und es gab neuen Most, süßen Most. Macht man heute in Stebbach immer noch diesen Most? Manchmal sagt Emmy, meine Frau, zu mir: „Du solltest eigentlich noch einmal nach Stebbach fahren, um dich von deinen Kindheits Erinnerungen zu lösen!“ Und Chabert, mein Verleger, schrieb mir: „Jeder Mensch trägt das Stebbach seiner Jugend in sich.“

Ein- oder zweimal schrieb mir meine Cousine Ilse: „Du solltest nach Eppingen kommen, um den Friedhof zu besuchen, wo unsere Großeltern ruhen und wo du dein

erstes Gedicht geschrieben hast.“ Dann sage ich mir: „Wenn der Juli wiederkommt, nehme ich den Zug nach Straßburg. Er fährt um Mitternacht in Marseille ab, und ich steige am Bahnhof in Gemmingen aus, ohne jemanden benachrichtigt zu haben.“

Ich gehe wie früher zu Fuß - die Sommer-sonne scheint - das Getreide reift gerade zu beiden Seiten der Straße, ich erreiche das Haus der Tanten, ich gehe bis zum Haus der Großmutter, ich dringe bis zum 'Baumstück' vor, es befand sich direkt hinter der letzten Häuserreihe des Dorfes.

Dann sage ich zu mir: „Du darfst nicht sentimental werden !“ Es ist mir unmöglich, nach Stebbach zurückzukehren, weil es dieses Stebbach einfach nicht mehr gibt.

Und wer könnte mich dort auch erwarten, wer könnte mich empfangen außer einigen lieben „Gespenstern“, einigen Schatten, die



für mich aus dem Tal der Toten aufsteigen müssten.

Roger Eisinger

Roger Eisinger kehrte doch noch einmal nach Stebbach zurück.

Wie schwer ihm das gefallen sein mag, zeigt ein Brief, den er am 28. Juli 1989 an seine Schwester Eliane schrieb. Darin ermutigt er sie, die 'Reise in die Vergangenheit' ebenfalls zu 'wagen'. Er selbst sei von zwei Tübinger Studenten, die an einer Studie über das Internierungslager Gurs in Südfrankreich arbeiteten, für kurze Zeit

nach Stebbach begleitet worden und habe dort Karl Meyer, leider aber nicht seinen Freund Hermann Friedrich, mit dem er nach wie vor in Briefwechsel stehe, angetroffen. Er selbst wisse jedoch nicht, ob er diese Reise nach Stebbach noch einmal machen könnte.²⁵

Roger Eisinger starb im Jahre 1992. Seine Frau Emilienne überlebte ihn um 10 Jahre und verstarb 2002. Jean-Bernard, der älteste Sohn, machte zunächst Karriere als Jazz-Pianist und studierte dann Medizin; er spezialisierte sich auf Muskel- und rheumatische Erkrankungen und wurde schließlich Professor an der Universität von Toulon. Marc Eisinger lebt heute in Marseille; als Ingenieur und Sprachwissenschaftler arbeitete er an einem Projekt zur elektronischen Erfassung mittelalterlicher Sprachen und Handschriften. Der jüngste Sohn, François Eisinger, pendelt zwischen Marseille und Vancouver; er ist wie sein ältester Bruder Arzt. François Eisinger ist als anerkannter Spezialist für erbliche Krebserkrankungen heute Direktor der medizinischen Abteilung für Früherkennung und Diagnose an der Universität Marseille.

Bemerkungen zum Gedicht und zum Schicksal der letzten Stebbacher Juden

Die jüdische Restgemeinde in Stebbach bestand Mitte der zwanziger Jahre nur noch aus sieben älteren Frauen, die zum Teil miteinander verwandt waren.

Bei der Angabe dieser verwandtschaftlichen Beziehungen sind Roger Eisinger Erinnerungsfehler unterlaufen, die in der hier abgedruckten Form des Gedichtes teilweise korrigiert wurden. Bei den erwähnten Ladenbesitzerinnen handelte es sich um eine Witwe und deren Tochter und nicht um zwei Witwen, wie Eisinger im Original annahm. Sie hießen auch nicht Oppenheimer, sondern Ottenheimer.

Die Mutter, Lisette Ottenheimer, starb bereits 1929 und liegt auf dem jüdischen Friedhof in Eppingen begraben. Ihre Tochter, Josefine Ottenheimer, war eine der beiden Jüdinnen, die in den dreißiger Jahren noch in Stebbach lebten und dem Rassenwahn der Nationalsozialisten zum Opfer fielen.

Roger Eisinger erinnert sich außerdem an Rosa Eisemann. Sie verstarb im Frühjahr

1940 in Stebbach und ist die letzte Jüdin, die auf dem Eppinger Judenfriedhof beigesetzt worden ist. Wegen der damals herrschenden politischen Verhältnisse durfte für Rosa Eisemann allerdings kein Grabstein errichtet werden. Ihre von Geburt an blinde Schwester Jette wurde im Oktober 1940 bei der von Reichsstatthalter Robert Wagner initiierten Säuberungsaktion zusammen mit Josefine Ottenheimer abgeholt und ins südfranzösische Internierungslager Gurs deportiert.

Es ist anzunehmen, dass die beiden alten Frauen den entsetzlichen, an Entbehrungen und Erniedrigungen kaum zu überbietenden Haftbedingungen nicht gewachsen waren und dort zu Tode kamen.

Jette und Rosa Eisemanns Mutter, Sophie Eisemann, starb 1934 und wurde in Eppingen bestattet. Eine Tante von Roger Eisinger hieß ebenfalls Sophie Eisemann; auch sie ruht seit 1936 auf dem jüdischen Friedhof in Eppingen.

Die andere im Gedicht genannte Tante, Lisette Eisemann, wurde nach einem Aufenthalt im Altersheim zuerst nach Theresienstadt und schließlich nach Maly Trostiniec deportiert, wo sie am 29. 9. 1942 für tot erklärt wurde.

Traurig und bedrückend endet die Geschichte der Juden in Stebbach. Länger als zweihundert Jahre waren sie hier ansässig - zuerst geduldet, dann aber im dörflichen Leben integriert.

Ehemals jüdische Mitbürger, die aus Stebbach weggezogen oder ausgewandert waren, zeigten immer ein offenes Herz, wenn es um die Belange 'ihres Dorfes' ging.

Michael Kahn, ein aus Stebbach stammender Bettfedernfabrikant, richtete eine Stiftung zugunsten arbeitsloser Handwerker ein. Seine beiden Söhne, Bernhard und Hermann Kahn, riefen eine Schulstiftung ins Leben, die sogar die Nazizeit überdauerte. Generationen von Schulkindern profitierten selbst während des Dritten Reiches bei der Anschaffung von Schulbüchern oder bei Ausflugsfahrten von den Stiftungsgeldern.

Die nach Amerika ausgewanderten Gebrüder Eisemann stifteten noch in den zwanziger Jahren die Vereinsfahne des Gesang-

vereins 'Liederkrantz Stebbach' und spendeten darüber hinaus einen hohen Geldbetrag zur Anschaffung der großen Glocke der evangelischen Kirche.

Die Stebbacher Juden müssen sich mit Stebbach verbunden gefühlt haben, und die Stebbacher nahmen die jüdische Unterstützung gerne an.

Umgekehrt scheint die christliche Stebbacher Bevölkerung lange Zeit keine Vorbehalte gegen ihre jüdischen Mitbürger gehabt zu haben, denn zu einer Zeit, wo es zwar gesetzlich möglich, jedoch schwierig für einen Juden war, das Bürgerrecht zu erlangen, wollte der Gemeinderat alle in Stebbach ansässigen Juden per Gemeinderatsbeschluss zu gleichberechtigten Gemeindebürgern erklären.²⁶ Die Verlei-

hung der Ehrenbürgerschaft an den Juden Jonas Eisinger stellt einen Höhepunkt in der Anerkennung des jüdischen Bevölkerungsteils in Stebbach dar.

Wenn aber Stebbach kein Einzelfall war, ist kaum zu verstehen, welche Verbrechen im Dritten Reich in deutschem Namen am jüdischen Volk geschahen. Als man nach dem 2. Weltkrieg die Tore der Konzentrationslager öffnete, blickte die gesamte Welt fassungslos nach Auschwitz, Buchenwald und Treblinka.

Wir dürfen uns auch heute vor den Greuel-taten, die damals den Juden widerfuhren, nicht verschließen; wir können uns dafür nur in Demut beugen und uns aktiv für eine Welt einsetzen, in der die Menschen gleichberechtigt und in Freiheit miteinander leben

- 1 siehe dazu: Angerbauer/Frank, Jüdische Gemeinden in Kreis und Stadt Heilbronn, 1986, und Wolfgang Ehret, Dorf Stebbach und Burg Streichenberg, 1997 (Kapitel „Die jüdische Gemeinde in Stebbach“ ab S. 479).
- 2 Die vorgesetzte Dienstbehörde, das Bezirksamt Eppingen, sprach ihm mehrfach Lob für seine untadelige Arbeit aus.
- 3 Informationen von Frau Eliane Eisinger, New York.
- 4 Informationen von Dr. François Eisinger, Marseille.
- 5 Kurzcharakteristik des Schriftstellers auf der Umschlagrückseite des Werkes „Ghetto in Warschau“, Hamburg 1979
- 6 O.R.T. = ORT (Organisation-Reconstruction-Training) ist ein internationaler jüdischer Wohlfahrtsverband, der Einzelne und Gemeinschaften unterstützt, die Hilfe auf ihrem Weg zur Selbständigkeit benötigen. ORT fördert die schulische und berufliche Ausbildung und engagiert sich zudem für Projekte in Israel und in Ländern der Dritten Welt.
- 7 Informationen von Eliane Eisinger über ihren Bruder Roger in einem Telefongespräch vom 17. September 2005.
- 8 In Deutsch erschienen die Werke ‚Ghetto in Warschau‘, ‚Das letzte Purimspiel der Waisen des Dr. Janusz Korczak‘ und ‚Ein Karmeliterkloster in Auschwitz‘. Alle Titel erschienen im Maurice Moreau Verlag in Hamburg und sind heute vergriffen, manchmal aber noch in Antiquariaten oder über das Internet erhältlich.
- 9 Hamburger Abendblatt, Gemesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit, Friedrich Beiner in: „Dialog mit Polen“, Berliner Morgenpost.
- 10 Kurzcharakteristik des Schriftstellers, Umschlagrückseite des Werkes „Ghetto in Warschau“, Hamburg 1979.
- 11 Jean Lévy, Guysen Israel News, Hommage à Emmanuel Eydoux, 17. Januar 2004.
- 12 vom französischen Original mit geringen Veränderungen ins Deutsche übertragen.
- 13 Bibel, Altes Testament, Prophet Micha, Kapitel 4 Vers 3 und 4.
- 14 Das Gedicht wird hier annähernd in seiner ursprünglichen Form wiedergegeben. Das in französischer Sprache verfasste Original direkt übersetzt würde manche Unklarheit aufwerfen. An einigen Stellen wurden des Verständnisses wegen bewusst kleine Ergänzungen oder Auslassungen vorgenommen. Die vorliegende Übersetzung ist ein erzählender Text; er wurde den ortsspezifischen Gegebenheiten angepasst. Am Inhalt und der Aussage des Gedichtes das Dorf Stebbach betreffend wurde nichts verändert.
- 15 Ilse Kulb, Tochter von Roger Eisingers Tante Elsa Kulb, der Schwester von Bernhard Eisinger.
- 16 Bis in die sechziger Jahre hinein hatte Stebbach einen Schütz; das war ein Gemeindebediensteter. Er postierte sich täglich an bekannten Stellen und bimmelte laut hörbar mit einer Handglocke, und so wussten die Stebbacher, dass es etwas Neues aus dem Rathaus zu berichten gab. Mit seiner kräftigen Stimme schrie der Schütz: „Bekanntmachung!!!“ und verlas anschließend lauthals die Meldungen des Bürgermeisteramtes.
- 17 Max Siegel
- 18 Die überlebende Cousine Ilse Kulb nannte nicht Theresienstadt, sondern Riga.
- 19 gemeint ist Hermann Friedrich, der mir viele Informationen bereitstellte.
- 20 Schloss Schomberg
- 21 Max und Adolf Eisemann stifteten 1923 die Vereinsfahne des Männergesangvereins 'Liederkrantz' Stebbach.
- 22 Es handelt sich um Burg Streichenberg.
- 23 Das ist richtig. Unterhalb der Burg Streichenberg gab es früher einen See.
- 24 Ein Gebirgsmassiv und ein Ort gleichen Namens nahe Marseille.
- 25 Informationen aus schriftlichen Unterlagen in Besitz von Hermann Friedrich, Stebbach.
- 26 Der Gemeinderatsbeschluss wurde von den vorgesetzten Dienstbehörden für nichtig erklärt. Gemeindecarchiv Gemmingen, Abteilung Gemmingen-Stebbach A 104.

Nach 90 Jahren läuft der Abspann Geschichte der Eppinger Altstadtkinos

Von Simon Gajer



Der Projektor steht seit fast drei Jahrzehnten still, als der Technische Ausschuss des Eppinger Gemeinderats in den Rössle-Lichtspielen die Regie übernimmt und diese ein letztes Mal in Szene setzt. Am 25. November 2008 beschließt das Gremium einstimmig, das Kino abzureißen. Das Dach ist undicht, das Gebäude marode. Der rückwärtige Teil der Gaststätte Rössle in der Rappenauner Straße ist nicht mehr zu halten. Damit startet der endgültige Abspann der Eppinger Kinogeschichte in der Altstadt, die fast 90 Jahre zuvor begonnen hat.

Im Februar 1912 rüstet sich das Ministerium des Innern in Karlsruhe für die bewegten Bilder. An die Bezirksämter richtet es

sein Schreiben Nummer 187: „Wie uns mitgeteilt wird, finden neuerdings die Kinetographen auch in kleineren Stadt- und Landgemeinden ausgedehntere Verbreitung.“ Ziel des Briefs ist, die lokalen Behörden auf den Umgang mit der neuen, aufstrebenden Form der Unterhaltung vorzubereiten. Die Bürgermeisterämter müssen beispielsweise verlangen, dass die Kinochefs jedes neue Programm vorlegen - „soweit erforderlich unter Inhaltsangabe der einzelnen Stücke“. Werke, „die schon nach ihrer Bezeichnung und Inhaltsangabe zu Bedenken Anlass geben“, sind zu verbieten. Zurückgenommen werden darf das Verbot nur, wenn der Streifen in einer nicht öffentlichen Vorführung die Bedenken zerstreut.



Start ins Eppinger Kinoabenteuer: Adolf Dieffenbacher eröffnet im Mai 1919 seine Lichtspiele Eppingen.

In Eppingen beginnt das Abenteuer Kino mit Adolf Dieffenbacher, dem Inhaber eines elektrischen Installationsgeschäfts. Am 27. März 1919 bittet er beim Bürgermeisteramt um die „Genehmigungserteilung zum Betrieb eines Kinematografentheaters“. Ein erstes Kino soll die Fachwerkstadt im Gasthaus Engel, das heutige Gebäude Brettenner Straße 51, erhalten. Als Zuschauerraum ist ein unterer Saal vorgesehen, knapp 150 Quadratmeter groß.

Bevor der erste Film über die Leinwand flimmert, stehen die erforderlichen Sicherheitskontrollen an. Bezirksbaukontrolleur Robert Kußmaul attestiert den Ausgängen, dass diese eine „rasche und sichere Entleerung ermöglichen“. Dennoch empfiehlt er Auflagen. So muss etwa ein erfahrener Techniker den Lichtbildapparat bedienen, ein mit Wasser gefüllter Eimer ist bereitzuhalten, das im Apparateraum befindliche Bett des Dienstmädchens ist zu entfernen, der Treppenflur im Wirtschaftsgebäude muss ungehindert und gut beleuchtet sein, auch die losen Stühle müssen „reihenweise, unverrückbar mit dem Fußboden befestigt werden“.

Noch bevor Adolf Dieffenbacher die endgültige Erlaubnis erhält, wirbt er bereits in der

Eppinger Zeitung für die Lichtspiele Eppingen. Am Wochenende 10. und 11. Mai laufen schließlich erstmals „Die Verehrer der Miß Mai! Humoreske zum Totlachen“ und der Dreiakter „Der Mann mit dem Mantel. Großes spannendes Detektivdrama“. Für einen Sperrsitz zahlen Premierengäste 1,50 Mark, 1,20 auf dem ersten und 80 Pfennig auf dem zweiten Platz. Wie diese Auftaktveranstaltung läuft, ist unklar. Doch bereits am folgenden Montag schreibt die Direktion der Realschule Eppingen an das Bürgermeisteramt: Wegen des Kinobesuchs durch Jugendliche bittet die Schule um eine Abschrift der entsprechenden Vorschriften, die die Ortspolizeibehörde erlassen hat.

Die Regeln für die Jugendlichen sind streng. Das bekommt beispielsweise Susanna Biebelheimer ein paar Jahre später zu spüren. Sie erhält im Dezember 1922 in Eppingen zwei Stunden Strafhaft in der Schule, weil sie sich bis elf Uhr nachts im Kino rumgetrieben hatte. Ihr Vater wird ebenfalls belehrt und verwahrt. Ohne Schuld sieht sich der Kinobetreiber. Seine Begründung: Das Mädchen sei so groß, „dass es als Schülerin ohne weiteres nicht erkannt werden könne“.

In den ersten Jahren steht der Gesetzgeber dem Zeitvertreib Kino skeptisch gegenüber. Im Sommer 1919 verschärfen sich die Vorschriften, um „die Vorführungen unsittlicher und unanständiger Bilder“ zu verhindern. Ferner überlegt das Badische Ministerium des Innern, die Lichtspielhäuser zu verstaatlichen. Kommunen mit Kinos mögen sich dazu äußern, ob sie die Einrichtungen selbst führen möchten. Der Eppinger Rat ist dazu nur bereit, „wenn eine gesetzliche Grundlage gegeben wäre“.

Der skeptischen Politik stehen die optimistischen Unternehmer gegenüber. In der Fachwerkstadt sehen weitere Bürger die Chance, mit Filmen Geld zu verdienen. Am 24. September 1920 beantragen Kaufmann August Sauter jr. und der Heizer Emil Frank, kinematografische Vorstellungen in den Schwanen, das heutige Gebäude Bahnhofstraße 26, bringen zu dürfen.

Ständige Wechsel prägen unterdessen die ersten Jahre im Engel. Marg. Runser, eine Geschäftsfrau, die in Heidelberg ein Central-Photographier-Atelier betreibt, schreibt

im Mai 1920 an das Bezirksamt: In dem der bisherige Besitzer Adolf Dieffenbacher „daselbst sein Kinobetrieb übertragen hat, wozu er die Genehmigung des Bezirksamts bereits erhalten, bitte ich sehr ergebenst diese Betriebserlaubnis zwecks Kostenersparnis und der Beschleunigung halber kurzer Hand mir übertragen zu wollen“. Ab Juli möchte sie Filme zeigen. Allerdings stehen die Vorzeichen für sie ungünstig: Marg. Runser verspricht im Januar 1921, die Steuern zu zahlen, bevor Mitte des Jahres der Schwetzingen L. Pfaffenritter zeitweise für dieses Kino verantwortlich zeichnet, und ein weiteres Jahr später Karl Rupp, Lichtspielhausbesitzer aus Böckingen, den Betrieb leitet.

Karl Rupp scheint es mit den Auflagen nicht sehr genau zu nehmen. Im Oktober 1922 stößt dem Bezirksamt das Zeitungsinserat zum Film „Die Minderjährige“ negativ auf. Die Reklame geht „über das schickliche Maß hinaus und ist nicht geeignet, günstig zu wirken“. Auch lässt der Böckinger offenbar Jugendliche unter 18 Jahren in Vorstellungen, „in denen zur Vorführung nicht zugelassene Bildstreifen vorgeführt wurden“. Karl Rupp ist deshalb zwei Mal verurteilt, und am 22. Dezember 1922 verurteilt ihn das Schöffengericht Heilbronn zu einer Geldstrafe von 40.000 Mark. Der Betrieb des Lichtspiels bleibt ihm dauernd untersagt. Das Eppinger Kino geht am 16. April 1923 auf Sohn Alfred über.

Im Engel zählt das Bürgermeisteramt 1925 drei bis vier Vorstellungen pro Monat. Und der Betreiberwechsel geht weiter. Der Steinsfurter Robert Achenbach steigt im September ein, bereits im Februar 1926 kommt Hermann Maier aus Mannheim mit seinem Kino-Variété-Theater. Er verspricht samstagsabend und sonntagsmittag, eventuell noch abends, „Propaganda-Vorführungen für Sport im Film und auf der Bühne. Lehrreiche sowie belehrende Filme für die Schule“. Die Eintrittspreise liegen bei ihm nur zwischen 40 und 80 Pfennig. An einem Märztag zählt er zwar 90 Personen, dennoch bleibt das Kino kurz darauf wieder dunkel. Schließlich möchte im Januar 1927 das Süddeutsche Filmhaus Neckarelz um Karl Bulling jr. das Neue Lichtspielhaus eröffnen.

Die für Eppingen wichtigste Gründung folgt



In den Rössle- Lichtspielen der Familie Zorn erlöschen am 12. Oktober 1929 erstmals die Lichter.

schließlich Ende 1929. Franz Zorn, der das Rössle-Areal beim Pfeifferturm gekauft hat, eröffnet ein Kino in der rückwärtigen Scheune, die um 1875 gebaut wurde. Die Rössle-Lichtspiele sind geschaffen. Premiere ist am Samstag, 12. Oktober, mit „Hurra! Ich lebe!“ Vom Ambiente des Vorführungsraum sind die geladenen Gäste hochbefriedigt, notiert die Eppinger Zeitung. Über eine breite Treppe gelangen die Besucher in den Saal, der nach hinten ansteigt. Der Sockel ist grün, die Wand darüber rotbraun gestrichen. Eine Dampfheizung sorgt für angenehme Wärme.

Das eigentliche Kino-Abenteuer in der Fachwerkstadt beginnt. Die Filme laufen freitags bis sonntags. 13 Streifen, darunter „Dr. Mabuse“, zeigt Franz Zorn allein in den ersten drei Monaten. Fast 60 sind es im folgenden Jahr, auch den „Blauen Engel“. Die Tonfilmzeit beginnt schnell. Ende Januar 1931 hören die Besucher die Schauspieler im „Liebeswalzer“ sprechen.

Ein bedeutender Schritt erfolgt am Nikolaustag 1934: Franz Zorn übergibt das Kino an seinen Sohn Richard. Diese Entscheidung kommt Richard Zorn Recht - er kann sein Hobby zum Beruf machen. Der gelernte Metzger bestand bereits im Februar 1930 die erforderliche Prüfung zum Lichtspielvorführer. Von anderen Kinos in Eppingen ist zu diesem Zeitpunkt keine Rede mehr: Im Mai 1931 besichtigt das Bezirksamt Sinsheim alle Lichtspielhäuser im Zuständigkeitsbereich - in Eppingen wird nur das Rössle erwähnt.



Richard Zorn (links) mit seinen Eltern Veronika und Franz Zorn

Ab Juli 1933 müssen Kinobetreiber Mitglied der Reichsfilmkammer sein, und auch in Eppingen laufen nationalsozialistische Propagandastreifen wie Leni Riefenstahls „Triumph des Willens“ über den Parteitag in Nürnberg. Doch Kino im Kraichgau ist auch heile Welt. Die Eppinger Kinogängerin Marianne Ihle erinnert sich zwar nicht mehr, welchen Film sie in den 30er Jahren als erstes sah. Es müsse aber ein Liebesfilm gewesen sein. „Politik bestimmt nicht. Das hatten wir außerhalb genug.“



Das Ehepaar Richard und Hedi Zorn transportiert die Filme mit einem Fahrrad-Anhänger vom Bahnhof zum Kino

Richard Zorn heiratet 1938 Hedi Fischer und betreibt gemeinsam mit ihr das Kino. Die Filme holen sie in den 30er Jahren selbst in Heidelberg oder Mannheim ab, später werden die Streifen bis an den Bahnhof der Fachwerkstadt geliefert. Stets packt das Ehepaar die Rollen, die in einem handlichen Koffer verstaut sind, auf einen kleinen Anhänger und zieht ihn mit dem Fahrrad zum Kino. Im Zweiten Weltkrieg ruht der Betrieb teilweise, weil Richard Zorn einberufen wird. So von April bis November 1940 sowie für einige Monate im Jahr 1941. In dieser Zeit besteht Hedi Zorn die Filmvorführerprüfung, so dass am 10. Oktober 1941 unter ihrer Regie der Projektor wieder startet. „Sieg im Westen“, „U-Boote westwärts“ sowie „Kleider machen Leute“ zählen zu den Streifen, die die Eppinger bis Ende des Jahres sehen können. Das Ehepaar Zorn erhält sich in den Kriegsjahren seine persönliche Faszination für den Film. Bei Angriffen der Alliierten gilt ihre Sorge



Nationalsozialistische Propaganda: Leni Riefenstahls "Triumph des Willens" über den NSDAP-Reichsparteitag in Nürnberg ist im Jahr 1935 in Eppingen zu sehen



Vor dem Kassenhäuschen werben die Kinoinhaber im Jahr 1940 für den nächsten Ufa-Abenteuerfilm "Kongo-Express"



Wichtiger Treffpunkt für Jung und Alt: die Schaukästen des Rössle-Kinos

den Hunderte Meter langen Streifen. So schnell wie möglich schauen die Inhaber, ob diese zerstört sind.

Im Krieg gelten strikte Anweisungen. Spätestens um 22 Uhr müssen Kinos geschlossen sein, lautet etwa im September 1942 die Vorschrift. Allerdings wissen die Nationalsozialisten zugleich um die Bedeutung der Lichtspielhäuser: An der Heimatfront muss die Moral hochgehalten werden und die Stimmung positiv sein. Selbst in den letzten Kriegsmonaten verbieten die Verantwortlichen deshalb, die Lichtspielhäuser ganz zu schließen. „Unter Berücksichtigung dieser ausschliesslichen kulturellen Betreuung der Zivilbevölkerung durch den Film, ist es nicht zu verantworten, wenn in einzelnen Orten Filmtheater geschlossen werden und dadurch die Bevölkerung um den Genuss der Filmunterhaltung gebracht wird“, heißt es im November 1944. Kinos sind „unter allen Umständen“ offen zu halten.



Ein Film besteht aus mehreren Rollen, die nach jeder Vorführung von Hand zurückgepult werden müssen



Richard Zorn malt selbst Filmplakate: Ufa-Tonfilm-Operette "Zigeunerbaron" (1935)

Nach dem Zweiten Weltkrieg verbieten die Alliierten dem Ehepaar Hedi und Richard Zorn zunächst, ihr Kino zu betreiben. Die Eppinger verpachten die Stätte ab Mai 1946, und Trudel Pritsch wird Leiterin des Lichtspielhauses am Marktplatz. Über den Eintritt entscheidet zu jener Zeit die Preisaufsichtsstelle im Wirtschaftsministerium Stuttgart. Abhängig ist der Preis davon, wie das Kino ausgestattet ist. Fünf Kategorien nennt die Behörde etwa im Mai 1946, und die Kommunen müssen wählen von „Kinos mit schlechter Aufmachung“ (80 bis 90 Pfennig) bis „ausgesprochene Luxustheater“ (1,60 bis 1,70 Reichsmark). Eppingen ordnet die Rössle-Lichtspiele als „Theater mit einfacher Aufmachung“ ein. Der Eintritt liegt damit maximal zwischen einer und 1,10 Reichsmark.

Der Filmgenuss wird in den Nachkriegsjahren billiger. Auf den Runderlass „Senkung der Eintrittspreise für Lichtspieltheater“ antwortet Trudel Pritsch im August 1947 dem Wirtschaftsministerium: Der Eintritt liegt bei ihr zwischen 70 Pfennig für den zweiten Platz und 1,25 Reichsmark für den Polstersitz. Davor war die Spanne 80 Pfennig bis 1,40 Reichsmark. Streng reglementiert sind ebenfalls die Besuche der Vorstellungen. „Zu den Filmvorführungen haben jedoch nur Ortsansässige Zutritt“, ordnet im Jahr 1948 das Landratsamt Sinsheim der Eppinger Kinochefin an.



Ein Blick in den Kinosaal

Richard Zorn wird entnazifiziert, und damit kann er in sein Kino zurückkehren. „Nachdem mir die Lizenz für meinen Kinobetrieb anfangs abgelehnt wurde und das mir am 26.7.48 schriftlich zugeht, erreichte ich am 11.8.48 durch persönliches Vorsprechen in Stuttgart bei Herrn Scott, Chef der Filmkontrolle, eine Zusage. Herr Scott, ein Amerikaner, hat sich persönlich für mich bei der zuständigen politischen Überwachungsstelle eingesetzt! Am 16.8.48 bekam ich dann diese Zusage schriftlich“, erzählt Richard Zorn in einem Gespräch. Schnell baut er eine Bühne mit Boden, Beleuchtung und eine neue Tonwand ein. Zurück in seinem Lichtspielhaus präsentiert er sich am 1. Oktober mit dem Film „Die Frau ohne Herz“.

Die Eppinger zeigen Herz und strömen in ihr Kino, und das Ehepaar Zorn kann investieren: Im Dezember 1948 werden die Wände verputzt, neue Seitenleuchten angebracht, und die Bühne erhält einen Vorhang mit elektrischem Vorhangzug. Im März 1949 bauen die Inhaber eine neue Tonfilm-Anlage ein, im Jahr 1952 kaufen



Auf Wiedersehen: Die Rössle-Lichtspiele verabschieden ihre Besucher an den Treppen

sie eine neue Bestuhlung und neue Vorführmaschinen, 1954 kommt eine neue Heizungsanlage und 1958 das Breitwand-Zeitalter. Sogar Pläne für einen großen Umbau liegen in jenen Jahren vor: Richard Zorn lässt einen Architekten ein modernes Erdgeschoss-Filmtheater entwerfen.

Es sind die Jahre, in denen sich die Jugend am Rössle trifft. Die gleichnamige Gaststätte und das Kino: Sehen und gesehen werden, das geht am besten hier, am Tor zur Altstadt. Schnell ist diese Kreuzung deshalb nur als Schlingelmarkt bekannt. Wer sich den Kino-Eintritt nicht leisten kann oder zu jung für Filme ist, der studiert die Schaukästen, die an der Altstadtstraße hängen. Die Fotos von Filmszenen darin genügen, und jeder träumt von den Leinwand-Abenteuern.

Das Kino prägt den Lebensrhythmus der Familie Zorn. Dienstags ist Ruhetag, mittwochs und donnerstags spannt der Vater Kurzweiliges in die Maschinen ein, freitags bis montags ist den Familienfilmen reserviert, und Abenteuerfilme sind in der Spätvorstellung angesagt. Besucher gehen die steilen Treppen hinauf zum Kassenhäuschen und stellen sich dort den strengen Blicken von Hedi Zorn und ihrer Mitarbeiterin, Frau Gerstenberger. Die Kartenabreißerinnen kennen alle Eppinger. „Du bist noch keine 16.“ Das gilt auch für die Kinder Zorn, die zwar die Besucher zu den Plätzen im Kino führen, aber längst nicht jeden Film sehen dürfen.



Richard Zorn erhält in den 50er Jahren einen Entwurf für ein Erdgeschoss-Filmtheater



Zentral
Fließendes Wasser
Heizung

Gut
bürgerlichen Mittagstisch

Eigene Schlachtung

KING KONG

Rüsse Licht Spiele

Rappenaau
Heidelberg He

KING KONG

KING KONG

KING KONG

Der Saal ist voll, und die beiden Apparate ermöglichen pausenlosen Filmgenuss. Doch der Eppinger Betrieb mit seinen 200 Sitzen kann mit der Konkurrenz in den Großstädten nicht mithalten. Aus Sicht eines ländlichen Kinos verlangen die Verleiher zu viel für die Vorführrechte. Filmliebhaber müssen deshalb in der Fachwerkstadt auf Neuerscheinungen warten. Manchmal sind diese für die Rössle-Lichtspiele erst nach einem Dreivierteljahr erschwinglich. Schließlich setzt das Kinosterben in Deutschland ein. Fernseher sind bezahlbar geworden, die Menschen werden mobiler oder sparen aufs Eigenheim. Und während die Gaststätte Rössle für Eppinger der Treffpunkt bleibt, werden die Rössle-Lichtspiele nebenan zusehends leerer. In den 70ern brechen die Zuschauerzahlen ein. Richard Zorn gibt die Hoffnung nicht auf. Er setzt sogar auf die Oswald-Kolle-Filme, die Aufklärungstreifen der damaligen Zeit. „Vater hat's dann ausplätschern lassen“, erzählt sein Sohn Joachim Zorn. 1980 ist Schluss.

Fast zwei Jahrzehnte liegen die Rössle-Lichtspiele im Dämmerzustand, ehe Joachim Zorn und Mitstreiter versuchen, sie zu reaktivieren. Sie sehen eine Renaissance

des Kinos. Das Areal inklusive der Gaststätte und dem Innenhof hat immer noch Charme. Eine Art Kommunales Kino stellt sich die Gruppe vor. Der einstige Kinosaal könnte multifunktional genutzt werden, sogar Theateraufführungen wären möglich. Die Initiatoren hoffen, den gesamten Bereich mit Kleinkunst zu beleben. Die Pläne werden allerdings nie realisiert. Es fehlen Investoren.

Im Jahr 2007 kauft die Stadt Eppingen die Fläche. Analysen ergeben, dass das Gebäude Rössle-Lichtspiele baufällig ist. Das Dach ist stellenweise offen, der Dachstuhl nicht mehr trittsicher, die Decke zum Kinosaal durchgebrochen. Von erheblichen Schäden an der tragenden Bausubstanz sprechen die Experten im November 2008. „Eine Sicherung des alten Kinogebäudes ist wirtschaftlich nicht vertretbar, da sie Kosten entsprechend einem Neubau auslösen würden“, begründet das Bürgermeisteramt die Entscheidung des Technischen Ausschusses, das Gebäude so weit als nötig abzutragen. Auch das Denkmalamt beim Regierungspräsidium Stuttgart stimmt diesem Abriss zu. Nur der Gewölbekeller und die Inschriftentafel der ehemaligen Gasthofscheuer müssen auf jeden Fall erhalten bleiben.

Quellen:

Gespräche mit Marianne Ihle, Heinrich Vogel, Reinhold Sack, Joachim Zorn

Archive/kommunale Veröffentlichungen:

Bürgermeisteramt Eppingen: Altes Kino, Vortrag, TA

Bürgermeisteramt Eppingen: Pressestelle: Nr. 61/2008

Bürgermeisteramt Eppingen: Vorlage TA 82/08

Hauptstaatsarchiv Stuttgart: EA 6/003 Nr. 5983

Heimatfreunde Eppingen: Ausführliche Recherchen von Reinhard Hauke

Regierungspräsidium Stuttgart: Denkmalpflegerischer Wertepplan, Gesamtanlage Eppingen

Stadtarchiv Eppingen: A/1273

Stadtarchiv Eppingen: A/2129

Zeitung:

Eppinger Zeitung: Diverse Ausgaben 20er Jahre

Gajer, Simon: Kinolicht erlischt für immer (Kraichgau Stimme, 27. November 2008)

Gajer, Simon: Nur Bilder erwecken Rössle-Lichtspiele zum Leben (Kraichgau Stimme, 7. Januar 2009)

Hauke, Reinhard: 50 Jahre Rössle-Lichtspiele in Eppingen (Eppinger Zeitung, 10. Oktober 1979)

Hettich, Alexander: Bewegung im Pfeifferturm-Areal (Kraichgau Stimme, 15. Januar 2007)

Hettich, Alexander: Die Freunde des alten Kinos geben noch nicht auf (Kraichgau Stimme, 20. Januar 2007)

Reproduktionen/Bilder:

Heimatfreunde Eppingen

Simon Gajer

Joachim Zorn

EPPINGEN 1933 - 1939

Edmund Kiehne

Umschau

„Den Frieden zu erringen, der Nation Selbstbestimmungsrecht zu sichern, die Verfassung zu sichern und zu behüten, die allen deutschen Männern und Frauen die politische Gleichberechtigung verbürgt, dem deutschen Volk Arbeit und Brot zu schaffen, ein ganzes Wirtschaftsleben so zu gestalten, dass die Freiheit nicht Bettelfreiheit, sondern Kulturfreiheit werde“ dies waren die Ziele, die nach dem 1. Weltkrieg der 1925 leider zu früh verstorbene Reichspräsident Friedrich Ebert¹ anstrebte, der SPD Mann aus Heidelberg, der das Deutschlandlied am 11. August 1922 als Nationalhymne eingeführt hatte. Indes, es sollte anders kommen. Die schreckliche Inflationszeit war noch nicht vorbei.

Die braune NS-Seite forderte: Weg mit der Schmach des Diktats von Versailles, Gleichberechtigung, geistig oder körperlich zu schaffen, Brechen der Zinsknechtschaft, Gewinnbeteiligung an Großbetrieben, gesunden Mittelstand, Bodenreform, Ausbau des Bildungswesens, „Gemeinnutz geht vor Eigennutz“, „kein Jude kann Volksgenosse sein“ (Vernichtung der Juden steht nicht dabei).²

Andere demokratische Parteien hatten einzelne dieser Forderungen schon erhoben. Hitler fasste sie alle zu einem Programm zusammen und hatte langsam und stetig Erfolg damit. Dazu stellte Theodor Heuss schon 1932 fest: „Die Geburtsstätte der nationalsozialistischen Bewegung ist nicht München, sondern Versailles“.³

Als Folge der Weltwirtschaftskrise herrschten in Deutschland katastrophale wirtschaftliche Verhältnisse und Lebensbedingungen, die Arbeitslosenzahl marschierte in Rich-

tung 7 Millionen. Im Reichstag verteilten sich die Sitze nach den Wahlen am 6.11.1932 wie folgt: NSDAP 196 (im Juli 1932 noch 230), SPD 121, KPD 100 (im Juli 1932 noch 89), Zentrum 70 (plus 20 der Bayrischen Volkspartei), Deutsch-Nationale 52, und der Rest ging auf kleine Splitterparteien.⁴ Die Verhältnisse im Reichstag machten ein vernünftiges Regieren unmöglich. So blieb dem greisen Reichspräsidenten von Hindenburg kaum eine andere Wahl, als Hitler mit der Regierungsbildung zu betrauen, und am 30. Januar 1933 wurde Adolf Hitler als Reichskanzler mit seiner Regierung vereidigt. Darin amtierten nur drei Nationalsozialisten und acht Bürgerlich-Konservative.⁵ Viele hofften, damit wären die Braunen im Zaum gehalten. Nach ausländischer Sicht begann mit Hitler die „Tragödie für Deutschland, Europa und die Welt, dass das deutsche Volk sich trotz seines Wissens und seiner Kenntnisse von Hitler und seinen Kumpanen habe verführen lassen“.⁶

Man muss freilich fragen, wie das einfache Volk damals, das froh war, wieder Arbeit und Brot zu bekommen, das hätte bemerken oder voraussehen sollen. Denn wie jedes Jahr war die Welt in der Reichskanzlei beim Neujahrsempfang vertreten, bewunderte 1936 die Olympiade in Berlin, und englischsprachige Zeitungen lobten 1938 Hitler sogar sehr. Und was sagte dazu 1949 Kurt Schuhmacher unter den Augen der Besatzungsmächte? „Die Theorie der Kollektivschuld des deutschen Volkes muss entschieden abgelehnt werden. Vielmehr muss man von einer europäischen Schuld sprechen, denn während die deutschen Sozialdemokraten von den Nationalsozialisten verfolgt worden sind, haben die übrigen Nationen die Machtergreifung durch

Hitler und die Kriegsvorbereitungen der Nazis zugelassen und geduldet".⁷

Mit dem feierlichen Propagandatag von Potsdam am 21.3.1933 wurde mancher skeptische ehemalige Frontsoldat überzeugt. Nach dem Tod des Reichspräsidenten von Hindenburg am 2.8.1934 vereinigte Hitler alle Macht in seiner Hand und nannte sich fortan „Führer und Reichskanzler“. Das neue Kabinett ergänzte er und wechselte Minister aus, und die Reichsregierung beschloss, ab 1933 31 Verordnungen und Gesetze wie das Ermächtigungsgesetz und das Gleichschaltungsgesetz.



Der „Adler“ von 1929 des Apothekers Brunner. Davor sein Sohn Helmut.

Die Entwicklung in Baden und Württemberg

NS-Gauleiter Robert Wagner riss 1933 die Macht an sich und wurde im Mai 1933 zum Reichsstatthalter von Baden ernannt und war damit Inhaber der höchsten Staatsgewalt in diesem Bundesland. Als Hitler kurz vor der Machtübernahme Heilbronn besuchte, wollten ihn die Heilbronner in den Neckar stürzen. Ein SA-Trupp aus Eppingen fuhr auch nach Heilbronn, um die dortige SA zu unterstützen. Unter wüsten Beschimpfungen dort angekommen, muss er schließlich froh sein, unverrichteter Dinge wieder nach Hause zu kommen. In Württemberg wurde Gauleiter Wilhelm Murr zunächst Staatspräsident und im Mai 1933 Reichsstatthalter. Von 57 Sitzen im badischen Landtag erhielt die NS-Partei 30. Landtagsabgeordnete waren Wilhelm O. Geiger aus (Gemmingen-) Stebbach und Otto Bender aus (Angelbachtal-) Eichersheim, Reichstagsabgeordneter Wilhelm Rupp aus Reichen. Das hatte nicht viel zu bedeuten, denn am 30.1.1934 hob ein

Reichsgesetz den badischen Landtag ohnehin auf, und mit der Auflösung aller anderen Parteien im Juni/Juli 1933 und den Auswirkungen des Ermächtigungsgesetzes war der Reichstag praktisch eine Parteiversammlung geworden, die wichtige Erklärungen der Regierung entgegenzunehmen und zu bejubeln hatte. Die Länderregierungen waren bald nur noch eine oberste Verwaltungsbehörde, regiert wurde in Berlin.

Zum ersten Mal hatte in Eppingen die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei (NSDAP), vertreten durch ihre Gauleitung Baden, sich am 11. Oktober 1925 im Schwanensaal mit einer Versammlung zur Landtagswahl bemerkbar gemacht. In Stebbach hatte sich 1926 ein Stützpunkt gebildet.

Das Geschehen in Eppingen

Im Herbst des Jahres 1928, im „Schwanen“ war gerade die Theaterprobe des RV „Wanderer“ für die „Rose vom Felseneck“ herum, trafen sich im Nebenzimmer des „Krokodils“ etwa acht Eppinger, um eine Ortsgruppe der NSDAP zu gründen. Beitragszahlungen folgten ab 1929. Um 1932 marschierten hier in der SA vorwiegend Landwirte; die Arbeiterschaft war traditionell der SPD und zum geringeren Teil der KPD zugewandt.

1932 zählte Eppingen 3506 Einwohner; ein städtisches Krankenhaus, eine Landwirtschaftliche Winterschule, eine Gewerbeschule und eine Handelsschule waren noch da, dazu ein Progymnasium (damals Realschule genannt und dann in Oberschule umbenannt), ein Kino (manchmal zwei), eine Badenwerksbezirksstelle, ein Postamt, ein Eichamt, ein Bezirksschornsteinfeger, eine Badeanstalt. In der Stadt betätigten sich 3 praktische Ärzte (Dr. Beysel zugleich Krankenhausarzt); 2 Alteisen- und Altmaterialhändler, 1 Apotheker, 2 Architekten, 1 Fahrschule, 1 Autolackierer, 2 Autovermietungen, 4 Autowerkstätten, 2 Autosattlereien, 12 Bäckereien, 2 Badeanstalten, 1 Baumaterialhändler, 6 Benzintankstellen, 1 Bierbrauerei, 2 Bildhauer, 3 Blechnereien, 3 Buchbindereien, 3 Buchdruckereien, 3 Bücher- und Schreibwarenhändler, 4 Cafés, 4 Dentisten, 1 Dreher, 2 Dreschereien, 1 Drogerie, 1 Eisenwarenhandlung, 4 Elektroinstallateure, 6 Fahrrad-

handlungen, 1 Fette-, Seifen- und Öl- und Bienenwabenhandlung, 3 Friseure, 6 Fuhrunternehmer bespannt (zwei davon zugleich Güterbesteller), desgl. 3 mit Lastwagen- und Fernverkehr, 2 Gärtnereien, 20 Gasthäuser, 1 Gipser, 2 Glasereien, 3 Glas- und Porzellanwarenhandlungen, 2 Gold- und Silberwarenhandlungen, 2 Herd- und Kassenschränkehersteller, 2 Hebammen, 1 Hotel, 1 Kaminfegermeister, 1 Kohlenhandlung, 16 Kolonialwaren- und Lebensmittelgeschäfte, 3 Konditoreien, 3 Konfektionsgeschäfte (Bekleidung), 3 Küfereien, 6 Landesproduktthändler, 2 landwirtschaftliche Maschinenreparaturwerkstätten, 4 Lederwaren- und Polstermöbelgeschäfte, 1 Leichenschauer, 2 Limonade- und Mineralwasserhersteller, 3 Mahlmühlen, 5 Maler und Tüncher, 4 Manufakturenhändler, 1 Maschinenfabrik, 9 Maurer- und Baugeschäfte, 6 Metzgereien, 3 Mietwäschereien, 1 Ölmühle, 1 Optiker, 1 Omnibusbetrieb, 1 Putzgeschäft, 1 Hutmacher, 1 Rechtsanwalt, 1 Rechtsberater, 1 Sägewerk, 4 Sattler und Tapezierer, dazu 1 Großhandlung, 2 Schifffahrtsagenturen, 6 Schlosser- und Mechanikerwerkstätten, 5 Schmieden, 2 Schnapsbrennereien, 2 Schneidereien, 16 Schneiderinnen, 11 Schreinereien (Bau und Möbel; die zwei größten nannten sich Möbelfabrik) 8 Schumacher, 4 Schuhwarenhändler, 1 Seifengeschäft, 1 Seilerei, 1 Stempelhersteller, 1 Tabakwarengeschäft, dazu 1 Großhandel, 1 Tapissierwarenhersteller, 1 Terrazzo- und Kunststeinhersteller, 2 Uhrmacher, 4 Wagnereien, 2 Zahnärzte, 1 Zeitungsverlag, 1 Ziegelei, 5 Zigarrenfabriken und 2 Zimmereien.

Im Frühjahr verkauften Landwirte aus der Rheinebene und der Pfalz Kirschen; Pfälzer Straßenmusikanten sah man das ganze Jahr, ebenso Fuhrwerke, die Lumpen, Alteisen, Schlappen und Papier sammelten; zum Hexenstäffele kamen regelmäßig die Schirmflicker und Zigeuner sowieso, auch Scherschleifer zogen manchmal durch die Straßen und wandernde Zimmerleute; hinter dem „Schwanen“ befand sich eine einfache Wandererherberge. Zur „Kärwe“ konnte man in den Gasthöfen „Zur Eisenbahn“, „Krone-Post“ und „Engel“ tanzen. Das Frischluft- und Freibad war eröffnet worden, aber ein ausgesiedelter Landwirt musste 28 Prozent Zins für seine Schulden bezahlen. In Folge der hohen Arbeitslosig-



Lehrgang für Jungbäuerinnen an der Landwirtschaftsschule. Rechts mit Mütze: Schulleiter Okonomierat Mayer-Ullmann.

keit und Verschuldung der Bauern lag das Wirtschaftsleben danieder.

Der Pfaffenberg war eine schöne Anlage im englischen Landschaftsstil mit Kinderspielplatz und Ruhebänken. Die Kastanienbäume waren der Maikäfer und der Fruchtspielkugeln wegen sehr beliebt. Von der Plattform des Wasserhochbehälters genoss man einen guten Überblick über die alte badische Amtsstadt.

Die Stadt hatte zwei Polizeidiener (Schutzmänner) angestellt; sie trugen schwarze Hosen, blaue Uniformjacke, Pickelhaube und ein langes Seitengewehr (das ist ein Säbel bis zum Knie) an der Seite. Sie hatten für Ordnung und Sauberkeit zu sorgen; sie wurden unterstützt von zwei Feldhütern (Feldschütz). Die staatliche Gendarmerie trug zu schwarzen Hosen dunkelgrüne Uniformjacken und ebenfalls eine Langwaffe an der Seite, anfänglich Tschakos, später sogen. Bergmützen. Als Fahrzeug benutzten sie die eigenen Fahrräder; drei Mann stark und ein Kommissar an der Spitze waren sie zuständig für den ehemaligen Amtsbezirk und sehr erfolgreich. Manche Läden, z. B. der Hafnerladen mit Töpferei, Rappenaerstraße 15, besaßen noch die alte Schaufensterform wie ein Wohnfenster, aber die Verglasung bis auf den Sockel (innen Fußboden) herunter gezogen. Am giebelständigen Haus Bahnhofstrasse stand oben vergilbt zu lesen: Sattler- und Polsterartikel-Großhandlung; interessanter war das Schaufenster, fast so breit wie das

ganze Haus, an dem die Kinder zur Weihnachtszeit sich die Nase platt drückten. Denn vor Linolbodenrollen im Hintergrund lief auf langem Gleisoval eine elektrische Eisenbahn, umgeben von Elastolinindianern und Soldaten, Puppen, Kinderwägelchen und allerhand Blechspielzeug!

Heute noch ablesbar an den Sandsteingewänden, wurden noch benutzt die Schweineställe zur Strasse unter den Wohnräumen. Der Mist wurde davor in einer Sandsteingrube untergebracht, die bodeneben mit Bohlen oder Rundhölzern abgedeckt war. Diese Häuser an der Kettengasse und an der St. Petersgasse besaßen ja hinter und seitlich des Hauses keinen Platz. Das hatte den Vorteil, dass die Räume von unten her schön warm waren, führte aber im Laufe der Zeit oft zu schweren Feuchtigkeits- oder Fäulnisschäden.

Die Eppinger hießen mit Spitznamen (zum Utzen) Mondspritzer,⁸ Mistkrabben⁹ oder Halbherren.¹⁰

Bei den Wahlen in Eppingen vom 5. März 1933 errang die NSDAP 1.173 Stimmen (am 6.11.1932 waren es 958), die SPD 232 (1932: 225), die KPD 195 (209), die Badische Zentrumspartei 190 (193), die übrigen 31 Parteien erhielten keine oder nur wenige Stimmen.¹¹



*Bürgermeister
Albert Wirth,
1903-1933*

Im Eppinger Rathaus amtierte immer noch Bürgermeister Albert Wirth, seit 1903 mehrfach wiedergewählt, mit dem alten Gemeinderat, 10 Stadträten verschiedener politischer Richtungen. Noch aufgrund alter Rechtslage beschloss man zur Beschaffung von Arbeitsmöglichkeiten für die Erwerbslosen Wegebauten und die Aufnahme eines unverzinslichen Darlehens für die Gesamtkosten von 66.600 Mark, da an eigene Geldmittel nicht zu denken war.

Auf Antrag der NSDAP-Ortsgruppe Eppingen vom 7.3. ernannte man in der Sitzung vom 13. März Reichskanzler Adolf Hitler zum Ehrenbürger und benannte die Brettenner Straße in Adolf-Hitler-Straße um. Dage-

gen getraute man sich, den Antrag vom 11.3. wegen Ehrenbürgerrechts für den Reichskommissar Wagner zurückzustellen. Eine Woche später wird die Änderung der Straßenlampe am „Grünen Hof“, in eine Überspannungslampe genehmigt, aber wohl nur deshalb, weil der Antragsteller ein Drittel des Aufwandes bezahlen wollte. Dagegen wurde der Gänsbruch- und Triebwegsausbau zum Vollzug freigegeben. Mit dem schnellen Drängen auf Hitlers Ehrenbürgerwürde wollte die Ortsgruppe die Verbundenheit der Wählerschaft mit ihm dokumentieren und glaubte zu den ersten zu gehören, die auf diesen Gedanken kamen. Woanders geschah aber auch Ähnliches.



Freiwillige Sanitätskolonne Abteilung 33. Man erkennt Malermeister Specht (vorn mit Bauch), rechts Oskar Demme und links Schuhmachermeister Heinrich Ehehalt.

Man spürte zwar in Eppingen etwas von dem neuen Wind der Zeitgeschichte, war jedoch im Vergleich zu früher zur Bedeutungslosigkeit verurteilt. Zu Großherzogzeiten 15 Jahre durch einen Eppinger Abgeordneten im Landtag vertreten, hatte man das Ohr am Puls der Politik und etwas mitzureden. Aber nach dem Verlust des Bezirksamtes 1924 ging gar nichts mehr. Wohl forderte Heimatdichter Johannes Kleinheins in einem glühend patriotischen Aufruf, dass man das himmelschreiende Unrecht, das man dem Lieblingsstädtchen unseres alten Großherzogs angetan hat, wie-



*Johannes Kleinheins
(1879 - 1939), bad.
Ministerialoberrechnungsrat in Karlsruhe
und Eppinger Heimatdichter*



Ein Volksfest war für Eppingen der Tag, als der Gemeinderat die Ehrenbürgerschaft für den Diktator beschloß.

Foto: Kammerlande

der gutmachen und es jetzt wieder zum Sitz eines Bezirksamtes erheben müsse.¹² Es tat aber niemand etwas dafür, im Gegenteil. Nach finanziell guten Erfahrungen mit der Organisation der NS-Kreisleitung trat am 1. Oktober 1936 eine erneute badische Verwaltungsreform in Kraft. Als Folge wurden die Bezirksamter Bretten und später auch Wiesloch aufgelöst.¹³ Dabei erhielt der Landkreis Sinsheim Eichelberg, Kürnbach, Sulzfeld, Tiefenfach und Zaisenhausen zugeteilt. So lagen in seinem südlichen Teil wenigstens wieder alle Gemeinden des früheren Amtsbezirks Eppingen beisammen.

Das Foto oben zeigt keineswegs die Ereignisse vom 30.1.1933, sondern man kann es trotz der schlechten Wiedergabe deutlich erkennen, dass es sich um einen Umzug zum nationalen Feiertag der Arbeit am 1. Mai handelt.

Bürgermeister Wirth lobte in seiner Ansprache den Werdegang des Führers, gab der sicheren Erwartung Ausdruck, dass die Versprechungen eingehalten werden und „Mittelstand und Bauertum aus dem großen Elend herausgezogen werden... und er recht bald Arbeit und Brot verschaffen“ werde. Er schloss - wohlbemerkt - nicht mit dem schnell üblich werdenden „Heil Hitler“ oder „Sieg heil“, sondern mit „Unser deutsches Vaterland und unser engeres Heimatland: Hoch! Hoch! Hoch!“ Der Ortsgruppen-

leiter ergriff noch das Wort, es wurde das Deutschlandlied und das Horst-Wessel-Lied¹⁴ gesungen, und der kleine Parteizug mit der Feuerwehrkapelle marschierte zum Schwanensaal zu weiteren Reden, Musik und Gesang.¹⁵

Zum 23.3. erging ein allgemeines badisches Schächtverbot. Die Schächtmesser wurden eingezogen, waren an Stangen befestigt und von einigen Parteimitgliedern mit Dreschflegeln zusammengeschlagen, dazu verbrannte man eine schwarz-rot-goldene Fahne. Bürgermeister Wirth wurde nicht mehr ins Rathaus gelassen, so hielt er auf Keppners Treppenhochhaus eine kurze Rede, und die Parteigenossen holten vom Lagerhaus Diplomkaufmann Karl Doll, den sie als Bürgermeister haben wollten.

Wer über den Bürgermeisterwechsel Aufschluss aus dem Gemeinderatsprotokoll erhofft, sieht sich getäuscht. Am 22.3. hatte noch Bürgermeister Wirth den Vorsitz geführt, am 9. Mai 1933 tut das plötzlich der kommissarische Bürgermeister Doll. Er wurde bei der auf den 3.6.1933 ausgeschrieben Wahl prompt gewählt und am 15.8. zusätzlich vom Gemein-



Bürgermeister Karl Doll (1933-1937)

derat zum Eichamtsvorsteher vorgeschlagen. Nähere Angaben oder Gründe sind nicht genannt.¹⁶ Der Vorsitzende der Allgemeinen Ortskrankenkasse Eppingen und ihr Geschäftsleiter wurden beurlaubt, und der Ortsgruppenführer der NSDAP als kommissarischer Vorstand eingesetzt.

Das nächste Fest organisierte die Partei anlässlich der Reichstageröffnung am Tag von Potsdam am 21. März mit Feuerwerk, Umzug der Ortsgruppe und sämtlicher Vereine durch die Stadt und anschließend dem Abbrennen eines Freiheitsfeuers auf der Hornbuckelebene. Man beachte, für einen Umzug oder ein Fest mobilisierte die kleine braune Schar immer sämtliche Vereine, die angesichts der ausgebrochenen nationalen Euphorie vermutlich gerne mitmachten.

Am 24. März sind als Ziele der Regierung Hitler in der Zeitung zu lesen: Beseitigung des Kommunismus, Stärkung des Reichsgedankens, moralische Sanierung, Rettung des deutschen Bauern, Eingliederung der Arbeitslosenarmee, mehr Beschäftigung auch im Mittelstand, Reichsbahn, Reichswehr und Abrüstung.

Die Gendarmerie nahm die führenden Köpfe der gegnerischen politischen Parteien in Schutzhaft und brachte sie mit dem fahrplanmäßigen Zug nach Sinsheim. Sie wurden triumphierend von NS-Funktionären zum Bahnhof geleitet, damals natürlich zu Fuß. Vom Pöbel wurden sie mit Fußtritten bedacht. Ein Bahnhofspassant, der sich dazu missbilligend äußerte, wurde zum Schweigen gemahnt, ansonsten man ihn auch gleich mitnehmen würde. Da die sieben Verhafteten nach drei Tagen wieder da waren, erregte man sich in der Bevölkerung bald nicht mehr darüber. Dass die alte badi-sche Regierung verhaftet und in das Lager Kislau eingeliefert worden war, dürfte ohnehin kaum jemand gestört haben, denn man nahm dieser immer noch die Auflösung des Bezirksamtes Eppingen übel. Beim Kampf um die Wählerstimmen ereigneten sich in den Großstädten Wahl- und Saalschlachten, bei denen es auch Todesopfer gab. Auf dem Lande und in den Kleinstädten, wie auch bei der NS-Machtübernahme, zeigten sich die Gegensätze nicht so schlimm wie in der Anonymität der Großstädte; man war sich zu nahe und kannte sich zu gut.

Hier einige Szenen aus der Kampf- und Übergangszeit

Beim Straßenbau zum Ottilienberg war ein kräftiger Mann ohnmächtig umgekippt, was den Kapo aber wenig störte. Zwei Arbeitskameraden schleiften ihn ins Krankenhaus, wo er wieder hergestellt wurde. Kommentar des Kapo: „Schade, dass er nicht verreckt isch, des hät a scheene Hitlerleich gäwe.“¹⁷ Morgens in der Frühe in Karlsruhe verhaftete die Schutzpolizeistreife Plünderer von jüdischen Geschäften.¹⁸ Als das Reichsbanner in Bataillonsstärke durch Eppingen marschierte, hob ein braungesinnter Lehrer am Marktplatzrand den Arm zum Hitlergruß. Aus der Kolonne heraus schlug ein Veteran mit seinem Spazierstock ihm den Arm wieder herunter. Es blieb dann friedlich, vielleicht auch weil die Regierung vorsichtshalber einige Schutzpolizisten nach Eppingen geschickt hatte. In einem Nachbardorf schlugen die Braunen die Fenster ein und wollten in das Haus eindringen, fanden ihren politischen Gegner aber krank im Bett. Darauf hin schlug ihnen anscheinend doch das Gewissen, und sie standen Wache vor seiner Haustüre mit der Begründung, sie müssten aufpassen, dass niemand dem kranken Mann etwas zu Leide tut.

Beim Plakatkleben stellte die KPD-Kolonnie fest, dass ihre Plakate abgerissen waren, und verdächtigte gleich jemanden. Ihr Anführer widersprach energisch: „Des isch mein Schulkamerad, der macht so ebbes net“. In einem anderen Nachbardorf stellte die SS den Bürgermeister, und zwei katholische Geistliche mussten ihren Widerstand mit Inhaftierung oder gar mit dem Leben büßen. Der Riss ging sogar durch die Familien, einer wurde Offizier bei der Waffen-SS und der andere Bruder katholischer Priester.

Eine Eifersüchtelei nach der Machtübernahme: Hatte der SA-Führer sich geärgert, weil er nicht Bürgermeister wurde? Es kam zur Schlägerei zwischen ihm und dem Bürgermeister.

Hatten sich die Waldarbeiter beim Vesper morgens lange genug über Politik gestritten, griffen sie anschließend zu den Fäusten und klopften sich, bis der Hilfswaldhüter mahnte: „Schluss jetzt, auf, auf, wir müsse wieder an'd Ärwet und was schaffe“.

Der Turnverein galt als konservativ, vaterländisch. Die Sieger bei Turnfesten erhielten ihren Eichenkranz mit Schleife. Der VfB dagegen galt als rot; in der 1. Mannschaft spielten friedlich nebeneinander drei SS-Leute, drei SA-Leute, ein Hitlerjunge, drei Sozialdemokraten und zwei Kommunisten. In der Kreisklasse 11 wurden sie meistens Herbstmeister.¹⁹

Die unliebsamen Vorfälle ihrer Rabauken wurden den nun in höchsten Regierungsämtern sitzenden braunen Machthabern schließlich unangenehm, und sie stellten dies unter Strafandrohung ab.²⁰

Am 20. April, zu des „Führers Geburtstag“, wie es später hieß, beflaggte das Städtchen mit den wieder zur Ehre gekommenen alten Reichsfarben schwarz-weiß-rot, den badischen Landesfarben gelb-rot-gelb und einigen neuen Hakenkreuzfahnen, von denen ein Wagemutiger auch eine auf die Spitze des Pfeiferturms gepflanzt hatte. Der NS-Kreisleiter Wilhelm O. Geiger, mit späterem Dienstsitz in Sinsheim, setzte einen Aufruf in die Zeitung, und abends feierte die noch kleine NSDAP, ihre Gliederungen und der KKS²¹, eingeleitet durch vaterländische Reden und umrahmt von Chören der beiden Gesangvereine Eintracht und Frohsinn anlässlich des neuen Reichskanzlers Geburtstag.

Das nächste große nationale und parteiamtliche Fest fiel auf den 1. Mai, der 1933

ein Montag war. Es wurde eingeleitet durch Glockengeläut am Sonntagabend, Wecken durch Trompetensignale am 1. Maimorgen 5.30 Uhr. Dann stand die Frühmesse, danach das Hissen der Hakenkreuzfahne bei den Betrieben, die Sammlung der Verbände zum gemeinsamen Zug zur Turnhalle im Rot auf dem Programm, wo ein gemeinsamer Feldgottesdienst durchgeführt wurde. Um 10.00 Uhr Abmarsch zum Karlsplatz zum gemeinschaftlichen Empfang der Radioübertragung der großen Maimkundgebung aus dem Berliner Lustgarten. Mittags 13.30 Uhr wurde der Festzug aufgestellt, der um 14.00 Uhr abmarschierte durch die Stadt mit dem Ziel Karlsplatz zum Ausschank und Unterhaltungsnachmittag. Die Sportler wurden durch ein Blitzturnier der Fußballvereine der Umgebung beschäftigt. Um 20.00 Uhr wiederum Gemeinschaftsempfang der Kundgebung auf dem Tempelhofer Feld in Berlin mit ihrer Hitlerrede. Lässt man den ADAC und die Betriebe des Festzuges weg, die „einen Querschnitt durch die nationale Arbeit darstellen und den Sinn für die Vielseitigkeit der Berufe weckten“, so hat man den Typ eines Umzuges vor sich, wie er in den folgenden, braunen Jahren alljährlich zwei Mal zur Hand sein musste (beim Erntedankfest bereichert durch landwirtschaftliche Gruppen). Es marschierten die Feuerwehrkapelle, der SA-Sturm Eppingen und Kirchartd, die Amtswalter der NSDAP-Orts-



Umzug zum 1. Mai; Vorne der Männergesangverein „Eintracht“, dann die Stadtpolizisten (kenntlich an den Pickelhauben), im weißen Hemd die Lehrerschaft, die Postarbeiter (uniformiert), dann Sportvereine und der Wagen des Bezirks-Konsumvereins Bretten-Bruchsal (im Eckhaus rechts war das Lebensmittelgeschäft Konsum). Links das Café und Restaurant „Rössle“

gruppe Eppingen, die NS-Frauenschaft, die NSDO, das deutsche Jungvolk, die Hitlerjugend drei Salutkanonen mitführend, der Männergesangverein Eintracht, die Kriegsveteranen von 1870/71 in Autos des ADAC, die ADAC-Ortsgruppe in ihren PKW's, die Schwerkriegsbeschädigten des 1. Weltkrieges, die Postveteranen, der Gesangverein Frohsinn, der Turnverein, die Freiwillige Feuerwehr, die ihre zwei ältesten Spritzen mitführte, die Freie Bäckerinnung, leicht zu erkennen an ihrer Riesenbrezel, die Maschinenfabrik Dieffenbacher, die durch eine alte Torkel und eine neue Kelterpresse einst und jetzt vorführte, Palmbräu Zorn Söhne, auf deren Bierfasswagen Gambrius thronte, die Gruppe der Straßenarbeiter, die Gruppe der Teerarbeiter und ausnahmsweise noch die Ortsgruppe Rohrbach der NSDAP, deren Reitergruppe und die Musikkapelle Rohrbach.

Die Arbeiterschaft war hoch erfreut über die lang ersehnte Proklamation des 1. Mai zum Feiertag der nationalen Arbeit, für das sie lange gekämpft hatte und dies deshalb sogar in einigen Gewerkschaftszeitungen begrüßt wurde und in manchen Städten eine Abordnung der (linksgerichteten) Gewerkschaften mitmarschierte. Dieser fatale Irrtum rächte sich bitter und sofort. Am 2. Mai besetzten die Nationalsozialisten schlagartig im ganzen Reich die Gewerkschaftshäuser, um die Funktionäre kaltzustellen, sich des Vermögens zu bemächtigen mit dem langfristigen Ziel, die Einheitsorganisation Deutsche Arbeitsfront aufzustellen, in der jeder Werktätige Mitglied sein durfte (eigentlich musste).

Per Gleichschaltungsgesetz war die Zahl der Gemeinderäte von seither zehn auf sechs verringert worden und die der Bürgerausschussmitglieder von 48 auf 12, jeweils mit vier Jahren Amtszeit. Sie wurden nicht mehr gewählt, sondern entsprechend dem eingeführten Führerprinzip ernannt. Vom Gemeinderat in der neuen Besetzung hat der badische Gauleiter Robert Wagner am 9. Mai doch noch die Ehrenbürgerwürde erhalten, die Adelshofener Straße war in Robert-Wagner-Straße und die Friedrich-Ebert-Straße im Rot in Horst-Wessel-Straße umbenannt worden. Am 30. Juni geschah das gleiche für den badischen Ministerpräsidenten Walter Köhler, dessen Name die Rappenauser Straße erhielt.

Der Alltag in der Stadt

Gleichzeitig wurde die Waldstraße in Johannes-Kleinheins-Straße zu Ehren des Heimatdichters umbenannt. Er hatte zum 90-jährigen Stiftungsfest des Männergesangvereins Eintracht im Mai, zu dem 28 Vereine mit rund 1.100 Sängern erschienen waren, das Eppinger Nationallied veröffentlicht.²² Der Ministerpräsident kam am 8. Oktober zur Entgegennahme der Ehrung persönlich nach Eppingen, wobei er auch das Museum im Pfeifferturm besuchte. Samstagabends zuvor ehrte nach einer Feuerwehrübung der Landrat verdiente Feuerwehrmitglieder, und nachts war der Karlsruher SA-Sturm 11/109 unter seinem Führer, einem gebürtigen Eppinger, eingerückt, um anderntags eine Übung hier abzuhalten nebst Manöverball im Schwanensaal. Es war also für ausreichenden festlichen Rahmen zum Empfang des Ministerpräsidenten gesorgt.

Am 10. Oktober ist in der Zeitung zu lesen, dass es gelang, die Arbeitslosenziffer unter die 4 Millionengrenze zu drücken. Das geschah noch ohne Rüstungsprogramme²³, allerdings dürfte die langsame Besserung der Weltwirtschaftslage indirekt dazu beigetragen haben. Anlässlich der deutschen Handwerkerwoche füllten die Eppinger Handwerksgeschäfte eine ganze Zeitungsseite mit Anzeigen „Unterstützt das heimatische Handwerk! Gebt ihm euere Aufträge“ und wiederholten dies acht Tage später. Und zum Kerwesamstag am 21.10. muss die Eppinger Zeitung sogar drei Seiten zulegen, um die Werbeanzeigen der Eppinger Geschäftswelt aufnehmen zu können. Es gab nun auch Reichszuschüsse für Instandsetzungsarbeiten an Häusern und zinsgünstige Darlehen, mit dem Autobahnbau war schon begonnen, und wiederholt wurde ein Kraichgau-Verkehrsverband gefordert, die Fertigstellung des Bahnbaues von Bretten nach Kürnbach und die Wiedereinbeziehung der Kraichgaubahn in den durchgehenden Verkehr bis nach Nürnberg und Schlesien. Hatte ein Jahr zuvor in der Brauerei der Schornstein gewackelt - der Bierausstoß betrug im Jahr so viel wie später in einem Monat - , verzichtete die Stadtgemeinde zugunsten der Notstandsarbeiter auf die Biersteuer, und der Seniorchef setzte alles auf eine Karte, um in den Großstädten Mannheim, Stuttgart und Karlsruhe Fuß zu fassen. Seit dies gelungen war, ging es mit der Brauerei stetig aufwärts. „Papa



Empfang des badischen Ministerpräsidenten Walter Köhler auf dem Marktplatz, vorne die beiden Gesangsvereine „Eintracht“ und „Frohsinn“, dann das Jungvolk und die Hitlerjugend, die Eppinger SA; die meisten der Uniformierten mit Stahlhelm und gepacktem Tornister sind aus Karlsruhe, SA-Sturm 11/109. Ihr Sturmführer war ein gebürtiger sportlicher Eppinger.

Zorn“ verstarb im November 1934, und ihm zu Ehren wurde im Juli 1936 die Rotstraße in Ludwig-Zorn-Straße umgetauft. Die IDS baute Most- und Weinpressen, kleinere hydraulische Pressen für die Industrie und vertrieb und reparierte größere landwirtschaftliche Maschinen.

Der ADAC bekam Konkurrenz durch das NSKK. Der seit Herbst 1932 in der Unteren Mühle angesiedelte Freiwillige Arbeitsdienst (FAD) hatte die Genugtuung, dass zum 1. Oktober der Arbeitsdienst Pflicht wurde. Das Auswechseln der Führungsmannschaft wurde scherzhaft als Kabinettswechsel bezeichnet, lediglich dem wichtigsten Mann blieb seine Funktion erhalten, und das war offensichtlich der Koch. Im Oktober trat zum ersten Male die SA-Reserve in Erscheinung.²⁴

Am 1. Oktober war noch das Erntedankfest zu feiern, das dieses Mal für den ganzen Kreis in Stebbach durchgeführt wurde, und gleichzeitig erscholl der Aufruf zum Winterhilfswerk des deutschen Volkes, dem am 4. November ein Aufruf und Rezepte zum Tag des Eintopfgerichts folgten.²⁵ Da die Leute inzwischen meist wieder ein bescheidenes Auskommen gefunden hatten, feierten sie recht gerne, um ihre Sorgen zu vergessen.

Aus dem bescheidenen Erntedank in den Kirchen machten die neuen Machthaber ein großes öffentliches Propagandafest.

Zur erneuten Reichstagswahl am 12.11. 1933 wurden die Parolen ausgegeben „Gegen Gewalt und Unrecht - für einen Frieden der Ehre und Gleichberechtigung! Kein Deutscher, der dagegen sein könnte!“ Oder „Adolf Hitler kämpft für Deutschland und des deutschen Volkes Zukunft. Adolf Hitler kämpft auch für Dich und die Deinen! Auch Du musst Dich zu ihm bekennen,..“ Diese Wahl bewegte in Deutschland 42.995.718 Wähler an die Urnen und brachte der Partei endlich den Anstieg von 288 auf 648 Sitze im Reichstag und bei der gleichzeitigen Frage über die Billigung der Politik zum Völkerbundsaustritt sogar 95,1 % Ja-Stimmen. Interessanter sind die mutigen Nein-Stimmen, deren es in Eichelberg 2, in Elsenz 15, in Eppingen 26, in Gemmingen 4, in Landshausen 6, in Mühlbach 4, in Schluchtern 9, in Richen 8, in Rohrbach 5 und in Tiefenbach 4 gab.

Hatte es am 22. April morgens kräftig geschneit, weshalb man schwere Frostschäden befürchtete, gab es schließlich doch noch eine zufrieden stellende Ernte.



Der Eppinger Arbeitsdienst vor seiner Unterkunft in der unteren Mühle

Im Mai gingen schwere Wolkenbrüche nieder, und in Richtung Zaisenhausen riss der Sturm Bäume aus. Ab Anfang Dezember 1933 herrschte grimmige Kälte, so dass die Jugend auf der zugefrorenen Elsenz und Hilsbach Schlittschuh laufen konnte und erstmals in der breiten Elsenz (später Mühl- oder Gewerbekanal genannt) geeist wurde, da das Eis eine Stärke von 14 Zentimeter erreicht hatte.

In den Schulen wurde die Brezel zur Schulentlassung durch ein gaeinheitliches Heimatbüchlein ersetzt. Im Anzeigenteil des Heimatblattes lesen wir von Saisonschlussverkauf, Kesselfleisch im „Krokodil“, Wohnung zu vermieten vom Gewerbeverein, ein Knecht sofort gesucht, Anhänger zu haben, billige Qualitätsware, prima Limburger Stangenkäse (der so genannte Stinkkäs oder Backsteinkäs), neues Delikatessensauerkraut, Rabattmarken helfen sparen, Grünkern, Nähmaschine, Expressscheine, Milchlieferung für das Krankenhaus zu vergeben, nächste Mütterberatungsstunde, Gewerkschaftsversammlung, Trauerdrucksachen, möbliertes Zimmer gesucht, Reifenspezialgeschäft, ein Landwirt wegen Trunksucht entmündigt.²⁶ Amtstag des Finanzamts in Eppingen, Seifenspezialgeschäft und „Der lang ersehnte Volksempfänger ist da! Seine Leistung ist vorzüglich. Preis 76.-- RM mit Lautsprecher“ (ein gehobener Beamter verdiente damals 240.-



RM im Monat). Süddeutscher Fußballmeister wurde der FSV Frankfurt und Deutscher Meister Fortuna Düsseldorf. Unser Chronist vermerkte, wohl etwas enttäuscht, zum Jahresende: „Die Gebäudesondersteuer für landwirtschaftlich benutzte Gebäude wurde aufgehoben, alle anderen müssen jedoch weiter bezahlen. Die Gemeindesteuer wurde jedoch in bisheriger Höhe beibehalten“.²⁷ Als hätte dies der Finanzminister gehört, kam zu Weihnachten noch die Anweisung, im Interesse der Verminderung der Arbeitslosigkeit Rückstände an Grund- und Gewerbesteuer zuzüglich aufgelaufener Zinsen im Billigkeitswege auf Antrag zu erlassen.

1934 waren die meisten Landwirte aus der SA verschwunden. Diese hatte sich zwar gegen den Eintritt von Leuten, die auf der neuen Welle mitschwimmen wollten (so genannte „Märzgefallene“), gewehrt, aber gleichzeitig zum Eintritt geworben. So traten auch Arbeiter, ehemalige politische Gegner, Beamte und Angestellte, letztere mitunter auf sanften Zwang ihrer Vorgesetzten, ein, der beim „nationalen Wiederaufbau“ eine gute Figur machen wollte.²⁸

Da sie als links galten, mussten der Radfahrerverein „Konkordia“ und seine Schalmainkapelle aufhören. Um 1933 besaß die HJ eine kleine Blasmusik, das Jungvolk unterhielt bis 1938 einen Spielmansszug, in den ersten Jahren mit Landsknechtstrommeln und Fanfarenbläsern.

Mit dem Tode des volkstümlichen Reichspräsidenten Paul von Hindenburg am 2.8. 1934 zog Hitler dessen Befugnisse an sich, nunmehr als „Führer und Reichskanzler“, ließ blitzartig die Wehrmacht auf sich als Oberbefehlshaber vereidigen.²⁹ Bei der Beerdigung des populären Feldmarschalls des 1. Weltkrieges zwei Tage später bildeten die Bewohner ostpreußischer Dörfer und Städte spontan eine 25 Kilometer lange Menschenkette bis zum Tannenbergdenkmal, wobei Zwischenräume durch Soldaten aufgefüllt wurden.³⁰

In Eppingen erließ der Gemeinderat einer Reihe von Antragstellern die Gebäudesondersteuer und beschloss, dass vom Einsperren der Gänse in den Gänsarten abgesehen werden soll. Zum Goetheplatz wurden die Gehweg-, Maurer- und Steinhauerarbeiten vergeben und in einer würdi-

Einweihung des Kriegerdenkmals für die Gefallenen 1914 - 1918 und des neu geschaffenen Goetheplatzes (heute Wassy-Platz) am 14.10.1934. Die Ehrenwache von links nach rechts drei Soldaten der Reichswehr, dann in den farbigen Uniformen der Kaiserzeit Artillerist (beritten) Karl Krebs, Garderegiment August Heinzmann, Infanterist Hermann Wittmer, Pionier Heinrich Kamm, Garderegiment Karl Ehehalt, Ulan Louis Hecker, wieder in feldgrau, Leutn. Dr. Otto Krauth und zwei Reichswehrgesoldaten. Auf der neuen Sandsteinwand dahinter stand in großen Lettern „Den Schützern der Heimat zur Ehr“.



gen Feier das Kriegerdenkmal für die Gefallenen des 1. Weltkrieges am 14. Oktober eingeweiht.³¹ Das „Baumann'sche Haus“ war im Innern zur Jugendherberge umgestaltet worden, für die in feierlicher Weise am 22. April die Schlüsselübergabe stattfand.³²

Ein Reichskommissar verfügte die Aufhebung der Eppinger Allgemeinen Ortskrankenkasse auf 1. Januar 1935, und nachdem die Verhandlungen zu deren Erhaltung ergebnislos verliefen, machte der Gemeinderat seine Drohung wahr und erklärte unter Ausschluss des Bürgermeisters am 17.11. geschlossen seinen Rücktritt mit sofortiger Wirkung, weil man für solche Zustände nicht gekämpft habe!³³

Zum 25.1.1935 war ein neuer Gemeinderat eingesetzt, der seine Zustimmung zur Umwandlung der städtischen Sparkasse in eine Bezirkssparkasse erteilte. Im Rathaus wurde eine Telefonkleinwählanlage eingeführt und der Neubau eines Eberstalles beschlossen. Außerdem ein Haus am Ende der Kettengasse zur Beseitigung des Engpasses an der Straßeneinmündung gekauft. Der erste Eppinger Fohlenmarkt, verbunden mit landwirtschaftlicher Lehrschau und Bauernkundgebung versetzte die Landwirtschaft in Hochstimmung. Der Großbrand des Getreidelagerhauses am 15. Oktober löste Entsetzen aus. Erstmals trug ein Eppinger das deutsche Nationaltrikot, Richard Blösch vom VfB Eppingen war im 5.000-Meter-Lauf 2. Deutscher Meister in 15:07,2 min. nur um Brustbreite geschlagen

worden.³⁴ Das Fähnlein 16/I/110 Eppingen des Deutschen Jungvolkes hatte das Kunststück fertig gebracht, auf der Schutthalde am Hornbuckel ein 2-stöckiges massives Haus zu erstellen. Als ersten Unterschlupf hatte die Hitler-Jugend das kleine Häuschen der Wäscherei Zimmermann an der Leiergasse benutzen dürfen.³⁵

Damals gab es noch keine Kombi-Autos oder kleine PKW-Anhänger; das Transportmittel des kleinen Mannes war der kleine Hand- oder Leiterwagen, nachgebildet den großen Leiterwagen, die in der Landwirtschaft gebräuchlich waren. So schleppten



Deutsche Meisterschaft 1935 in Berlin 5.000-Meter-Lauf (1. Max Syring Wittenberg, 15:07,2 Min.; 2. Richard Blösch Eppingen, links: 15:07,2; 3. Haag Darmstadt, rechts: 15:08,8)



Das vom Jungvolk erstellte Haus auf dem Hornbuckel.

die kleinen Buben, die „Pimpfe“, mit diesen Wägelchen Steine aus dem nahen Steinbruch heran, holten damit Wasser vom Brunnen unten beim Villa Waldeck und Zement in der Stadt. Das Geld für letzteres und Sand stifteten wohlhabende Bürger, die später mit Namensnennung auf einzelnen Molosteinen des Giebels belohnt wurden. Aber 60 cm rau mauern konnten die Kleinen nicht. Das taten drei Väter, die von Beruf Maurer waren, ein streng gläubiger Katholik, ein Kommunist und ein Sozialdemokrat. Es reichte noch für einfache Klappläden und ein flach geneigtes Dach.

Trotz des fehlenden Ausbaus leistete das Haus gute Dienste, der Dachboden wurde mit Stroh eingestreut. Beim Jungvolk-Leistungsabzeichen - heute würde man dazu sagen Jugendsportabzeichen - musste, wer die Prüfung bestehen wollte, die Teilnahme an einer eineinhalbtägigen Fahrt nachweisen. Da eine häufige Nutzung jedoch an der Unlösbarkeit der Wasserfrage scheiterte, erhielten Jungvolk und Hitler-Jugend das leerstehende Amtsgefängnis 1936 als Jugendheim, wobei den jährlichen Mietzins an den Staat die Stadt übernahm.

Viele kleine Buben, die als zu jung noch nicht zum Jungvolk durften, trafen sich „schwarz“ beim Hexenstäffele als Jungfähnlein, betreut von Richard Blösch, der später „Olympia-Blösch“ genannte wurde. Aber oft waren ihre Väter gegen Hitler eingestellt.

1936 gelang dem Verkehrsverein auch wieder ein großer Fastnachtsumzug. „Unsere hiesige Alte Universität, die so genannte alte Judenschule, trug am, gestrigen Tage Flaggenschmuck. Die Festgäste der 550-Jahrfeier der Universität Heidelberg waren nämlich mit dem Omnibus in den Kraichgau

und besonders nach Eppingen gefahren, um die Pestunterkunft des Jahres 1564/65 zu besichtigen, was ebenso wie die anderen besichtigten Baudenkmäler einen „gewaltigen Eindruck“ bei ihnen hinterließ.³⁶

Ab 1933 las man ab und zu über einen Verkehrsunfall dergestalt, dass am Marktplatz zwei Autos zusammenstießen oder auf freier Strecke ein Personwagen beim Überholen einen Motorradfahrer samt Sozius streifte. Die Kinder fuhren im Winter auf den Seitengässchen der Brettener- und der Altstadtstraße Schlitten, abends die Erwachsenen am „Richener Buckel“ und am „Judenbuckel“. Nur drei bis vier Familien konnten sich Skurlaub leisten, die Jugend fuhr Ski auf Fassdauben und lernte es erst richtig im Kriege bei HJ-Ski-Lehrgängen auf dem Truppenübungsplatz Heuberg. Die Essgewohnheiten waren einfacher als heute. Zum Frühstück genügte Malzkaffee oder Milch mit hineingetunktem Brot. Zum Mittagessen gab es oft Bratkartoffeln und zur Abwechslung Griesklöße oder Reissbrei. Zum Abendessen gab es, wenn man Glück hatte, Wurst und Käse, aber meistens Gutselbrot. Oft wurde Butter durch „Sanella die Feine“ (Margarine) ersetzt. Die Landwirte vesperten natürlich abends ihr Hausgemachtes und tranken Most dazu, sie waren umgeschuldet worden, und nach der Sommerernte gehörte der Dreschwagen, angetrieben mit dem Dampfmobil, zum vertrauten Straßenbild, da er von Hof zu Hof zog und das Umziehen oft eine beschwerliche Arbeit war. Die kleineren Besitzer droschen später in der Dreschhalle. Man war zufrieden, wenngleich manche bedrückt waren, weil es langsam gefährlich geworden war, offen Dinge zu sagen, die der Partei missfielen.³⁷

Mit einem Fest- und Gedächtnisprogramm feierte die katholische Kirchengemeinde vom 20. bis 22. Juli 1935 den 500. Geburtstag ihrer Pfarrkirche. An den beiden Sonntagvormittagsgottesdiensten nahmen über 1.200 Besucher teil. 1935 wurde die allgemeine Wehrpflicht eingeführt. Die Vereine, besonders die Sportvereine, mussten allmählich bei ihrem Jahresprogramm auf Parallelveranstaltungen der parteiamtlichen Formationen Rücksicht nehmen. Neben dem deutschen Sportabzeichen trat das SA-Sportabzeichen. Die Hitler-Jugend wurde 1936 zur Staatsjugend erklärt,

wonach es ein oder zwei Samstage im Monat schulfrei gab, damit jeder am Dienst teilnehmen konnte.³⁸ Wer nicht hinging, musste die Zeit in der Schule absitzen. Langsam aber sicher wurde der Lebensweg durch NS-Organisationen erfasst.³⁹

Als 1936 das deutsche Heer wieder in die entmilitarisierte Zone entlang der deutschen Westgrenze und damit auch im badischen Lande einrückte, wurde sie natürlich von der Bevölkerung freudig begrüßt, und vor Begeisterung sprang der jüdische Besitzer des Spezereiengeschäfts am „Hochherr-Buckel“ (Mühlbacher Straße) fast aus dem Fenster, denn er hatte im kaiserlichen Heer als Unteroffizier im 1. Weltkrieg teilgenommen. Wenngleich viele durch den angelauten Autobahnbau, den ständig wachsenden Uniformbedarf, den einsetzenden Kasernenbau, später durch Rüstungsaufträge und den Westwallbau Arbeit und Brot gefunden hatten, blieb die Lage im Lande Baden trotzdem schlechter als im übrigen Reich. Die Großindustrie hatte bis 1935 die 50-km-Sperrzone (vom Versailler Vertrag) gemieden und wollte jetzt, überhaupt mit Rüstungsaufträgen, wiederum auch nicht in Grenznähe.⁴⁰

Waren die Juden ausgegrenzt? Eigentlich nur die Ärmsten, wie auch einige arme der übrigen Bürgerschaft. Ein Vieh Jude war unbeliebt, weil er einen Bauern übers Ohr



Soldatenfoto aus 1914 - Links der spätere Landesproduktenhändler Arthur Frank und rechts der spätere Schreinermeister Heinrich Vogel. Aus der gemeinsamen Dienstzeit beim kaiserlichen Heer entwickelte sich eine lebenslange Freundschaft.

gehauen hatte. Ein gut betuchter Pensionär ging hoheitsvoll allein seine Wege, aber die großen Geschäftsleute waren beliebt in der Bevölkerung und gehörten zu den Honoratioren der Stadt.⁴¹ Als es eine Aktion „Kauft nicht beim Juden“ gab, hängte die SS das große Plakat nicht an das Schaufenster des beliebten Haushaltwarenkaufmanns in der Brettener Straße, sondern vor das Fenster ihres eigenen Büros am Haus daneben. Der NS-Bürgermeister und Ortsgruppenleiter konnte nun natürlich nicht mehr dort einkaufen, aber er ließ einen befreundeten Landwirt das dort für ihn tun.⁴² Am Marktplatz betrieben zwei Brüder ein großes Schuhgeschäft. Der eine war beim Turnverein und aktiver Leichtathlet; die hatten sowieso keine Probleme. Jedes Jahr war ein Junge aus Berlin bei ihnen zu Besuch und hatte als Eppinger Freund immer einen Pimpf in der Nachbarschaft.⁴³

Die Brüder Ehrlich vom Schuhgeschäft am Marktplatz verschwanden plötzlich nach Frankreich, Schottland und Neuseeland. Landesproduktenhändler Arthur Frank mit Familie schiffte sich am 20.10.1937 in Cherbourg nach den USA ein (Sohn Werner L. Frank betrat als Präsident einer großen Software-Firma mit seiner Filiale in Düsseldorf in den achtziger Jahren wieder deutschen Boden). Heinsheimers vom Baustoff-, Kohlen- und Haushaltwarengeschäft wanderten 1938 ebenfalls in die USA aus. Sie konnten ihre neuen Möbel mitnehmen, die sie bei der großen Schreinerei Gebrüder Dorsche in der Vierordtstraße hatten fertigen lassen. Sein Schwager Nathan Marx musste bis zuletzt ausharren wegen der Vermögensabwicklung der israelitischen Gemeinde.

Unter den jüdischen Mädchen gab es Schmuttelige und ausgesprochene Schönheiten, „hellblondes Haar und strahlend blaue Augen“. Aber das interessierte uns sportlich ausgerichtete Jungen weniger. In meiner Gymnasiums Klasse war ein Judenbub. Er hatte keine großen Kontakte mit uns wegen seines schmutteligen Aussehens und weil er kein Sportler war. Ingeheim bewunderten wir ihn sogar, weil er den Mut hatte, sein Zeugnis der Noten wegen vor seinem gestrengen Vater zu verstecken und es erst auf wiederholte Mahnungen des Lehrers wieder brachte.⁴⁴ Auf die gestrengte

Frage: „Das stinkt ja fürchterlich nach Hering“ antwortete er: „Ja ich musste es ja irgendwo verstecken, dass es mein Vater nicht findet“.⁴⁵ Ein Rothaariger dagegen aus der obersten Klasse war sogar von allen Schülern bewundert und beliebt, weil er ein erstklassiger Fußballspieler war.⁴⁶ Hausierer waren ohnehin nicht gern gesehen, ganz gleich ob sie Deutsche, Juden oder Zigeuner waren. In manchen Häusern herrschte ein strenges Regiment; wer ein schlechtes Zeugnis heimbrachte, bekam Schläge. Schulsozialarbeiter brauchte man keine. Die Jugend hatte zu tun im Sportverein und in der Hitlerjugend, half im Garten und im Haushalt, und in der Landwirtschaft musste sie es sogar. Der sonntägliche Kirchgang und die Christenlehre durften nicht vernachlässigt werden.

Mit großer Anteilnahme hatte man die große Funkausstellung in Berlin,⁴⁷ die Winterolympiade in Garmisch-Partenkirchen und die Olympiade 1936 in Berlin verfolgt, bei denen das Ausland das „neue“ Deutschland bewunderte.

Der Gemeinderat beschäftigte sich wie üblich mit Bürgerrechtsantritt, Holzvergabe, Steuerstundungen, verzichtete auf die Rückforderung der Schuld aus der Gemeindeunterstützung für zwei Revolutionärsfamilien, genehmigte zur Zuchtviehschau RM 120,- Zuschuss, erließ eine Vorschrift über die Nachlese auf den Feldern, nahm die Versetzung des Bürgermeisters nach Oberkirch unter Bedauern an, und dann wurde es auch ihm zu bunt: Das Innenministerium hatte einen Bürgermeister a. D., einen Parteigenossen aus Lahr, zum Bürgermeister ernannt. Eine Kommission wurde nach Karlsruhe entsandt, die die Rücknahme der Ernennung erreichte. Mit dem neuen Vorschlag des Kreisleiters und der Zustimmung



Bürgermeister Karl Zutavern (1937-1945)

des Bezirksamtes Sinsheim, den bekannten einheimischen Flugzeugführer Karl Zutavern⁴⁸ aus München als Bürgermeister zu holen, war man sofort einverstanden, so dass dessen Ernennung zum 19.3.1937 nichts im Wege stand.⁴⁹

Den Leuten ging es nun doch besser, denn gegenüber sonst 9 oder 18 Schülern in der höheren Schule wurden dieses Mal 23 Schüler zur Sexta angemeldet, darunter Schüler aus Bauerbach, Berwangen, Flehingen und Sickingen! Die Gewerbeschule umfasste drei Jahrgänge mit jeweils drei Parallelklassen und verteilte Preise für gute Leistungen an Lehrlinge aus Sulzfeld, Eppingen, Mühlbach, Ittlingen, Richen, Kirchardt und Berwangen. Vor der Berufsausbildung hatte die städtische Jugend ein Landjahr beim Bauern zu leisten, bei den Mädchen galt ersatzweise ein Haushaltsjahr. Der Fohlenmarkt als jährliche landwirtschaftliche Großveranstaltung hatte sich eingebürgert, als Festhalle diente jeweils die mit Birken geschmückte Veith'sche Dreschhalle an der Talstraße. Vierzehn Tage Urlaub im Sommer hatte bislang niemand gehabt und dazu noch eine Kraft-durch-Freude-Reise an die Ostsee für 88,00 RM (Stundenlohn eines Arbeiters etwa 60 Pf).

Die Sorge der Stadt hatte dem Reinigen der Bäche und Gräben noch vor der Ernte zu gelten, dem Versteigern der städtischen Raine für Heumachen, dem Versteigern des städtischen Obstertragnisses und dem Versteigern von Holzplätzen über dem Graben des Scheurlesweges und in den Spitzgärten. Der Gemeinderat genehmigte eine neue Abortanlage für die Volks- und die höhere Schule, vergab wohl zum zweitletzten Male das Hartmann'sche Stipendium, stimmte der Übernahme des Bürgermeister-Doll-Hauses des deutschen Jungvolkes in Gemeindeeigentum zu, aber ein Betrag zur Heimbeschaffung für die Hitlerjugend und einen Jahresbeitrag für die NSV wurden abgelehnt. Die beiden großen öffentlichen Feste des Jahres, die Maikundgebung und das Erntedankfest, hatten sich eingespielt, und zusätzlich hatten die Parteigenossen noch drei weitere Gedenktage zu feiern.⁵⁰ Die begeistert angenommene Neuerung des Jahres 1937 war das Benutzen des Marktplatzes als Maifeld, auf dem ohnehin von den Zimmerleuten und den Monteuren des Badenwerks der Maibaum aufgestellt wurde. Nach dem üblichen gemeinschaftlichen Rundfunkempfang und dem Festzug vergnügten sich anschließend im Herzen der Stadt fast alle Werkstätigen nach dem Volksliedmotto „Freut Euch des Lebens,“, zumal Darbietungen von Berufsgruppen



Der Marktplatz als Festplatz - Man erkennt links mit Arbeitgeberhut August Walz, Verwalter der Zichorienfabrik, und in der Bildmitte Richard Zorn, „Rössle-Lichtspiele“.

oder Gliederungen der Partei für Abwechslung sorgten. Beanstandet wurde lediglich, dass der aufgebaute Tanzboden nicht der beste war.

Von den vier Geldinstituten der 30-er Jahre hatten sich nur zwei als beständig erwiesen, die Bezirkssparkasse und die Volksbank. Von den zwei Tageszeitungen Eppingens und den zwei Lichtspielhäusern bestand nur noch eines,⁵¹ aber man konnte sonntags regelmäßig in zwei Lokalen tanzen gehen.

Die Fertigstellung des Wiederaufbaues des Getreidelagerhauses, größer und moderner als zuvor, würdigte das Heimatblatt am 9.1.1937 sogar auf der Titelseite. Im April legten Bauhandwerker das Fachwerk des Hauses Metzgergasse 3 frei, nachdem einige Monate vorher dasselbe am Gemeinschaftshaus Brettener Straße 32 geschehen war und zu demselben Zwecke in der Altstadt das „kleine Baumann'sche“ Haus eingerüstet wurde. Die Stadtverwaltung wollte durch ausführliche Berichterstattung über ihre Tätigkeit volksnäher werden. Mit Bestürzung wurde die Explosion des Luftschiffes „Hindenburg“ bei der Landung in Lake Hurst/USA aufgenommen, waren die Zeppeline bei ihren Deutschlandflügen, wenn sie über oder in der Nähe der Stadt am Himmel auftauchten, ein besonders freudiges Ereignis.

Bei der Ziegenschau 1937 in der Veith'schen Dreschhalle wurden 65 Ziegen und zwei Böcke vorgeführt. Die Fachleute konnten namens des Ziegenzuchtvereins in vier Klassen 53 Preise vergeben, wobei Ehrenpreise Fritz Bauer aus Sinsheim, Heinrich Rupp (Kaufmann) aus Reichen und Ludwig Kamm in Eppingen erhielten. Aus Großstädten des Rheinlandes kamen erholungsbedürftige Kinder im Rahmen der Aktion „Kinderlandverschickung“ zur Erholung nach Eppingen, und dankbar feierte die Landwirtschaft einen Kameradschaftsabend mit den Erntehelfern des Reichsarbeitsdienstes. Die Zichoriendarre hatte Hochbetrieb, Fuhrwerksschlangen durch die ganze Stadt bis zum Krankenhaus waren keine Seltenheit. Die Abwanderung bzw. der Abzug von Arbeitskräften zu Großvorhaben ließ auf dem Lande Arbeitskräftemangel entstehen, so dass bei der Herbsterte auf den Gutshöfen italienische Gastarbeiter zum Einsatz kamen, zumal es genügend gab, weil der Krieg Italiens gegen Äthiopien (damals Abessinien genannt) gerade herum war und Soldaten entlassen wurden. Ärmere Bevölkerungsschichten übten fleißig das Ährenlesen auf den Getreideäckern, das Kartoffel- und Äpfelstufeln aus. Die Technisierung begann erst langsam im Kriege und danach in der Landwirtschaft einzuziehen. An den Waschbänken bei der Vorstädter Brücke und am Hilsbachufer konnte man noch



Erntedank mit den Erntehelfern des Reichsarbeitsdienstes im Schwanensaal

Frauen beim Waschen von Säcken, mitunter auch von Wäsche, beobachten. Sonntagmorgens führten die Bauern ihre Pferde und der Hengsthalter Bitterich natürlich seine Hengste in die Gäulbach (zwischen den Brücken Altstadtstraße und Rappenauser Straße); weniger benutzt waren die bei Zeitungs-Luz und neben der Mühlbacher Straße, weil nicht so tief..

Der Schuldenstand der Stadt Eppingen betrug im Haushaltsjahr 1937/38 342.003,- RM. Im ordentlichen Haushaltsplan standen 390.667,- RM Einnahmen 410.667,- RM Ausgaben gegenüber; im außerordentlichen Haushaltsplan auf beiden Seiten 154.628,- RM.

Man bewunderte den Weltklasse-Boxer Max Schmeling und auf den Filmplakaten



Festzugswagen der Eppinger SA zum Erntedankfest

Harry Piel ob seiner waghalsigen Rollen. Geld, um ins Kino zu gehen, hatten die wenigsten. Begeistert verfolgten wir die Fußballschlachten um die deutsche Meisterschaft, meist zwischen dem 1.FC Nürnberg (Club) und dem FC Schalke 04 („Knappen“); die „Waldhofbuben“ (SV Waldhof-Mannheim), der 1.FC Pforzheim und der VfR Mannheim gehörten oft zur deutschen Spitze.



„Silverpfeile“ von Mercedes Benz und der Autounion gab es schon damals (1934 erfunden). Sie erreichten 390 bzw. in der Stromlinienausführung 430 km/Std.)

Rudolf Caracciola (Mercedes Benz) und Bernd Rosemeyer (Autounion) auf ihren Silberpfeilen errangen Weltgeltung und begeisterten nicht nur die Rennsportfans. 1936 startete das erste Raketenflugzeug der Welt, die Heinkel 176, und am 26. Juni stieg bei Focke-Wulf in Bremen der erste Hubschrauber auf. 1937 hatte sich die NSU in Neckarsulm zum größten Zweiradhersteller der Welt entwickelt. 1938 fuhren erste Prototypen des Volkswagens.⁵² Er sollte rd. 900,- RM kosten, wofür das VW-Sparen eingeführt wurde. Soweit sie Fahrräder hatte, fuhr die sportbegeisterte Jugend damit zum Hockenheimer Motorradrennen. Wer bei Sondereinheiten der Hitlerjugend war, musste ohnehin öfters das Fahrrad benutzen,



Das Fliegerregiment salutierte vor dem Ludwigsplatz bei der Beerdigung ihres zu jung verstorbenen Fliegerkameraden Walter Lang (Sohn von Wagner Lang)

denn sonntagsmorgens zum Dienst nach Gemmingen und mittags zum Fußball spielen nach Eschelbronn; alles mit dem Fahrrad, ganz gleich wie das Wetter war.

Eppingen besitzt eine der ältesten freiwilligen Feuerwehren überhaupt. Diese war inzwischen per Gleichschaltung zur Feuerlöschpolizei erklärt worden; die gleichen Leute, die gleichen Uniformen, nur andere Abzeichen darauf. 1847 - 1937, 90 Jahre alt geworden zog die Feuerwehr vom 26. bis 28.6. ein Jubiläum auf, das beispielgebend für den ganzen Kreis werden sollte. Alle Wehren des Kreises, eine Fabrikfeuerwehr aus Ludwigshafen und die frisch gegründete Jugendfeuerwehr Eppingen waren vertreten. Im Mittelpunkt stand eine Großübung,

der Innenminister Pflaumer beiwohnte und verdiente Feuerwehrmänner auszeichnete. Ein großer Festzug, „letztmals wurden die beiden alten Fahnen voran getragen“, Kameradschaftsabende, ein Feuerwerk und vor allem der „Brandstifter“ sorgten für Stimmung. Mit letzterem setzte die einheimische Brauerei ihre beim 75-jährigen Feuerwehrjubiläum 1922 begonnene Tradition der ausgezeichneten Festbiere mit gutem Erfolg fort.

Im Jahre 1938 stellte der Verkehrsverein den Blumenschmuckwettbewerb groß heraus, und die Außenarbeiten der Flurbereinigung wurden fertig, aber für größere Vorhaben „unter dem Zeichen der neuen Zeit, die den kommenden Generationen ihr Gepräge geben soll“, bedeutete im Rathaus im Grunde genommen im Herbst das Nein des Stadtrechners aus finanziellen Gründen das Aus. Immerhin konnte man mit der Renovierung der Außenseiten des Rathauses „dafür sorgen, dass auch das Gewerbe, in diesem Fall das Baugewerbe, Arbeitsmöglichkeit bekommt“. Es glückte noch, am 23. November die Volksbücherei zu eröffnen.⁵³

Die Vorarbeit der Feuerwehr hatte die Eppinger auf den Geschmack gebracht, und so beschloss man, einen großen Heimtag einzuführen, bei dem man sogar daran dachte, dass 25 Jahre vorher ein gebürtiger



Eppinger Pimpfe am Eppinger Bahnhof nach der Rückkehr vom Pfingstzeltlager 1938 in Ittlingen. Die Eppinger Teilnehmer des Deutschen Jungvolks auf einer Waldwiese in Ittlingen: Von links nach rechts, hinten: Alfred Gutt, Hans Frank, Bruno Zaiß, Werner Zorn, Walter Hecker, Guido Häffner, Berhold Wittmer, Mitte: Fritz Vielhauer, Hans Doll, Herbert Beisel, Heinz Fallner, Edmund Kiehle, vorn: Kurt Walz, Werner Krüger, Gerhard Ehehalt.



Eröffnungswagen zum 1. Eppinger Heimattag (links der junge Fliegersoldat Walter Lang und Gerhard Dieffenbacher, IDS)

Eppinger das erste deutsche Sportabzeichen überhaupt und zugleich in Gold errungen hatte.⁵⁴ Der Auftakt zum Heimattag 1938 fand bei den in Karlsruhe und in Mannheim wohnenden Eppingern statt. Er wurde vom 6. bis 14. August 1938 gefeiert, wobei man daran dachte, ihn jedes volle Jahrzehnt zu wiederholen. Dieser erste Heimattag entwickelte sich zum Fest der Feste und blieb wohl künftig unerreicht. Nur hätte sich niemand träumen lassen, dass der zweite Heimattag erst 1950 und unter ganz anderen Vorzeichen möglich sein würde. Dabei wurden Erinnerungen wach an das „alljährlich gewöhnliche freye Bürgerschießen“ zu Eppingen des Jahres 1595, an dem die Stadt Eppingen, die „freie Ritterschaft, fürstliche Markgrafschaft, das Reich und beide Bistumb Speyer Wurmbs (Worms) die churfürstliche Pfaltz und das Fürstentum Württemberg“ teilnahmen, und an das erste Eppinger Sportabzeichen.⁵⁵ Zum letzten Mal verrichteten die städtischen Böllerkanonen ihren Dienst zum Eröffnen des Festes.

Segelfluglehrer Erich Wieser hatte im Anbau hinter der Unteren Mühle mit wenigen Freunden ein „Baby“ gebaut, ein stromlinienförmig verkleidetes Segelflugzeug, das sich wohltuend abhob von den üblichen Schulgleitern, mit denen man in den benachbarten Wiesen Flugversuche anstellte. Darum herum durfte der Spielmannszug des Jungvolkes marschieren, als er die Umstellung von Landsknechtstrommeln auf die normalen probte. Die städtisch gewordene Untere



Das Mutterkreuz, als Ehrenkreuz der deutschen Mutter 1938 gestiftet, verliehen ab vier Kindern.

als er die Umstellung von Landsknechtstrommeln auf die normalen probte. Die städtisch gewordene Untere

Mühle besaß noch einen hohen Schornstein, der von der abgewanderten Nudelfabrik Mann herrührte. (Der originelle benachbarte Küfermeister zu einem Reisenden am Bahnhof: „Und sehen Sie da unten den Schornstein, das ist meine Fassfabrik“).

1938, am 13. März, kehrte Österreich „heim ins Reich“. Am 1. Oktober wurden mit Duldung der Westmächte die Sudetendeutschen „von tschechischer Bedrängnis erlöst“. Als Folge des Mordes an einem deutschen Gesandten in Paris fand die unrühmliche, angeblich spontane Reaktion der so genannten „Reichskristallnacht“ vom 9. November statt, wohl in Wirklichkeit vom Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda, Dr. Goebbels, zentral gesteuert, auch in Eppingen. Noch Anfang Oktober 1933 hatte derselbe Dr. Goebbels in Genf Racheakte verneint und vom ehrlichen Willen zur guten Lösung der Judenfrage fabuliert.⁵⁶

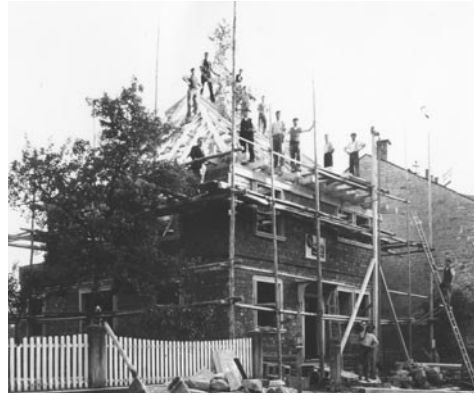
In Eppingen hatte man die nicht unberechtigte Sorge, dass durch die Regelung in der neuen deutschen Gemeindeordnung man des Stadtrechts verlustig gehen könnte, und die Spitze der Stadtverwaltung erreichte schließlich, dass der Reichsstatthalter in Baden der Gemeinde Eppingen wieder die Bezeichnung „Stadt“ verlieh.⁵⁷ Mit Recht meinte das Heimatblatt dazu, dass man nicht vom Ruhm der Vergangenheit zehren dürfe, „viel mehr muss erst recht in der Gegenwart die Anwartschaft auf diese Bezeichnung stets erneut verdient und erworben werden“. Zuvor erfreute sich die kleine Stadt verständlicherweise daran, dass in der Reichshauptstadt Berlin eine Straße Eppinger Straße heißt.⁵⁸ Die Signalhornkästen als Feuermelder traten an die Stelle des Feualarms mittels Läuten des Rathausglockchens, und eine Ortsrufanlage (Lautsprecher in verschiedenen Straßen) ersetzen das Ausschellen der örtlichen Bekanntmachungen durch den Ratsdiener. Am 22.11.1938 zog ein Riesenmeteor langsam und hell am Himmel über Eppingen hinweg.



Im August beschied der Gemeinderat den Vorschlägen des Schulbeirats, mit einer Ausnahme, Philipp Hatz - 1. Beigeordneter und Stellvertreter Bürgermeister Zuta- verns im Kriege.

42 Gesuche um Schulgeldbefreiung bzw. Ermäßigung in der „Elsenzschule“, was einerseits den Kindern ärmerer Bevölkerungsschichten den Besuch der höheren Schule erlauben sollte, andererseits der Begabtenförderung diene. Damals war es selbstverständlich, dass Schulen und Studium Geld kosten, aber auf diese Weise fing man Härten ab oder förderte Begabte.

Eine hinderliche Scheune wurde nicht gekauft, weil man den Gedanken einer Verbindungsstraße von der Brettener Straße zur Südstadt zwar wünschenswert, aber wirklichkeitsfremd erachtete. Nach dem Anschluss Österreichs erhielten die Eppinger Haushaltungen Arbeitshilfen durch BDM-Landjahr-Mädel aus Wien, und die Hitler-Mussolini-Freundschaft zu Lasten Südtirols brachte der Schuljugend aus dem Land, in dem es „wenig Brot und viel Steine gab“, wenigstens einen erholsamen Aufenthalt im fruchtbaren Kraichgau.⁵⁹ Schuldirektion und Stadt drückten bei der Kultusverwaltung die Aufstockung der „Elsenzschule“ um eine Klasse durch, so dass in der Oberschule für Jungen 1939/40 wieder Obertertiärer (Klasse 5) trotz Krieg und Lehrermangel auf den Schulbänken saßen.⁶⁰ Am Fuße des Abertsberges (Heimstättenweg) gewannen 13 Siedlungshäuser langsam Gestalt. Ansonsten sind nur drei Einfamilienhäuser zu benennen: Haus Brenkmann, Haus Marta, beide an der Waldstraße und Haus Meny an der Ludwig-Zorn-Straße.



Richtfest 1938 Ludwig-Zorn-Straße 7 Mathilde Meny (Architekt Baumst. Hermann Fallert sen.)

Gegen Gewährung eines Freihafens gab Litauen am 22.3.1939 das deutsche Memelland zum Anschluss an das Reich frei. Damit hatte die Reichsregierung, wie sie in ihrer Propaganda beteuerte, nach Beseitigung der Arbeitslosigkeit, Wiedergewinnung der Militärhoheit und Vereinigung des geschlossenen deutschen Volksbodens, den der Vertrag von Versailles künstlich und gewaltsam getrennt hatte, ihre wichtigsten Ziele erreicht und hätte zufrieden sein können.

Im Spanischen Bürgerkrieg standen auf Seiten der Monarchisten und Falangisten Deutsche und Italiener und auf den Seiten der Roten die kommunistische internationale Brigade, unterstützt natürlich von der



Alte Siedlung - Heimstättenweg von Westen 1939 Bad. Heimstätte Karlsruhe/Baultg. Hermann Fallert



Haus Martha - Waldstraße 45, des Oberingenieurs Georg Hassinger (bei Hentschel in Kassel) für seinen erhofften späteren Ruhestand in Eppingen, heute Büro Seniorenstift (1933 Baultg. Hermann Faller sen.)

Volksfrontregierung Frankreichs und vor allem der Sowjetunion. Am 30. Mai 1939 wurde das Geheimnis um die Legion Condor, die deutsche Beteiligung auf Seiten Francos, gelüftet, bei der auch wenige Eppinger erstmals die Schrecken des Krieges erfuhren.

Zwar gelang den Machthabern des 3. Reiches, die es gerne als Tausendjähriges gesehen hätten, im März 1939 noch das erzwungene „freiwillige“ Reichsprotectorat Böhmen und Mähren, „Großdeutschland“ war fast beisammen. Blieben noch die dem Völkerbund unterstehende Freie Stadt Danzig, nur von Deutschen bewohnt, und die abgelegene deutsche Provinz Ostpreußen, beide ohne Landverbindung mit dem Reich und von polnischem Chauvinismus bedroht.



Adolf Brenkmann 1935 Waldstr.18, 1935. Die zum Haus gut passenden einfachen Schmuckglieder wurden bei der Renovierung nach dem Kriege beseitigt. (Arch. Baumeister Hermann Faller)

Durch exterritoriale Verkehrswege dorthin und Garantien für einen ungehinderten Zugang durch Polen wollte Hitler diesen unmöglichen Zustand bereinigen.⁶¹ Polen antwortete mit Provokationen.⁶² So glaubten sich die Nazoalsozialisten schließlich gezwungen, zum Schutze der Grenze und der vielen Volksdeutschen in Polen etwas zu unternehmen. Am 1. September 1939 verkündete der Führer und Reichskanzler mit pathetischer, propagandistisch bewährter Stimme: „Seit 4.45 Uhr wird zurückgeschossen“.⁶³ Damit begann, was schier niemand wünschte: nach nur 20 Jahren Frieden zum zweiten Male „wahrlich eine Epoche von Feuer und Eisen“⁶⁴, denn hinter Polen standen Großbritannien und Frankreich. So entwickelte sich aus dem deutsch-polnischen Konflikt der 2. Weltkrieg.⁶⁵ Dass gegen Ende des siegreichen Polenfeldzugs sich die Sowjetunion freundschaftlich den Besitz von Ostpolen sicherte, und im Oktober Hitler einen theatralischen Friedensappell an die Westmächte richtete, änderte nichts an dem begonnenen - zunächst durch Blitzkriegssiege überstrahlten - Weg ins Unglück. Zu Hause bemerkte man dies durch immer zahlreichere Stellungsbefehle, Einführung der Lebensmittelbewirtschaftung und Verdunkelung, das Überschwemmen durch 400 Stadtflüchtige mitten in der Nacht und die Notwendigkeit, zusätzlich etwa 300 deutsche Soldaten unterbringen zu müssen.⁶⁶ Bald wimmelte das kleine Städtchen von Soldaten, darunter eine Lazarett-Kompanie und eine Nachschub-Kompanie. Denn in den Landkreisen Mosbach und Sinsheim/Els. wurden ab dem 26. August 1939 die rückwärtigen Einheiten der



Gabentisch des Winterhilfswerks aus Spenden zusammengestellt.



Eppinger Angehörige der kleinen Kraftwagen-Kolonne der 263. Infanteriedivision 1939 in der Eifel mit ihren Quartiergebern. Vorn rechts: Unteroffizier Philipp Lang, hinten: Küfer Dressler, vorn links: ihr Feldweibel aus Reichartshausen.

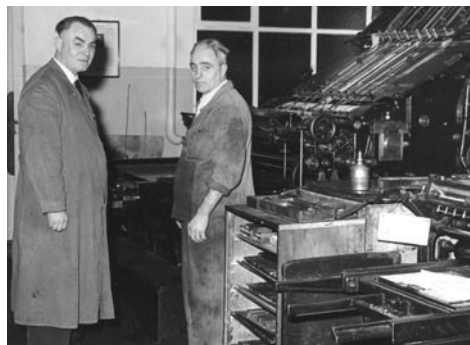
263. Infanterie-Division aufgestellt.⁶⁷ Sie trug als taktisches Zeichen das Wappen mit der Weintraube, und in ihr dienten viele Eppinger und Kraichgauer.

Es wurden auch Jahrgänge eingezogen, die das Ende des 1. Weltkrieges noch als Soldat erlebt hatten. Doch diejenigen mit kriegswichtigen Berufen, z.B. Landwirte, wurden noch vor Beginn des Westfeldzuges wieder entlassen. Man sah in Eppingen, dass die Uniformen für die Dicksten offensichtlich in größter Eile geschneidert worden waren; auch die Zeit hatte nicht mehr gereicht, das helle Leder der Koppel und

Knobelbecher schwarz einzufärben. Bald wussten alle Leute, dass der hagere Hauptmann, der im Ratskeller einquartiert war, oft Bohnenkaffee trank und dauernd lange schwarze Virginia-Zigarren rauchte.

Fahrzeuge durften nur mit verdeckten Scheinwerfern fahren, so dass nachts ein dürrtiger Lichtschlitz genügen musste. Der Kfz-Verkehr wurde auf lebens-, später nur noch kriegswichtige Fahrten eingeschränkt; für Laster hatte man bald den Holzgasantrieb erfunden. Da die Wehrmacht zu wenig davon hatte, wurden auch private Kraftfahrzeuge eingezogen. Was den Eppinger Omnibus betraf, rückte dessen Besitzer August Ziegler zugleich mit seinem Omnibus selbst ein.⁶⁸

Am 30. September 1941 erschien die letzte „Eppinger Zeitung“, wenig später musste das Personal zum Heer einrücken. So einfach verlief die Gleichschaltung. Zu lesen gab es fast nur noch die parteiamtlichen



Druckereiwerkstatt des Heimatblattes „Eppinger Zeitung“ am Bachwegle / Kleinbrückentor, links Verleger und Schriftleiter Fritz Luz und Buchdrucker Zorn an der Zeitungsdrukmaschine, (nicht auf dem Bild) Maschinensetzer Fischer, dessen Maschine und die Handsetzerei sich ein Stokwerk höher befand.



Übungspause einer 263-er Einheit an der „Gadicher Chaussee“ beim Hellberg. Und Waffen hatten sie offensichtlich noch keine.

- 1) Friedrich Ebert (4.2.1871 - 28.2.1925), am 11.2.1919 zum vorläufigen Reichspräsidenten gewählt, Amtszeit am 27.10.1922 bis 30.6.1925 verlängert.
- 2) Abgedruckt im Parteibuch der Nationalsozialistischen-Deutschen-Arbeiter-Partei Nr. 62642 vom 18.11.1929, S33/38 eines Eppinger „alten Kämpfers“.
- 3) Theodor Heuss: Hitlers Weg. Berlin/Leipzig/Stuttgart 1932, S. 152. Theodor Heuss, 12.9.1949 - 1959 erster Präsident der Bundesrepublik Deutschland, bald „Papa Heuss“ genannt, Schriftsteller und FDP-Politiker (geb. 13.1.1884 in Brackenheim, gestorben 12.12.1963 in Stuttgart).
- 4) Die Liste der Parteien und Ergebnisse aus vier Wahlen von 1930 bis 1933 entnehmen Sie „Rund um den Ottilienberg, Bd. 2., Eppingen 1982, S. 223.
- 5) Die neue Reichsregierung eine Koalition der Harzburger Front mit 3 NS im Kabinett. Vgl. EZ vom 31.1.1933. Es waren dies Reichskanzler Hitler (NS), Franz von Papen (Vizekanzler, parteilos, früher Zentrum), Dr. Wilhelm Frick (NS), Innenminister, Constantin Freiherr von Neurath blieb Außenminister (parteilos), Graf Schwerin von Krosigk, Finanzminister (parteilos), Dr. Alfred Hugenberg, Wirtschaftsminister und Ernährungsminister (DNVP), Franz Seldte (DNVP, Stahlhelm), Reichs- und Postminister Paul Freiherr von Elz-Rübenach (parteilos), Hermann Göring Minister ohne Geschäftsbereich (NS), 1934 preußischer Innenminister, 1935 Luftfahrtminister. Im März 1933 kam Dr. Joseph Goebbels als Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda dazu (NS), 1937 Dr.-Ing. Julius Dormmüller (parteilos), 1938 wird Joachim von Rippen (NS) Außenminister, Generaloberst Werner von Blomberg blieb Reichswehrminister, Walter Darré (NS) Reichsbauernführer, Juni 1933 bis 1942 Minister für Ernährung und Landwirtschaft, Reichsbankpräsident Dr. Hjalmar Schacht (parteilos) 1934 - 1937 Wirtschaftsminister, Walther Funk (NS) ab 1937 Reichswirtschaftsminister, Rudolf Hess, Dezember 1933 als Stellvertreter des Führers in der NSDAP, Reichsminister ohne Geschäftsbereich, Dr.-Ing. Wilhelm Ohnesorge (NS) ab 1937 Reichspostminister.
- 6) Melchior, dänischer Verkehrsminister: Vertane deutsche historische Chance? In: 46. RNZ 23.2. Heidelberg 1985. Es war am 20.6.1949 (!) in Gelsenkirchen, zitiert nach 1/2. Die Neue Feuerwehr, Januar/Februar. Bonn 2000, S. 2. Sein schärfster politischer Gegner Konrad Adenauer erklärte am 23.3.1949 in Bern, dass „nicht das deutsche Volk am 8. Mai 1945 kapituliert, habe, sondern „die deutsche Armee“, a.a.O., S.1.
- 7) Kurt Schumacher (1895 - 1952), trotz schwerer Verwundung KZ-Insasse im 3. Reich, 1946 Vorsitzender der SPD, 1949 Vorsitzender der Bundestagsfraktion der SPD.
- 8) Bei Vollmond, als der Wald dämfig war, schlug jemand Feueralarm, und die Feuerwehr rückte aus in Richtung Katastrophe, konnte aber schließlich nichts finden. Den Mühlbachern, die ja an den gleichen Wald grenzen, sagte man dies eine zeitlang ebenfalls nach.
- 9) Große Misthaufen haben nur große Bauern, und Raben (Krabben) waren früher häufig, aber wohl Saatkränen; die kleineren Landwirte der Umgebung schimpften daher neidisch die Eppinger Mistkrabben.
Misthaufen vor dem Haus, zum Teil durch Sandsteinplatten eingefasst, gab es nur zwei in der Leiergasse, einen in der Talstraße, vier in der Badgasse, drei im Linsenviertel und einen in der St. Petersgasse. Alle andern lagen innen im Hof, unsichtbar von der Strasse, überhaupt bei den großen Modellhäusern.
- 10) Im Marktflecken Odenheim (1933 - 2584, Einw.) spielte wohl auch der Neid eine Rolle gegenüber den stattlichen Eppinger Höfen und zweispännig fahrenden Eppinger Bauern, weshalb dort die Eppinger Halbherren genannt wurden.
Es gab hier zwei Kuhbauern und einen gemischt Fahrenden; die anderen kleineren Landwirte spannten ein kräftiges Pferd vor, doch die meisten fuhren stolz zweispännig mit ihren Ackergäulen. Wenn die Schwester des Dammhöfers, Hofgut zwischen Adelshofen und Richen, ihre vielen Brotlaibe zum Bäcker tun musste, fuhr sie sechsspännig in der Adelshofer Strasse Nr.2 vor.
Bei dieser Auswahl hätte man nicht unbedingt den Mistkrabb zum Symbol der eigenen Heimattage nehmen müssen; man konnte das, um der Umgebung zu zeigen, dass man Spaß versteht. Doch als Symbol für die unter dem Motto „Vom Fachwerk zum Fortschritt“ durchgeführten „gesamt-baden-württembergischen Heimattage“ ist er nach meiner Auffassung für eine alte Reichsstadt, ehemalige badische Bezirksamtsstadt und jetzige große Kreisstadt nicht geeignet.
- 11) 67. Eppinger Zeitung vom 20.3. 1933
- 12) Johannes Kleinheins, Ministerialoberrechnungsrat in Karlsruhe (1878 - 1938), vgl. „Rund um den Ottilienberg“ Band 1, Eppingen 1979, S. 19
- 13) Aus den kleineren Bezirksämtern wurden so Landkreise als staatliche Einheit. Nicht zu verwechseln mit dem Kreis Heidelberg, der als größere Selbstverwaltungseinheit weiterhin für die Kreispflegeanstalt und die Landwirtschaftsschule zuständig war. Kreiskrankenhäuser gab es damals noch nicht.
- 14) Das Lied „Die Fahne hoch...“ nach Horst Wessel (1907-1930), dem Berliner SA-Sturmführer, der nach einem Überfall politischer Gegner verstarb.
- 15) Lt. Bericht der Eppinger Zeitung.
- 16) Dazu befragte ich einen 90-jährigen „alten Kämpfer“, der mir frei heraus erklärte: „Der hat nicht mehr zu uns gepasst, und ich bin zu ihm hinauf (gemeint ist das Rathaus) gegangen und hab ihm gesagt, er solle abtreten“.
- 17) Diese Geschichten verdanke ich Augenzeugen und glaubwürdigen Bürgern.
- 18) Bei der Polizeistreife war ein Eppinger, der mir das nach dem Krieg erzählte.
- 19) Dazu Abb. in Festschrift 50 Jahre VfB Eppingen, Eppingen 1971, S. 61
- 20) Schlagzeile „Ein Appell Görings“, dazu „... die Regierung würde es niemals dulden, dass ein Mensch nur deshalb irgendwelchen Verfolgungen ausgesetzt werden sollte, weil er Jude sei...“, in: Eppinger Zeitung vom 27.3. 1933.
- 21) Lt. Eppinger Zeitung. KKS = Kleinkaliber-Schützenverein; man sieht, wiederum müssen die örtlichen Vereine herhalten, dass die Versammlung groß genug wird.

- 22) Festschrift zum 90-jährigen Stiftungsfest des Männergesangvereins Eintracht Eppingen, Eppingen 1933, S. 11. Eppingen- Rund um den Ottilienberg, Bd. 1, Eppingen 1979, S. 19.
- 23) „Das Wirtschaftswunder war Hitlers populärste Leistung“, S. 40. So Sebastian Haffner: Anmerkungen zu Hitler, München 1978. Haffner (Pseud.), eigentlich Raimund Pretzel, ist gewiss kein Hitlerfreund, geboren 1907, emigrierte er 1938 aus politischen Gründen nach England, arbeitete dort als Journalist und kehrte erst 1954 nach Deutschland zurück.
- 24) Bei festlichen Ministerempfangen mussten auch sie Spalier stehen in militärischer Ordnung. Das Braunhemd war für sie der Hemdbluse gewichen, da standen sie mit ihren dicken Bäuchen, und wir sportlich gestählten Lausbuben machten uns darüber lustig. Aber das waren unsere Väter, sie hatten den ersten Weltkrieg mitgemacht, das Diktat von Versailles und seine Folgen und die Wirtschaftskrise erlebt und wollten beim Wiederaufbau des Vaterlandes nicht abseits stehen. Sie plagten sich immerhin für das SA-Sportabzeichen, das inzwischen neben das deutsche Sportabzeichen getreten war. Nach Einführen der Wehrpflicht am 16.3.1935 wurden für die Sportvereine und die SA die jungen Leute knapp, und so überführte man die SA-Reserve kurzerhand in die aktive SA. Daraufhin traten fast alle Reservisten aus bis auf fünf, die eine kleine SA-Karriere machten.
- 25) Für die NSV (NS-Volkswohlfahrt), die eine Arbeitskraft besaß, mussten die Parteilgliederungen in regelmäßigen Abständen sammeln. Dazu im Winter zusätzlich für das WHW (Winterhilfswerk) und den Eintopfsonntag. Dies waren im Grunde parteiamtliche Einrichtungen, aber zur Unterstützung der ärmeren Schichten, die durch Geld- und Sachspenden finanziert wurden und so dem Staat höhere Sozialausgaben ersparten. Dabei wurden Abzeichen verschiedenster Art verkauft, die den Heimarbeitern in bestimmten Notstandsgebieten zu Arbeit und Brot verhelfen sollten. Später kam noch das Reiseunternehmen der Arbeitsfront dazu, KdF (Kraft durch Freude), dessen Paradeschiff „Wilhelm-Gustloff“, hieß, und auch unteren Schichten eine preiswerte Urlaubsfahrt (z.B. nach Norwegen) ermöglichte.
- 26) Es war der „Spatzähaffä..“ Er ging aber zur Musterung und sagte: „Herr Major, i will a Soldat wärä, i kon än Zentner lufpe“; er hatte natürlich keine Chance. Als er zwei Jahre später besoffen in der „Sonne“ lag, nahm ihn ein Gipser per die Schulter, trug ihn nach Hause, klingelte, und als die Mutter aufmachte und die Hände über dem Kopf zusammenschlug, warf er ihn zur Türe hinein und sagte: „So Frau, do hab i eiern Spatzähaffä“.
- 27) Tagebuch des Altsonnenwirtes Johannes Thomä, Heft 1933, der leicht enttäuscht war wegen Beibehalten mancher Steuer.
- 28) In einem Betrieb ging der Direktor zur Partei, und sein Stellvertreter hielt sich still zurück. In einem anderen Fall marschierte der Betrieb geschlossen unter der DAF-Fahne am 1. Mai mit, ein Chef voran. Der andere Chef ging in die Kirche. Die Uniform war im Grunde genommen ein dunkelblauer Sonntagsanzug und wurde bei Bedarf auch so getragen. Nach Kriegsende trennte man die Knöpfe mit dem Hakenkreuz weg und ersetzte sie durch normale schwarze Knöpfe. So hatte man einen Sängersanzug oder einen Sonntagsanzug.
- 29) Dieser Eid bildete später mit den Grund für das Ausharren und Gehorchen der meisten Offiziere und Soldaten bis 1945. Dazu kam eine gewisse Trotzhaltung, wegen des Bombardements auf die Zivilbevölkerung und der Forderung nach bedingungsloser Kapitulation.
- 30) Von Hindenburg hatte 1914 die mit zwei Armeen in Ostpreußen eingefallenen Russen geschlagen und wieder zurückgedrängt und war deshalb sehr populär.
- 31) Die Anlieger hatten für die Platzherstellung ihre Vorgärten freiwillig abgetreten. Das Standbild eines Soldaten aus Muschelkalk stammte von Bildhauer Suthor aus Ettlingen. Da sein Mantel verkehrt zugeknöpft war und das Gewehr, das er vor sich quer hielt, viel zu kurz, spöttelte der Volksmund bald die „Waschfrau“.
- 32) Kiehle Edmund: Das „Baumann'sche Haus“ zu Eppingen, in: „Rund um den Ottilienberg“, Band 2. Eppingen 1982, S. 104.
- 33) Sitzungsprotokoll, STA Ep/B 474.
- 34) Kiehle Edmund: 50 Jahre VfB Eppingen. Eppingen 1971, S. 87. Blöschs badische Bestleistung hatte bis 1955 Bestand! Zur Olympiade reichte es dann doch nicht, trotzdem wurde er künftig „Olympia-Blösch“ genannt. Sein Nachlass STA EP/B 506.
- 35) Das Häuschen lag da, wo heute die Einfahrt zum Parkplatz an der Westkurve der Leiergasse hinter der Landespolizei ist und wurde im Kriege zusammen mit dem gegenüberliegenden Eckhaus der Schreinerei Bregler zerstört. Die Kurve der Leiergasse bestand nur noch aus einem riesigen Bombentrichter.
- 36) Die Nummerierung des Fähnleins bedeutet 16. im Jungbann, 1 = Bereich Eppingen, 110 = Jungbann 110 Heidelberg. Heidelberg war damals noch für uns der Hauptort, und die Nr. 110 sollte an das kaiserliche großherzoglich badische Grenadierregiment 110 in Heidelberg erinnern. Ein halbes Jahr vorher ließ die Stadt auf Veranlassung der Universität die Erinnerungstafel an dem stattlichen, alemannischen Fachwerkbau setzen (Abb. S. 120 in: Rund um den Ottilienberg, Band 1), Eppinger Zeitung Nr. 151 vom 2.7., Eppingen 1936.
- 37) Ein angesehener Handwerksmeister war verpöfft worden, weil er auf die Aufforderung, mit „Heil Hitler“ zu grüßen, antwortete: „Des isch doch nett mein Herr Hitler“, worauf er eine Zeit lang verschwunden war. Sein Sohn war HJ-Gefolgschaftsführer und beliebt bei den Damen, allgemein „Feger“ genannt, und ist im Kriege gefallen. Als der Meister wieder zurück war, sah ich ihn nie mehr lachen. Andererseits konnte ein stadtbekannter Sozialdemokrat Führer der Ortsgruppe des NS-Reichsbundes für Kinderreiche werden, Kinderreiche wurden ja finanziell gestützt.
- 38) Gesetz über die Hitlerjugend vom 1.12.1936 (RGBl I S. 993): „§ 1 Die gesamte deutsche Jugend innerhalb des Reichsgebietes ist in der Hitlerjugend zusammengefasst“.
- 39) 10-14 Jahre DJ (deutsches Jungvolk, „Pimpfe“ und „Jungmadel“), 14-18 Jahren HJ (Hitlerjugend) und BDM (Bund deutscher Mädel), 18-20 Jahre RAD (Reichsarbeitsdienst und Parteilgliederungen wie die SA, anschließend Wehrdienst), danach SA (Sturmabteilung), NSKK (nationalsozialistisches Kraftfahr-Corps), SS (Schutzstaffel) und falls nicht bei diesen in jedem Falle DAF (Deutsche Arbeitsfront), 35-45 Jahre alt NS-Fiiegerbund, Landwehr, NS-Volkswohlfahrt und NS-Frauschafft.

-
- 40) Schäfer, Hermann: Wirtschaftliche und soziale Probleme des Grenzlandes, hier S. 183, in: Badische Geschichte vom Großherzogtum zur Gegenwart. Stuttgart 1979.
- 41) Verf.: Eppingen zu Großvaters Zeiten. Zaltbommel 1990, Nr. 23, rechts Mitglieder und Foto vornehmer Kegelklub.
- 42) Auf meine Frage nach dem Krieg an den 80-jährigen, warum sie die Ausgrenzung der Juden mitgemacht hätten, antwortete er: „Wir hatten nichts gegen die Juden, aber wenn ein Befehl von oben kam, mussten wir gehorchen.“
- 43) Vgl. dazu die Ausführungen in: „Jüdisches Leben im Kraichgau. Zur Geschichte der Eppinger Juden und ihrer Familien“ (2006), S. 39 ff (Bravmann), S. 31 ff (Billigheimer), S. 55 f (Herm. Ehrlich), S. 57 - 61 (Ernst Max Ehrlich), S. 85 ff (Fam. Frank), S. 116 ff (Fam. Heinsheimer), S. 143 ff (Fam. Hochherr), S. 147 ff (Fam. Maier), S. 151 ff (Fam. Pritsch), S. 174 ff (Fam. Schwarz), S. 196 ff (Fam. Weil),
- 44) Sein Vater war der o. g. Unteroffizier von's „Hochherre Buggl“. Der verständnisvolle Lehrer war NS!
- 45) Spezereien- oder Kolonialwarengeschäft sagte man früher zu Gemischtwarenläden, die im Grunde genommen Lebensmittel verkauften, aber auch noch viele nützliche Kleinigkeiten. Da konnte das Heringsfass mitunter neben der Nähseide oder den Wollknäueln stehen. Heute ist darin die Bäckerei Diefenbacher. Hochherr war der Name des ebenfalls jüdischen Vorbesitzers nach dem der Volksmund die dortige Steigung genannt hatte.
- 46) Er kam aus Flehingen, sein Onkel (oder war es der Vater?) war 1921 2. Vorsitzender des VfB Eppingen. Verf.: Festschrift zum 30-jährigen Bestehen des VfB Eppingen. Eppingen 1951, S.14.
Eine Liste aller in Eppingen 1933 wohnhaften Juden mit Beruf und genauer Anschrift siehe, Verf.: Die Jüdische Gemeinschaft in Eppingen und ihre Kultbauten, S.149 und vor allem bei Anmerkung 29 in: Eppingen Rund um den Ottilienberg, Bd. 3, Eppingen 1985, S.167
- 47) Bei der Funkausstellung 1935 wurde am 22. März das erste öffentliche Fernsehprogramm der Welt vorgestellt und für die Olympiade 1936 Fernsehstuben eingerichtet, in denen man acht Stunden das sportliche Großereignis verfolgen konnte. - 1. Olympia-Sonderheft Berliner Illustrierte Zeitung, Juni 1936. - 2. Olympia-Sonderheft Berliner Illustrierte Zeitung, Sommer 1936. - Die olympischen Spiele 1936, Band 1 Garmisch-Partenkirchen.
Cigarettenbilderdienst Altona-Bahrenfeld 1936, 120 S. - Band 2 Berlin. Cigarettenbilderdienst Altona-Bahrenfeld 1936, 168 S. In Berlin holten die deutschen Sportler 33 Goldmedaillen.
- 48) Ende der 90-er Jahre drang aus den USA auf mündlichem Wege die Nachricht herüber, bei einem Eppinger-Treffen in Detroit hätte Ruth Elkoschi, geb. Bravmann, gesagt, so paradox es klinge, eigentlich hätte sie Zutavern ihr Leben zu verdanken. Denn der Bürgermeister habe 1936 alle Juden einzeln auf Rathaus geladen, und sie inständig gebeten doch schnell auszuwandern. Es werde zu gefährlich für sie. Ruth Elkoschi, geb. Bravmann lebte in Jerusalem und besaß zusammen mit Dr. Max Bravmann, New York, und Siegfried Bravmann, Heidelberg, in Eppingen noch ein Haus. Es war dies das große Sandsteinhaus Brettener Str. 5, das sie auf 1. April 1977 an Frau Myrta Schwab verkauft hatten.
- 49) Gemeinderatsprotokoll 1937; 67. Eppinger Zeitung 20.3., Eppingen 1937, S. 7.
- 50) Tag der Machtergreifung 30. 1., „Führers“ Geburtstag 20.4., 9.11. Marsch auf die Feldherrenhalle. Die Oberste Parteileitung setzte bewusst auf die prägende Kraft von Gemeinschaftserlebnissen, seien es nun Pflichtübungen oder freudige Feste.
- 51) Neben den genannten waren dies das Bankhaus Bär & Co. (Bahnhofstraße 2), Max-Maier-Bank (Bahnhofstraße 3). Eppinger Zeitung, Kleinbrückentorstraße, General-Anzeiger (1928-1936), ebenfalls Postzettel Eppingen. „Rössle-Lichtspiele“ Richard Zorn (Rappenaauer Straße 1), Kino im „Engel“ (Brettener Straße 51).
- 52) Den Volkswagen konstruierte Dr. Ing. Ferdinand Porsche (1875-1951), der auch den erfolgreichen Auto-Union-Rennwagen entwickelt hat.
- 53) Allerdings ohne den Neubau, der den wüsten Backsteinanbau des Rathauses ersetzen sollte. Fertig wurde davon nur das kleine Verbindungsflurstück zwischen beiden Häusern mit zwei Türen, in denen in den 60-iger Jahren die Lichtpausmaschine des Stadtbauamtes stand. Der Volksmund hatte bald heraus bekommen, dass die hintere Türe nur deshalb gemacht wurde, dass der Bürgermeister, wenn er Besuch bekam, ungesehen in den Ratskeller gehen konnte und nicht mehr um das ganze Rathaus herum auf dem Marktplatz laufen musste.
- 54) Es war Postsekretär Bachmann, der 1913 das erste deutsche Sportabzeichen überhaupt und gleich in Gold abgelegt hat. Verf.: 50 Jahre VfB; Eppingen. Eppingen 1971, S. 96.
- 55) Sonderdruck der Eppinger Zeitung 6.8.1938
- 56) „Nichts liegt dem Nationalsozialismus ferner, als eine billige Rache zu üben Wenn er es nicht tut, so, aus dem ehrlichen Willen heraus, eine sächliche und praktische Lösung der Judenfrage zu finden“. Jüdische Rundschau, 4. Okt., Berlin 1933. (Oppositionelle Spötter nannten Dr. Goebbels später NS-Hinke-Jupp oder Reichshinkelbein).
Wie Nr.46, S. 150, Absatz 2 und S. 152, Spalte rechts. Die allgemeine SS war für das In-Schutzhaft-nehmen der Juden eingesetzt, und hat - so seltsam dies für manche heutige Ohren klingen mag - Misshandlungen der Schutzhaftbefohlenen verhindert (glaubwürdige Aussagen ehrenwerter Mitbürger).
Ein Fall: „Elka, du Saumensch, jetzt habb ih Di endlich“ und setzte zu Fußritten an. Schwupp fuhr ein junger SS-Mann dazwischen. - Gemeint war E. Bravmann der Fußtreter war ihr mehrere Monate Miete schuldig, und sie hatte ihn gemahnt.
- 57) Eppingen war tatsächlich durch das Gleichschaltungssieb des § 9 der Deutschen Gemeindeordnung (DGO) vom 30.1.1935 (Reichsgesetzblatt 1 S. 49) und der ebenfalls am 1.4.1935 in Kraft getretenen Ersten Durchführungsverordnung und der Badischen Oberleitungsverordnung gefallen. Die Entschließung des Reichstatthalters beruhte auf § 9 Abs. 2 der DGO vom 30.1.1935. Die Urkunde ist am 22.12.1938 in Kraft getreten (STA EP/U 103). Damit durfte Eppingen sich weiterhin auf reichsgesetzlicher Grundlage „Stadt“, nennen. Ein Gemeinderat soll dagegen gewesen sein, weil er befürchtete, dass die städtischen Beamten eine höhere Bezahlung beanspruchen könnten, wenn in ihrer Dienstbezeichnung „Stadt“ erscheint.
-

-
- 58) Eppinger Zeitung vom 16.8.1938, und danach ist dies unseren Landsleuten Berthold Wittmer und Hermann Kuenzer in Berlin zu danken. Die Eppinger Straße liegt neben der Breisacher Straße in Berlin-Zehlendorf, zwischen der U-Bahnstation Thiel-Platz und dem S-Bahnhof Lichterfeld-West. (Saffmann & Kluges Stadtbahn Berlin West, Planquadrat 15 G/H)
- 59) Eine Eppinger Großmutter aus der Altstadtstraße, die aus Südtirol stammte, gab wegen dieser Freundschaft ihr Mutterkreuz zurück, da Hitler wegen der Italiener die eigenen Landsleute in Südtirol verraten hatte. Man wollte Sie zunächst deshalb belangen, bis ein Vernünftiger unter den Eppinger Parteiführern dafür sorgte, dass man sie in Ruhe ließ. Das 1938 gestiftete Ehrenkreuz der deutschen Mutter erhielten in Bronze alle Mütter mit vier Kindern.
- 60) Dieser Erfolg ist um so erstaunlicher, als er unter Direktor Professor Harrer im Zusammenwirken mit Bürgermeister und einem einflussreichen Förderer im Hintergrund erreicht wurde, obwohl Harrer kein PG war und manche Lehrer sich vor der Partei in einer Gliederung, z.B. NS-Fliegerkorps, versteckten. Als Folge wurde ein Musiklehrer an die Schule versetzt, und wir Obertertianer mussten statt einer Freistunde singen lernen und hätten doch viel lieber einen Sportlehrer gehabt. Obwohl es das so genannte „Einjährige“ offiziell nicht mehr gab, galt in den Augen der Eltern dies nach Abschluss der Obertertia erreicht. Die Eppinger höhere Schule hieß in dieser Zeit „Elsenzschule, Oberschule für Jungen“. Die Gattungsbezeichnungen lauteten vorher Realschule, höhere Bürgerschule, Lateinschule; nachher Realschule, Real-Pro-Gymnasium, und heute Gymnasium.
- 61) Nachzulesen bei Michael Freund: Deutsche Geschichte. Gütersloh/Berlin/München/Wien 1973, Sp. 1295. Gerd Schultze-Rohnhof: 1939: Der Krieg, der viele Väter hatte. 3. Auflage. München 2005 S, 489-491.
- 62) Schultze-Rohnhof, S. 457.
- 63) Tageszeitungen und Christian-Zentner: Illustrierte Geschichte des 3. Reiches. München 1983, S. 288.
- 64) Formulierung des italienischen Politikers, Philosophen und Antifaschisten Antonio Gramsci (1937) in seinen „Gefängnisheften“ (in deutsch) Hamburg 1991.
- 65) Hatte der britische Premierminister Neville Chamberlain noch erklärt, „in diesem Kriege kämpfen wir nicht gegen euch, das deutsche Volk, gegen das wir keine feindlichen Gefühle hegen, sondern gegen ein tyrannisches, wortbrüchiges Regime...“, so verkündete sein Nachfolger Winston Churchill am 13. Mai 1940, er habe nichts anzubieten als „Blut, Schweiß und Tränen“. Hubertus Prinz zu Löwenstein: Deutsche Geschichte, 8. Auflage. München/Berlin 1984, S. 589, 591
- Churchill am Tag der Kriegserklärung Englands an Deutschland, 3.9.1939: „Dieser Krieg ist ein englischer Krieg, und sein Ziel ist die Vernichtung Deutschlands.“
- „Wir sind 1939 nicht in den Krieg eingetreten, um Deutschland vor Hitler oder die Juden vor Auschwitz oder den Kontinent vor dem Faschismus zu retten. Wie 1914 sind wir für den nicht weniger edlen Grund in den Krieg eingetreten, dass wir eine deutsche Vorherrschaft in Europa nicht akzeptieren konnten.“ Sunday Correspondent London Ausgabe 16.9.1989 (laut Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 18.9.1989).
- 66) Werner Haupt: Die Deutschen Infanterie-Divisionen, Band 2. Friedberg/Hessen 1992 S. 146 - 147. Heinz F Krüger: Bildband der rheinisch-pfälzischen 263. Infanteriedivision 1939-1945. Bad Nauheim 1962. Die Weintrauben-Division tauchte im Wehrmachtsbericht öfters auf als rheinisch-westfälische Infanteriedivision, man hätte genau so gut sagen können, rheinisch-pfälzische (den Kraichgau muss man unter Pfalz einordnen, er war ja damals noch nicht so bekannt). Im Kriegsjahr 1942 wie auch 1943 wurden einzelne Bataillone aufgelöst, so dass von drei Grenadier-Regimentern nur noch zwei übrig blieben. Den Weg der Division bezeichnen Namen wie Wahnerheide, Südbelgien St.-Quentin-Kanal, Nyon, Paris, Cher, Bordeaux, Warschau, Briansk, Baranowitsch, Beresina, Smolensk, Jelnja-Bogen, Brückenkopf Gorcki bei Moskau, Juchnow, Popolda, Welkije-Luki, Waulino, Newel, Idriza, Opotschka, Swiblo-See, Rositten, Mitau, Kalvene (Kurland).
- 67) Aus Eppingen und Umgebung standen in der 263. Inf. Div.: - Infanterie - Heinrich Benz (Schützenheiner), Elsenz, Reinhard Heinzmann (Bäcker) erhielt als Obergefreiter das EK 1, Major Walter Stein (Sinsheim), Ritterkreuzträger 11/485, ObLt. Jakob Steckmaier (Speyer), Ritterkreuzträger 3/485, Fritz Emmerich, Oberbeschlagmeister 1/485, Frieder Dieffenbacher, Albert Heitlinger (Wein), Tiefenbach, Erwin Hoffmann (Sinsheim), Heinrich Hohl, Sinsheim (1949 VdK-Kreisvorsitzender), Ernst Hassinger (Schmid), gefallen, Karl Hildenbrand, Edmund Kiehne 3/485, Fritz Kirchgßner („Tempo“), Sitzler, Adelshofen, Sitzler, Zuzenhausen, Ludwig Spiegel, Wilhelm Spies (Engelwirt), Michelfeld 3/485, Wilhelm Vogel (Sonne). Infanterie-Pionierzug, Richard Zorn (Kino). Pionier-Bataillon, Dr. Otto Krauth (Handelsschule), vermisst, Hermann Speckert (Wolfsschlucht), Erich Zimmermann (Zimmerer, VfB-Torwart). Nachschub-Fahrkolonne, Karl Aucher (Sonne), Werkstatt-Kompanie, Karl Maurer (Fahrschule), Otto Preusch (Autohaus), August Ziegler (Omnibus, zuletzt Ratskeller), Sanitäts-Kompanie, Fritz Preusch (Elektro), Bäckerei-Kompanie, Wilhelm Zaiß (Th.-Sturm-Straße 18a, früher Goethestraße), Schlächterei-Kompanie - Gustav Mayer (Sonnenwirt), in der Heimat gefallen. Veterinär-Kompanie - Bruno Dold (Studierrat), Adolf Gebhard, Richard Gern („Eichbaum“), Heinrich Leh, Hugo Nonnenmacher (Hauptlehrer), Jakob Schmid Jr. (Brettener Straße 32), Schmid (Zaisenhausen), Steinmann (Hilsbach), Emil Stroh (Sparkasse), Albert Thomä, Emil Zorn, Feldgendarmarie, Josef Schmitt (Gend. Hauptwachmeister), Artillerieregiment, Edwin Bergdolt (Rechtsanwalt) Sinsheim, Günter Bergdolt (Doktor jur.) Sinsheim.
- Diese Liste erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Die Nummern hinter einigen Namen bedeuten ihre Einheit.
- 68) Es war die Nr.229. Auf S.5 las man die Danksagung des Bürgermeisters und auf S.4 in der Verlagsmitteilung, dass Schriftleiter Fritz Luz der Umgebung erhalten bliebe, weil er die Schriftleitung der Lokalredaktion der „Volksgemeinschaft“, übernahm. Er durfte dann doch noch Soldat werden, standesgemäß in der Nachrichtentruppe.
-

Erinnerungen an Emil Thoma

Katholischer Stadtpfarrer in Eppingen, KZ-Häftling in Dachau und Gründer der Baugenossenschaft „Familienheim Kraichgau“

Alois Bergold



Seit meiner frühen Kindheit kannte ich Stadtpfarrer Emil Thoma persönlich. Aufgrund dieser persönlichen Beziehung ist es durchaus berechtigt, diesen Beitrag „Erinnerungen an Emil Thoma“ zu überschreiben.

Meine Mutter starb, als ich drei Jahre und mein Bruder Hugo viereinhalb Jahre alt waren. Die Schwester meiner Mutter, Tante Mathilde Meny, verpflichtete sich an deren Sterbebett, für uns Kinder zu sorgen - ein Versprechen, das sie sehr ernst nahm. Mein Vater, der als Bahnbeamter in Sinsheim arbeitete, verheiratete sich bald wieder

nach dem Tod unserer Mutter. Deshalb verbrachten mein Bruder Hugo und ich auch unsere Schulzeit noch in Sinsheim. Nach dem Abschluss der Volksschule zog ich 1938 zu Tante Mathilde nach Eppingen, von wo aus ich die Handelsschule in Heilbronn besuchte.

Tante Mathilde Meny war in Eppingen als Lehrerin an der Berufsschule in Eppingen tätig. Ihr Haus stand unmittelbar neben dem katholischen Pfarrhaus in der heutigen Ludwig-Zorn-Straße. Sie nahm sich vor und während der Nazi-Zeit der katholischen Mädchenjugend an. Zeitlebens sang sie auch im katholischen Kirchenchor. Als praktizierende Katholikin wurde sie im für die Eppinger Berufsschule zuständigen Schulamt Bruchsal unter „politischer Katholizismus“ geführt und lebte daher unter besonderer Beobachtung durch die Nationalsozialisten. Als die Mutter von Pfarrer Thoma 1940 verstarb, hatte dieser keine Familienangehörigen mehr, denn er war das einzige Kind und hatte seinen Vater bereits während seiner frühen Kindheit verloren. Daher war es für meine Tante Mathilde selbstverständlich, dass sie sich auch um ihn kümmerte.

Emil Thoma wurde am 26. Juni 1889 in Freiburg i. Br. geboren. Sein Vater arbeitete dort als selbständiger Architekt. Dadurch wurde bei Emil Thoma schon in jungen Jahren ein Interesse an Architektur geweckt, das während seines priesterlichen Wirkens immer wieder durchschlug. Nach dem frühen Tod seines Vaters zog die Mutter nach Lörrach, wo er das Gymnasium besuchte und sein Abitur ablegte. An der Universität Freiburg studierte er Theologie. Am 2. Juli 1913 erhielt er in der Kirche St. Peter die Priester-

weihe. Seine Vikarszeit verbrachte er in Furtwangen und in Heidelberg an der St. Bonifazkirche, wo er insgesamt 10 Jahre wirkte. 1924 wurde ihm schließlich die Stelle des katholischen Pfarrers in Eppingen mit der Filiale Mühlbach übertragen.

In Mühlbach fand damals nur 14-tägig Sonntagsgottesdienst statt. Thoma ließ sich entweder mit dem Auto oder mit der Kutsche hinfahren. Der Gottesdienst mit der Heiligen Messe in Mühlbach sollte 1941 Anlass für seine Verhaftung durch die Gestapo werden.

Gegenüber den Nationalsozialisten war Emil Thoma sehr kritisch eingestellt. Mit großer Aufmerksamkeit beobachtete er daher ihr Verhalten zur katholischen Kirche gerade auch in Eppingen und machte Aufzeichnungen über die Ereignisse in der Stadt. Seine Haltung blieb den örtlichen Parteigenossen nicht verborgen. Deshalb wurde er auf einer Schwarzen Liste der Gestapo registriert und stand unter besonderer Beobachtung. Deshalb wurde er immer wieder von der Gestapo verhört.

August Barth, der Vater des Nachkriegsstadtrats Franz Barth, fuhr ihn häufig mit der Kutsche nach Mühlbach zum Gottesdienst. Am Ostermontag wurde er vor der Kirche von einigen polnischen Kriegsgefangenen, die als Landarbeiter bei den Bauern arbeiteten, gebeten, sich bei Pfarrer Thoma dafür einzusetzen, dass er ihnen erlaubte, seinem Gottesdienst in der Mühlbacher Filialkirche beizuwohnen. Der Bürgermeister hatte ihnen zuvor verboten, den Gottesdienst in Eppingen zu besuchen. Thoma willigte ein und ließ sie sogar an der heiligen Messe teilnehmen.

Der Vorfall wurde sofort der Gestapo gemeldet, und, da Thoma bereits auf der Schwarzen Liste stand, zum Anlass genommen, ihn zu verhaften. Am 2. Juli 1941, dem 28. Jahrestag seiner Priesterweihe, kamen gegen Abend drei Männer von der Gestapo und brachten ihn mit einem Auto in das Gefängnis nach Heidelberg. In dem Schutzhaftbefehl, der ihm nach einiger Zeit zugestellt worden war, wurde ihm vorgeworfen, er habe den Bestand und die Sicherheit des Reiches dadurch gefährdet, dass er in einem Gottesdienst für die deutsche Bevöl-

kerung Polen habe teilnehmen lassen, wodurch das gesunde Volksempfinden aufs größte verletzt und Unruhe in die Bevölkerung hineingetragen worden sei.

Zehn Wochen musste er im Gefängnis in Heidelberg einsitzen. Mathilde Meny besuchte ihn und konnte ihn sprechen, soweit es rechtlich möglich war. Durch Besuche und Eingaben im Vorzimmer Himmlers und später im Reichssicherheitsministerium versuchte sie, die Entlassung Thomas aus der Haft zu erreichen. Auch der Eppinger Stiftungsrat und der Freiburger Erzbischof verwendeten sich für ihn. Doch all diese Bemühungen waren erfolglos. Vom Heidelberger Gefängnisdirektor erhielt er schließlich die Mitteilung, dass er ins KZ Dachau käme. In Handschellen wurde er zusammen mit einem Kriminellen in der „grünen Minna“ nach Würzburg gebracht und von dort im Zug nach Dachau transportiert. Mit Fußstritten, Schlägen und wüstem Geschrei wurde er am 12. September 1941 zusammen mit rund 60 anderen sog. Schutzhäftlingen dort empfangen.

Damals befanden sich etwa 10 000 Häftlinge in Dachau. Unter ihnen waren sehr viele Pfarrer: Allein drei von den 30 Gefangenenbaracken waren mit Geistlichen belegt. Man nannte diese offiziell „Pfaffenblocks“. Er selbst war im Block 26 untergebracht. Die Jahre 1941 und 1942 waren nach Emil Thomas Aussagen die schlimmsten. Bis zum November 1942 war es verboten, einem der Häftlinge von zu Hause etwas zu schicken. Im Monat durfte jeder zwei Briefe nach Hause schicken und zwei Briefe empfangen. Alle Briefe mussten der Zensur vorgelegt werden. „Über die Vorgänge im Lager etwas aufzuschreiben oder gar nach draußen zu berichten war strengstens verboten“, schrieb Thoma rückblickend nach seiner Entlassung aus dem KZ. „Darauf standen nicht nur die Strafen ‚Baum‘, das heißt, eine Stunde lang an den auf dem Rücken zusammengebundenen Händen aufgehängt zu werden, nicht nur ‚25 Stockhiebe‘, ‚Torstehen‘, ‚einen oder mehrere Tage ohne Essen und Trinken und ohne austreten zu dürfen‘, es konnten auch noch andere Strafen nach Willkür verhängt werden, wie ‚Versetzen in die Strafkompagnie‘ und zuletzt auch der ‚Tod durch Erhängen oder Erschießen“ (Weiler, S. 22).

Konzentrationslager Dachau 3K

Folgende Anordnungen sind beim Schriftverkehr mit Gefangenen zu beachten:

- 1.) Jeder Schutzhaftgefangene darf im Monat zwei Briefe od. zwei Karten von seinen Angehörigen empfangen und an sie absenden. Die Briefe an die Gefangenen müssen gut lesbar mit Tinte geschrieben sein und dürfen nur 15 Zeilen auf einer Seite enthalten. Gestattet ist nur ein Briefbogen normaler Größe. Briefumschläge müssen ungefüllt sein. In einem Briefe dürfen nur 5 Briefmarken à 12 Pfg. beigelegt werden. Alles andere ist verboten und unterliegt der Beschlagnahme. Postkarten haben 10 Zeilen. Lichtbilder dürfen als Postkarten nicht verwendet werden.
- 2.) Geldsendungen sind gestattet.
- 3.) Es ist darauf zu achten, daß bei Geld oder Postsendungen die genaue Adresse, bestehend aus Name, Geburtsdatum und Gefangenen-Nummer, auf die Sendungen zu schreiben ist. Ebenso müssen alle Schreiben den genauen und vollständigen Absender tragen. Wenn die Adresse fehlerhaft ist, geht die Post an den Absender zurück oder wird vernichtet.
- 4.) Zeitungen sind gestattet, dürfen aber nur durch die Poststelle des K. L. Dachau bestellt werden.
- 5.) Pakete dürfen nicht geschickt werden, da die Gefangenen im Lager alles kaufen können.
- 6.) Entlassungsgesuche aus der Schutzhaft an die Lagerleitung sind zwecklos.
- 7.) Sprecherlaubnis und Besuche von Gefangenen im Konzentrations-Lager sind grundsätzlich nicht gestattet.

Der Lagerkommandant.

Meine Anschrift:

Name: Luise Feiner

geboren am: 26. 6. 1889

Gef.-Nr. 27 187 Block 30/2

Absender:

Dachau 3 K, den: 20. Sept. 1941

Mein Lieber in Leipzig

gute Nacht in meinen

hoffen Brief von Dir zu

Am Freitag, den 12. 9. 41

bin ich gut für mich gekommen. Auf
meinen Briefen wegen der Briefe haben
wir zur Zeit genügend Karten bekommen.
Ich bin gespannt und ab geht mir gut.
Ich bin von der Sonne schon gut ge-
büht. Die Nächte sind kalt, ab

1285

In der Frühe und am Abend mussten sämtliche Häftlinge blockweise unter Absingen von Liedern geschlossen in Zehnerreihen zum Zählappell auf dem Appellplatz aufmarschieren. Das war für die meisten eine große Qual. Denn das dauerte gewöhnlich eine Stunde, und wenn einer fehlte, oft auch zwei und mehr Stunden. Bei jedem Wetter im Sommer wie im Winter, bei Sturm, Regen und Schnee, im Winter 1941/42 bei 35° Kälte musste man fast unbeweglich auf dem selben Platz stehen bleiben, oft durchnässt bis auf die Haut oder durchgefroren bis auf die Knochen, ohne nachher die Möglichkeit zu haben, auch nur ein trockenes Hemd anzuziehen. Am Appellplatz mussten dann die einzelnen Blocks sich nach rechts genau in einer geraden Linie ausrichten. Besonders demütigend empfand Thoma, dass die Lagerordnung vorschrieb, dass jeder Häftling mit „Du“ angeredet wurde. Schimpfen und Schläge durch das Wachpersonal, Schikanieren durch Bettenbau und stundenlange Appelle bei eisigster Kälte, bei heftigem Regen oder größter Hitze waren an der Tagesordnung, und wer sich nicht gefügig oder wer Schwächen zeigte, wurde mit Stockhieben auf dem Bock oder Aufhängen auf einem Stamm bestraft.

Bis Ende 1941 waren die Pfarrer noch von der Lagerarbeit ausgenommen. Ihre Arbeit bestand vor allem darin, das Essen von der Lagerküche in Kesseln zu den einzelnen Blocks zu tragen, was für die durch Unterernährung geschwächten Geistlichen eine harte Arbeit war; denn die leeren Kessel wogen schon 75 Pfund und aufgefüllt mit der dünnen, kochend heißen Wassersuppe nahezu zwei Zentner, die von je zwei Mann geschleppt werden mussten, und bis zu den Blocks waren es fast 1000 Meter!

Nachdem auch Pfarrer wegen des Arbeitskräftemangels in den vollen Arbeitsbetrieb eingesetzt und auf Arbeitskommandos verteilt wurden, kam Emil Thoma zuerst zum Arbeitseinsatz im Außenbereich in der sog. Plantage, die wie alle übrigen Wirtschaftsbetriebe im Besitz der SS waren. Trotz der harten Arbeit war die Kost sehr schlecht. Die Geistlichen erhielten noch weniger zu essen als die übrigen Häftlinge, denn sie

bekamen die „Brotzeit“ um 9 Uhr nicht. Die Folge war, dass die Sterberate der Geistlichen infolge des Hungers stark anstieg. Im Juli, August und September 1942 begann ein Massensterben unter den Geistlichen des Konzentrationslagers. Fast täglich waren zwei bis drei Todesopfer zu beklagen. Pfarrer Emil Thoma hatte bis dahin 65 Pfund abgenommen!

Zum Glück kam Emil Thoma bald darauf in das Küchenkommando, das deshalb so begehrt war, weil man dort zweimal Mittagessen erhielt: zuerst in der Küche und dann im Block. Doch bereits nach 10 Tagen wurde er in das Strumpfstopfkommando versetzt, weil zwei polnische Priester, die medizinische Experimente überlebt hatten, zur Belohnung in die Küche durften. Im November 1942 kam für Emil Thoma und einen Teil seiner Mithäftlinge eine Erleichterung, denn die Angehörigen durften nun Lebensmittelpakete schicken. Meine Tante Mathilde Meny sammelte in Eppingen Lebensmittel, die sie nach Dachau zu Emil Thoma schickte.

Wenige Tage, nachdem Thoma ins Strumpfstopfkommando abgeordnet worden war, fragte ein SS-Scharführer, wer Maschinen schreiben könne. Thoma meldete sich sofort und kam in die Besoldungsstelle der Waffen-SS. Dies war ein großes Glück. Hier bekamen die dort beschäftigten Häftlinge nicht nur eine zusätzliche Brotzeit, auch das Verhältnis der SS-Leute zu den Häftlingen war erträglich. Daher reifte in Thoma der Plan, seine Aufzeichnungen über das Lagerleben nicht länger im Spind im Schlafsaal aufzubewahren, wo sie bei Kontrollen der SS-Leute jederzeit entdeckt werden konnten, sondern nach draußen zu schmuggeln. Der Mithäftling Karl Geißler, der mit ihm von Heidelberg nach Dachau gebracht worden war, musste unter der Aufsicht eines SS-Mannes jeden Tag die 2000 bis 3000 Briefe zur Post bringen. Mit dessen Hilfe konnte Thoma illegale Briefe unter dem Codewort „Onkel Franz“ an eine Deckadresse in Rot bei Wiesloch schicken, von wo sie von Mathilde Meny unter Lebensgefahr abgeholt und nach Eppingen gebracht und verwahrt wurden.

Als Russlandkämpfer besuchte ich während eines Heimaturlaubs Emil Thoma zweimal, und zwar am 5. Februar 1943 und am 6. Mai 1944, im KZ Dachau. Um überhaupt zu ihm vorgelassen zu werden, musste man naher Verwandter sein. Ich gab mich als Thomas Neffen aus. Dies war sehr gefährlich, denn wenn herausgekommen wäre, dass das nicht stimmte, wäre ich sicher verhaftet worden. Beim zweiten Besuch begleitete mich Tante Mathilde Meny. Emil Thoma war stark abgemagert, kahlköpfig und trug einen blau gestreiften Häftlingsanzug. Über das Franziskanerkloster München gelang es weitere Briefe aus dem KZ herauszuschmuggeln. Eine Laborantin aus dem Schwarzwald, die sich nach Dachau hatte versetzen lassen, um gefangenen Pfarrern soweit wie möglich zu helfen, stellte sich ebenfalls zur Weiterleitung von Briefen zur Verfügung. Sogar ein SS-Mann hat auf seinem Sonntagsurlaub Emil Thoma manchen Brief mit nach München genommen und dort in den Briefkasten geworfen.

Die illegale Post aus dem KZ zu schleusen war lebensgefährlich. Deshalb schickte Emil Thoma sie nicht direkt nach Eppingen an seine Haushälterin, sondern wurde über zwei Deckadressen in Rot und Malsch bei Wiesloch an Mathilde Meny geschickt. Diese holte, nachdem sie ebenfalls verdeckt benachrichtigt worden war, bei ihren beiden Freundinnen mit dem Zug oder Fahrrad unter Lebensgefahr ab. Denn Züge und Fahrzeuge auf der Straße waren häufig auch Zielscheibe von Tieffliegern. Mathilde Meny bewahrte die Briefe nicht in Eppingen auf, sondern aus Sicherheitsgründen bei ihrem Schwager in Richen. Für Emil Thoma, der keine Angehörigen mehr hatte, war Mathilde Meny eine wichtige Vertrauensperson geworden, ja sogar Lebensretterin. Sie spielte nicht nur eine zentrale Rolle beim Herausschmuggeln von den vielen Briefen, die über das Leben im Lager und die Geistlichen im KZ Dachau berichteten, sie versorgte ihn seit Oktober 1942, nachdem es die Lagerleitung erlaubte, mit Lebensmitteln und Unterwäsche so reichlich, dass Thoma auch Mithäftlingen helfen konnte. Außerdem informierte sie ihn in ihren Briefen über das Neueste in Eppingen, so dass er über

die Vorgänge in seiner Pfarrei unterrichtet war.

Nach dem Winter 1944/45 rückten die feindlichen Truppen in Deutschland rasch vor. Angesichts der bevorstehenden Niederlage Deutschlands stellte sich auch die Frage, was mit den KZ-Häftlingen passiert. Entgegen dem ursprünglichen Befehl Himmlers, dass kein Insasse lebend ein KZ verlassen dürfe, wurde nun beschlossen, dass die deutschen Pfarrer im KZ Dachau entlassen würden. Am Mittwoch der Karwoche, nach 1365 Tagen Haft im KZ, war auch Emil Thoma bei denen, die in die Freiheit entlassen wurden. Er hatte noch Aufzeichnungen über das Lager bei sich. Trotz der Gefahr, dass sie bei der Durchsuchung des Gepäcks vor dem Verlassen des Lagers von der SS entdeckt würden, entschied sich Thoma, sie mitzunehmen. Und er hatte Glück, man durchsuchte ihn nicht. Die einst brutalen SS-Leute zeigten sich plötzlich menschlich. Auf dem fast einstündigen Weg zum Bahnhof erbarmte sich ein SS-Mann seiner und trug ihm den Koffer. Über München ging die Fahrt über Ulm und Stuttgart bis nach Heilbronn, in dessen zerstörten Bahnhof der Zug nicht mehr einfahren konnte. Von dort ging es am Gründonnerstag zu Fuß nach Eppingen. Bei einer Rast in Schluchtern konnte er sich bei seinem Freund und Amtsbruder Leipert stärken.

Am Ostersonntag erlebte Emil Thoma in seiner Heimatpfarre die Schrecken des Krieges noch einmal in voller Härte. Nach dem Hochamt verweilte er noch in der abgedunkelten Kirche, als plötzlich die Sirene laut ertönte und sofort auch mehrere Bomben in unmittelbarer Nähe zwischen der Kirche und dem Schwesternhaus fielen und auch in die Kirche einschlugen. Wie durch ein Wunder blieb Emil Thoma unverletzt.

Bald nach seiner Rückkehr aus dem KZ schrieb Emil Thoma die anderen mit ihm inhaftierten Geistlichen an mit der Bitte, ihm ihre Erlebnisberichte zuzuschicken. Er beabsichtigte, diese mit seinen eigenen Aufzeichnungen, die er während der KZ-Zeit in Dachau machte und Herausschmuggeln

konnte, zu einem Buch zusammenzufassen. Es war sehr schwierig, einen Verlag dafür zu finden. Deshalb verzögerte sich die Herausgabe. Wegen des sich verschlechternden Gesundheitszustandes konnte er die umfangreiche Dokumentation nicht selbst zu Ende bringen. Nach seinem Tod bearbeitete Pfarrer Eugen Weiler den Nachlass Emil Thomas und gab ihn 1971 in erweiterter Form unter dem Titel „Die Geistlichen in Dachau sowie in anderen Konzentrationslagern und Gefängnissen“ in der Missionsdruckerei St. Gabriel in Mödling (Österreich) heraus. Rund zwei Drittel des 1158 Seiten umfassenden Buches nimmt das alphabetisch geordnete Verzeichnis der KZ-Geistlichen mit ihren Lebensdaten ein. Das andere Drittel besteht aus autobiographischen und biographischen Darstellungen, geschrieben von Mitinhaftierten Thomas und Thoma selbst. Ohne die Vorarbeiten, die Thoma bereits während der Haftzeit in Dachau begann, wäre dieses wichtige Handbuch über die Geistlichen im KZ nie entstanden. Dass Thoma evangelische Pfarrer berücksichtigt hat, erhöht den Nutzen des Buches und brachte ihm auch Lob von der evangelischen Kirche.

Gesundheitlich geschwächt durch den langen KZ-Aufenthalt nahm Thoma sofort nach seiner Rückkehr die Arbeit in seiner Pfarrei wieder auf. Diese war gegenüber der Vorkriegszeit erheblich angewachsen. Kriegsschäden an der Kirche und den kirchlichen Gebäuden mussten behoben werden, und die Zahl der Kirchengemeindemitglieder hatte sich durch den Zuzug von Flüchtlingen und Heimatvertriebenen stark vergrößert. Die Jahre nach dem Krieg waren überhaupt von Not und Elend gekennzeichnet. Der Landkreis Sinsheim, der von den Kriegszerstörungen im Vergleich zu den großen Städten an Rhein und Neckar nicht so stark betroffen war, musste nach dem Landkreis Buchen die meisten Flüchtlinge und Heimatvertriebene aus den Ostgebieten aufnehmen (fast 22 % der Gesamtbevölkerung!). Dadurch wurde der Wohnraum sehr knapp, weil auch schon während des Zweiten Weltkrieges Evakuierte aus den bombardierten Städten untergebracht werden mussten. In Eppingen war in den letzten Kriegsmonaten infolge der Bombardierung der strategisch wichtigen Kraichgaubahn und von Kriegsmaterial produzierenden Industriebetrieben über 10 Prozent des Wohnungsbestandes zerstört, wodurch sich



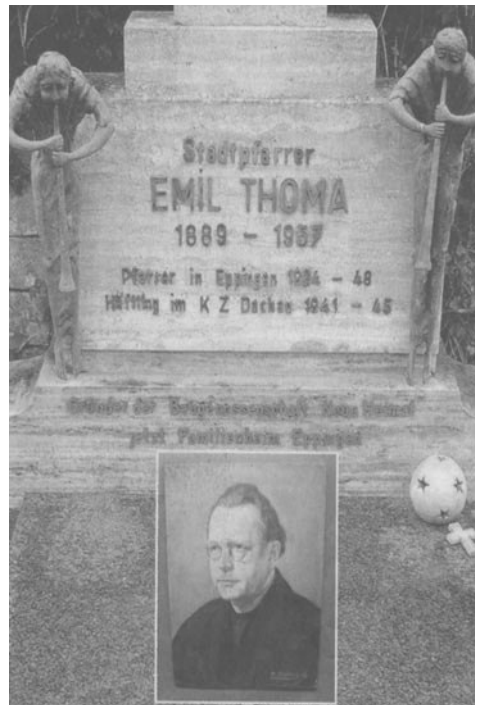
Tag der offenen Tür im ersten fertiggestellten Reihenhaus in der Adelshofener Straße 1949

die Wohnungsnot verschlimmerte. Die Notquartiere in Baracken, die noch während des Krieges für RAD und Flugabwehr auf der Eppinger Gemarkung errichtet worden waren, reichten nicht aus, um die Heimatvertriebenen unterzubringen. Zwangsbewirtschaftung der Altbauwohnungen war die Folge, was häufig zu Streit zwischen Alt- und Neubürgern führte.

Als Gemeindepfarrer kannte Emil Thoma diese Probleme. 1946/1947 ergriff er daher die Initiative zur Gründung einer Baugenossenschaft für den Landkreis Sinsheim, deren Ziel sein sollte, den dringend benötigten Wohnraum für die Neubürger zu schaffen. Schon vorher war in Freiburg eine Dachorganisation mit dem Namen „Siedlungswerk Neue Heimat“ gegründet worden, die Anregungen zur Gründung von Baugenossenschaften in den zur Diözese gehörigen Landkreisen gab. Am 5. Februar 1947 fand unter der Leitung von Emil Thoma, unterstützt von Architekt Ernst Riedel, Geschäftsführer Ernst Sauer und Schulrätin Mathilde Meny, im Gasthaus „Zum Ochsen“ in Sinsheim die Gründungsversammlung der „Neuen Heimat“, statt, deren Sitz zunächst Sinsheim war, 1948 aber nach Eppingen verlegt wurde. Als erstes Bauprojekt war 1948 ein Reihenhaus mit zehn Wohneinheiten in der Adelshofer Straße in Eppingen geplant. Größte Schwierigkeiten bereitete die Beschaffung des Baumaterials, das weder auf dem Markt noch durch Kompensation zu erhalten war. Die Stadt Eppingen erlaubte es daher, Steine in den stadteigenen Steinbrüchen am Hornbuckel zu brechen und Bauholz im Stadtwald zu schlagen. Außerdem wurde der Baugenossenschaft erlaubt, im Munitionslager in Siegelsbach Bunker abzubauen, um Backsteine zu gewinnen. Im November 1949 konnten die Siedler ihre Eigenheime in dem Reihenhaus beziehen. Bis 1980 wurden auf dem Gebiet des alten Landkreises Sinsheim 1750 Wohnungen erstellt. Getreu dem von dem Siedlungswerk geprägten Grundsatz „So viele Eigenheime wie möglich, so viele Mietwohnungen wie nötig“, der auch Emil Thoma mit seiner Initiative leitete, wurden anfangs fast nur Familienwohnheime errichtet. Erst ab 1962

baute man auch Mietwohnungen. Damit leistete die „Neue Heimat“ (seit 1972 „Familienheim Kraichgau“) einen wichtigen sozialpolitischen Beitrag zur Eigentumsbildung breiter Bevölkerungsschichten.

Die Fertigstellung des ersten Bauprojekts der von ihm gegründeten Baugenossenschaft hat Emil Thoma als katholischer Stadtpfarrer von Eppingen nicht mehr erlebt. Wegen seiner angeschlagenen Gesundheit fiel es ihm immer schwerer, seine Amtspflichten in der nach dem Kriege stark angewachsenen Kirchengemeinde zu erfüllen. 1948 folgte er daher dem Rat des Weihbischofs Burger, die viel kleinere Pfarrei Rheinfeldens-Warmbach zu übernehmen. Aus gesundheitlichen Gründen ging er im Ostern 1956 in den wohlverdienten Ruhestand. Während eines Besuches in Eppingen starb er am 1. August 1957 an den Folgen einer Lungenentzündung. Er wurde auf dem Eppinger Friedhof neben seiner Mutter beigesetzt.



Grabstein auf dem Friedhof Eppingen

Der Luftwaffenstützpunkt Eppingen 1942 - 1945

Edmund Kiehle

Er hieß Eulenhorst und Krähenhorst und befand sich auf der Nordseite des Alt-Rohrbacher Weges (von Rohrbach her Eppinger Steige und Weg) im Birkenwald und im Gewann Rohrbacher Weg. „Eppingen beinahe Garnisonstadt, nachdem es 1564/65 auch vorübergehende Universitätsstadt war!“ hatte ein fürstlich-patriotischer Geschichtsschreiber gejubelt.¹

Nun bekam die Stadt eine Garnison, wenn auch unter ganz anderen, widrigen Umständen.

Einführung

Die junge deutsche Luftwaffe (offiziell ab 1935) war in Waffengattungen und weiträumig gegliedert und auf militärische, taktisch-strategische Ziele eingestellt.²

Der britische Luftwaffenstab war schon 1923 der Auffassung, man müsse zuerst den Widerstand der feindlichen Zivilbevölkerung brechen³, und die Alliierten hatten genügend Bombererfahrung. Der erste Luftangriff fand bereits am 4.9.1939 auf Hafen und Innenstadt von Wilhelmshaven statt, am 10./11.5.1940 folgte der Nachtangriff auf Wohnbezirke in Mönchengladbach. Erst am 11.11.1940 griffen deutsche Bomber das Rüstungsviertel von Coventry an.⁴

Die deutsche Reichsverteidigung versuchte, der Gefahr durch Sperrriegel zu begegnen; der erste reichte im Bogen von Cherbourg über Venio (an der Maas/niederländische Provinz Limburg), Varel bis Friedrichstadt (Holstein) zum Schutz des Ruhrgebietes und Berlins. Später musste wegen Gefährdung Schweinfurts und Münchens im Süden ein zweiter errichtet werden. Die Stützpunkte lagen in ausreichender Entfernung außerhalb der Großstädte wie dies

nach dem Weltkriege auch die US-Streitkräfte taten, z.B. mit der Nike-Raketenstellung auf dem Heuchelberg zum Schutze Heilbronn in Zeiten des sog. Kalten Krieges. Vor dem Sperrfeuer der Flak-Batterien⁵ hatten die alliierten Bombergeschwader Respekt, sodass sie auswichen und Lücken suchten, die die deutsche Luftwaffe durch Einsatz von Nachtjägern zu schließen suchte. Beobachtungs- und Leitfunktion hatten dabei die Bodenverbände wie die in Eppingen. Diese Leiteinheiten mussten deshalb technisch und personell gut ausgerüstet sein⁶ und elastisch geführt werden, um den leicht in der Richtung zu ändernden Flugverbänden folgen oder gar zuvor kommen zu können.⁷

Gegen Kriegsende fürchteten die Bomber auch den todesverachtenden Einsatz der deutschen Nachtjäger (1945 sogar auch Rammjäger). Der Leitstab der „Eppinger“ verzeichnete insgesamt 250 - 300 von ihm geführte Abschüsse, davon etwa 33 vom Stationsort Eppingen, worauf man natürlich stolz war.⁸

Nach dem Radarklau an der Kanalküste bauten die Briten modernere Geräte und erfanden 1944 das Störsystem durch Staniolstreifen, welche die feindlichen Flugzeuge massenhaft abwarfen. Das brachte die deutsche Funkmessortung durcheinander und stellte die Luftabwehr vor fast unüberwindliche Schwierigkeiten.

Mit der Eroberung Frankreichs verkürzten sich die Anflugwege, und Jagdflugzeuge konnten die Bomber begleiten und Schlachtflugzeuge Süddeutschland unsicher machen. Die Luftherrschaft über Deutschland gehörte nun endgültig den zahlenmäßig weit überlegenen Angreifern.⁹

Die von der NS-Propaganda gepriesenen Wunderwaffen¹⁰ kamen viel zu spät und zu wenig an Zahl; zudem neigten sich die Treibstoffvorräte dem Ende zu.

So kam es trotz tapferer Gegenwehr, wie es kommen musste: Die Städte und zahlreiche Kulturdenkmäler wurden rücksichtslos zerstört¹¹ und wohlbedacht Riesenverluste unter der Zivilbevölkerung, besonders unter Frauen und Kindern, verursacht, deren Moral die infolge der durch den Bombenterror erzeugten Trotzhaltung aber nicht gebrochen werden konnte.

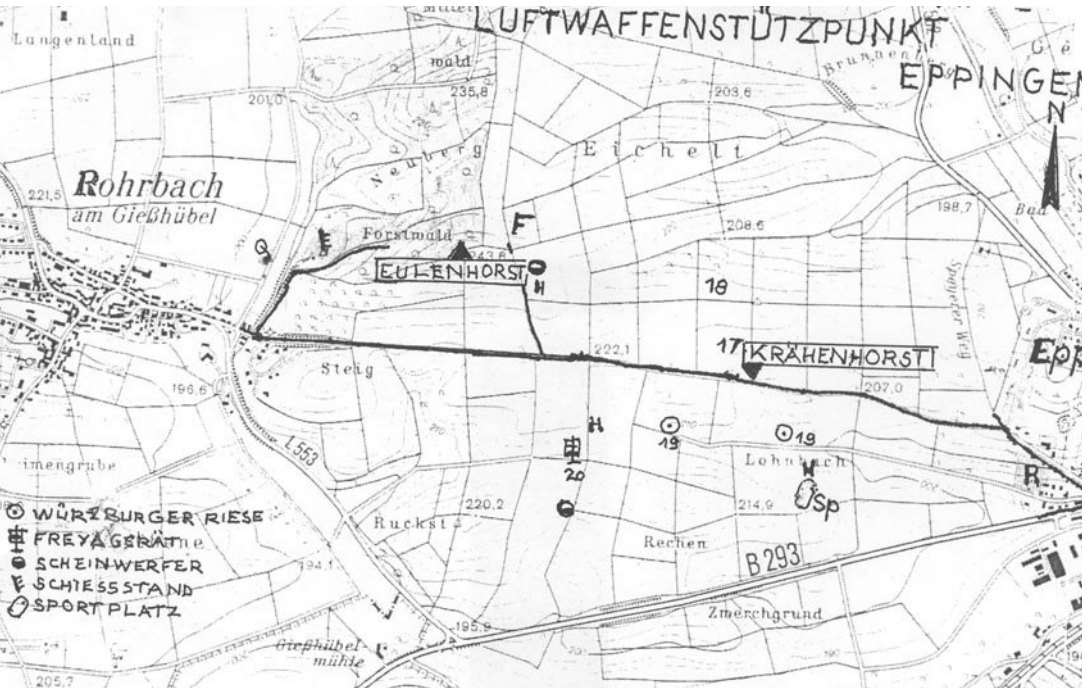
Lage, Erschließen, Bauen

Das „Gehirn“ der Anlage musste versteckt liegen, die Erfassungs- und Überwachungsgeräte benötigten freie Lage und Sicht, beides weg von Siedlungen. Daher wurde für den Stab und das Kommandozentrum, die südostwärtige Birkenwaldecke (aus Eppinger Sicht) und für die Großgeräte, aus Gründen der Luftsicherheit verstreut, das freie Feld am Rohrbacher Weg ausgesucht. Eine Scheinwerfer-Einheit lag im nahen

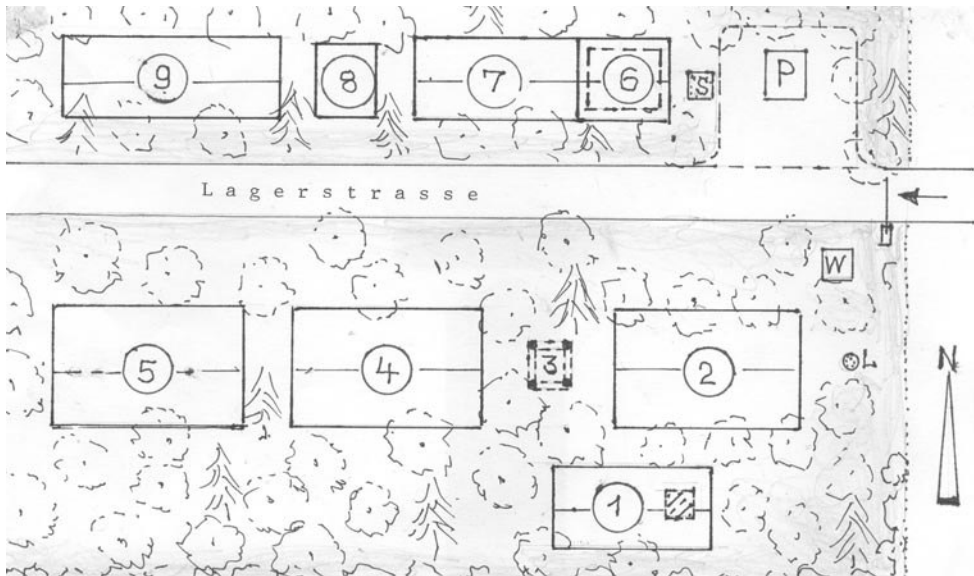
Sulzfeld. Flak gehörte nicht dazu, sie war bei und um die Grosstädte stationiert. Das Gelände im Birkenwald, eigentlich Forstwald Abt.11/13, war leicht zu beschaffen, denn es gehörte der Nachbargemeinde Rohrbach. Mit den betroffenen 25 Landwirten schloss der Staat Pachtverträge ab, für die er am 1.3.1944 insgesamt 453,87 RM bezahlte.¹²

Ein kleines Gefangenenlager für Russen befand sich am westlichen Stadtrand in Baumstücken versteckt, etwa da, wo heute die Sackgasse seitlich des Albert-Schweitzer-Weges liegt. Es gehörte nicht zum Luftwaffenstützpunkt und war in der Stadt fast gänzlich unbekannt.¹³

Die Lagen waren militärisch gut gewählt jedoch nur über grundlose Feldwege erreichbar. Daher mussten junge Rohrbacher Bauernburschen vom Rohrbachtal her die Wasserleitungen graben und die Zufahrten in die Waldecke durch Schottern verbessern. Für den erforderlichen Starkstrom erstellte auf Eppinger Seite 1942 das EVU einen Abzweig von der Überlandlinie im



Gesamtanlage zwischen Eppingen und Rohrbach mit den Standorten der FuMeG, Freya und Würzburger Riese. Q. Quelle in Rohrbach für das Trinkwasser, H Hütte beim Gerätestandort, F Funkmast beim Eulenhorst, Sp. Sportplatz, 17 Fluglandeplatz neben dem Krähenhorst, 18 geplanter Standort Y-Gerät, 19 Funkmessgerät „Würzburger Riese“, 20 FuMeG „Freya“. - R Kriegsgefangenenlager für Russen.



Lohnbachtal. Die Badenwerk-Bezirksstelle Eppingen, 3 Mann, erhielt dazu 2 Mann Verstärkung aus Sinsheim/Els., alle Zivilarbeiter und französische Kriegsgefangene bei Bauern wurden zusammengetrommelte, um die schweren Holzmasten vom Mastenlager zwischen Heilbronner Straße und Güterhallenstraße von Hand auf das Langholzfuhrwerk aufzuladen und an der Verwendungsstelle wieder abzuladen.¹⁴

Wegen der guten und großen Verladestation des Eppinger Bahnhofs war die Hauptzufahrt von Eppingen vorgesehen, zumal der Hauptfeldweg nach Rohrbach beschottert war. Er war aber zu schmal, und man verbreiterte ihn in Windeseile um 1,5 m.¹⁵

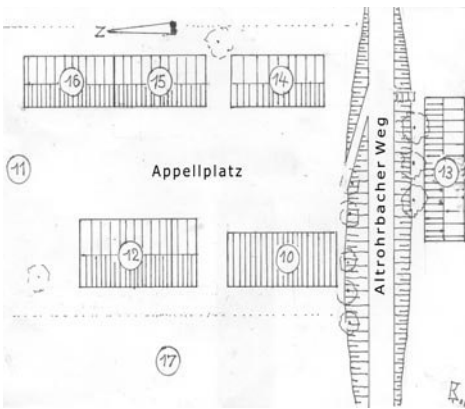
Die Truppenunterkünfte waren bald aufgeschlagen mit genormten Bauteilen der Luftwaffenbaracken, die besser gedämmt und ausgestattet waren als die für den männlichen RAD.¹⁶

Nach Fotos der Luftwaffensoldaten zu schließen war es darin recht wohnlich. Alles musste sehr schnell gehen, denn die ersten Luftwaffentrupps zogen schon in der ersten Augustwoche des Jahres 1942 auf. Im Eulenhorst betonierte man dicht am südlichen Waldrand eine etwa 3,00 x 3,00 m große Betonplatte (1), dicht daran einen rechteckigen Raum für die empfindlichen Geräte der Auswertung. Ausgewertet wurde im Geschoss darüber. Mit kleinen Abstand

reichten sich nördlich davon von Ost nach West in der Ecke des Forstwaldes Abt. 11/13 unter den Bäumen versteckt ein Leitungsschacht (L), eine Mannschaftsunterkunft (2), der Aussichtsturm (3), so hoch, dass man über die Bäume hinaus schauen konnte, weibliche Unterkunft (4), Unterkunft Unteroffiziere (5) dann, schon, leicht nach Norden fallend, die Lagerstrasse, zugleich Appellplatz; vorn am Osteingang die Schranke und die Wache (W); auf der andern Seite der Stell- und Wendeplatz für Pkw mit der Sickergrube (S), der Küchenbau (6), darunter der Anlieferungskeller mit Speisesaal und Kantine (7), eine Garage (8) und der Wasch- und WC-Baracke(9).



Die heute noch im Birkenwald sichtbare Unterkellerung



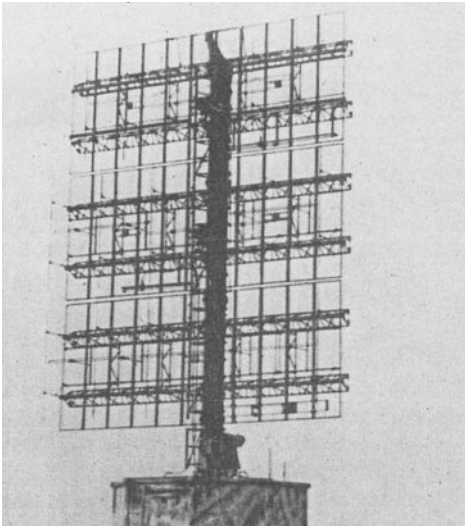
Hier wohnte und arbeitete der Fla-Scheinwerfer - Abteilungsstab 33/17, der dem Nachtjagdkommando 5 zugeteilt worden war. Er bestand in Kompaniestärke aus zwei Offizieren (Oberleutnant und Leutnant), etwa 80 Mannschaften, darunter viele Unteroffiziere und Wachtmeister mit A-Funkerprüfung und 30 Frauen. Wegen der Verluste an der Front musste laufend Personal abgegeben werden, sodass man am Schluss statt mit 8 nur noch mit zwei qualifizierten Funkern auskommen musste. Major Reimer kommandierte die Einheit. Im freien Gelände 150 m nach Osten und 50 m unterhalb der Kuppe stand der Funkmast (F), auf der Südseite des langgestreckten Hügels ein Fla-Scheinwerfer und eine kleine Hütte (10).

Weiter unten der Krähenhorst; er lag da, wo nach der heutigen Unterführung unter der B 293 der Feldweg zwischen Böschungen ansteigt, unterhalb der höchsten Stelle, wo er sich an Obstbäume anlehnen konnte (fünf stehen heute noch), Schwerpunkt an der Nordseite des Weges. Er umfasste am Anfang am oberen Böschungsrand Fahrzeugschuppen und Wache (10); die Zufahrt ging schräg die Böschung herauf (wie heute auch) zur Lagerstrasse (zugleich Appellplatz), an deren Ende ein Geräteschuppen (11) stand. Vorne auf der Westseite die Wohnbaracken für Kompanieführer / Büro / Schulungsraum. und Unteroffiziere (12), gegenüber im Osten die Mannschaftsunterkunft (14), dann zwei Unterkünfte für das weibliche Personal (15) + (16). Die grosse Baracke für Kantine und Speisesaal (13) stand auf der anderen Strassenseite oberhalb der Böschung im teilweisen Schutz alter grosser Obstbäume.

Hier war zuerst die 10., dann die 13. Kompanie des Luftwaffen-Nachrichtenregiments 42 Posen (heute Poznan) stationiert. Anfänglich 120 Mann, kommandiert von einem Hauptmann, zugleich Standortältester (am längsten war es Hauptmann Boiler), und einem Leutnant, wurde die Mannschaftsstärke laufend verringert zugunsten der Truppenteile an der Front unter Hauptmann Gerlach. In gleichem Maße wuchs der Anteil der weiblichen Helfer. Die Division befand sich in München. 1944 musste die Kompanie in die Tschechei umziehen und wurde durch eine Einheit von der Kanalküste ersetzt.

Die Frauen waren in beiden Fällen Luftwaffenhelferinnen zwischen 20 und 35 Jahren, meistens Kriegsdienstverpflichtete, im Volksmund Blitzmädel genannt. Dazu gehörte hinter der Kompanie-Baracke ein Landeplatz (17) für den Fieseler-Storch¹⁷ und dahinter weiter weg der Y-Standort.¹⁸ Im freien Gelände, verteilt in ausreichenden Abständen, am Südhang gegenüber zwei „Würzburger Riesen“¹⁹, weiter unten Rohrbach zu an einem Feldweg, der rechtwinklig vom Hauptfeldweg herunter kam, aber heute nicht mehr besteht, unter zwei Bäumen eine Schutzhütte für die Alarmbesatzung und ein Stück weg auf einer kleinen Kuppe ein „Freya-Gerät“.²⁰ Wieder mit Abstand war ein Scheinwerfer eingegraben, und seine Selbstfahrlafette stand ein Stück weg gut getarnt. Jede Gerätebesatzung wurde von einem Unteroffizier geführt. Der Fuhrpark des Krähenhorstes unter Schirrmeister Hermann Hagemann hatte seinen Sitz in der leer stehenden Autowerkstatt Otto Preusch an der Leiergasse.²¹ Die 8-Zylinder-Horch des Eulenhörstes standen in der Ziegelei, für sie war Kfz-Meister Walter Heeschen zuständig,²² für Reparaturen musste der Eulenhörstpark die Werkstatt Preusch aufsuchen. Gemeinsam benutzten beide den eingezäunten Sportplatz in der Lohnbachmulde, an deren oberen Ende eine Schutzhütte stand. Der Schießstand befand sich in Rohrbach etwa 20 m oberhalb der Seehütte. Ihre Wäsche brachten die Insassen beider Horste montags in die Stadt zur Wäscherei Hecker²³, und freitags musste sie wieder abgeliefert werden.

Auf der Ravensburg hatte man ein Funkfeuer als Orientierungspunkt für die Nachtjäger



Funkmessgerät „Freya“

und einen Beobachter installiert. Gegenüber in der Nähe des Tunnels legte man eine Scheinanlage an, die von 1,5 Mann bedient wurde.²⁴

In Mühlbach stand ein Fla-Scheinwerfer, in Ochsenburg einer nebst zugehörigem Stab, in Sulzfeld und bei Weiler unterhalb des Steinsbergs einer. Als Lichtmaschine (Stromaggregat) diente ein großer, lauter 12-Zylinder-Maybach-Motor.

Arbeitsweise

Die Einheiten an der Kanalküste hörten die feindlichen Flugzeuge in England starten und gaben die Einzelheiten landeinwärts weiter. Die Briten flogen bei Nacht, die bekannten „Christbäume“²⁵ setzend. Die

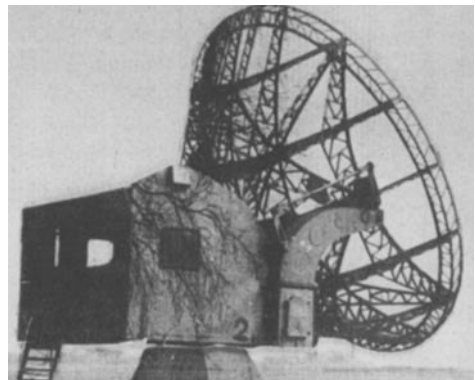
Amerikaner flogen bei Tage. In der Luftverteidigung reichte der Großraum Eppingen von München bis Nancy und Köln. Er war eingeteilt in „links von Eppingen“ (blauer Riese) und „rechts von Eppingen“ (roter Riese). Trafen sich zwei Funkpeilstrahlen, hatte man das Flugobjekt im Visier. Trafen sich drei, konnte man sehr genau orten. Daher befanden sich ähnliche Stationen (Pfeiler genannt) in Backnang (Deckname Bachstelze), Großaspach und Stuttgart-Möhringen (Deckname Möwe).

Mit dem Funkortungsgerät Freya bestimmte man den Kurs und Flughöhe, bei einer Reichweite von 350 km ein erster Überblick. Mit dem Funkmessgerät Würzburger Riese erfasste man genaue Einzelheiten bis zu 200 km. Die Besetzung von sechs Mann an jedem Gerät besaß eine eigene Unterkunft und unterstand einem Unteroffizier (Rudolf Dittrich und Fred Karsch). Die Kompanie war zugleich Ausbildungskompanie.

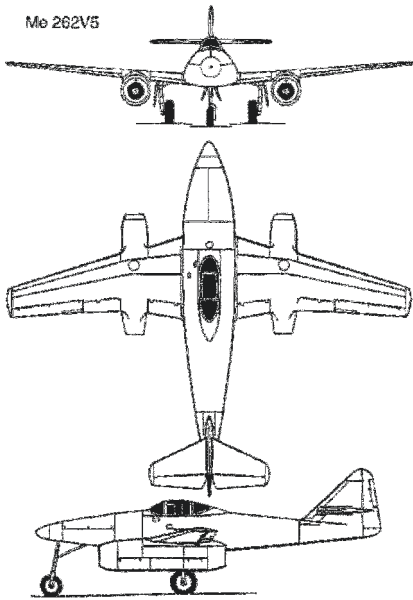
Die Krähenhorstsoldaten meldeten ihre Daten in den Eulenhorst zur Lage, wo die Bildpunktprojektion sich befand, von Elitzmädchen bedient. Darüber im Obergeschoss werteten Unteroffiziere im Schichtbetrieb (Hans Esprester und Rudi Haseloff) dies aus, und der Jägerleitoffizier ²⁶ alarmierte die Flakbatterien, Scheinwerfer oder die Jagdflugzeuge. Letztere hielten sich dazu in ihren Warteräumen in der Luft auf und wurden per Funk an ihre Ziele heran geführt. Dazu hatte man die vorher übliche freie Jagd („wilde Sau“ und „Himmelbett“) aufgegeben. In Echterdingen stiegen als Nachtjäger 1943 die Ju 88 auf; später waren es Me 110.²⁷ Sie besaßen vorn am



FuMeG 62A Würzburg 39T



FuMeG 65E Würzburger-Riese



Erster Düsenjäger ME 262

Bug eine hirschgeweihartige Empfangsantenne, das Liechtenstein-Gerät. Durch die technische Weiterentwicklung waren Scheinwerfer überflüssig geworden.

Ein Einzelfall

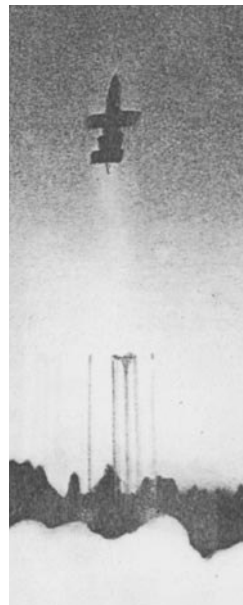
Ein Riese hatte einen Fernaufklärer auf seinem Rückflug aus Richtung Heilbronn geortet und behielt ihn unter Kontrolle bis ins Nordelsass. Der Jägerleitoffizier befahl über Kehlkopfmikrofon „ausschalten“ und prompt tönte es darauf von der Division in München: „Du bist verrückt / weiter machen / dran bleiben“ und kurz darauf „Feuervogel steigt auf“. Der stieg in München-Schleißheim auf, holte das Feindflugzeug ein, schoss es bei Zabern ab (Nord Elsass, heute Saverne genannt). Der beteiligte Bodenfunk-Geräteleiter erhielt dafür das Kriegsverdienstkreuz mit Schwertern.²⁸

Das war der erste Düsenjägereinsatz überhaupt! Dieses Flugzeug, eine Me 262, flog schneller als alle andern und war nur beim langsameren Start oder Landeanflug zu fassen.²⁹

In einem anderen Fall erreichte der angeschossene Bomber gerade noch Frankreich, wo er südlich von Nancy niederging und die Besatzung gefangen genommen wurde.

Menschliches, allzu Menschliches

Der Herr Major lebte in ständiger Sorge um Notabwürfe der Bomber. Die Offiziere waren in Privatquartieren untergebracht. Das gab zu manchem Tratsch Anlass, z.B. Hauptmann Boiler und „Täubchen“. Dass der junge Leutnant Papag der RAD-Abteilungsführerin Elfriede Rosenberg bei unvermeidlichem dienstlichen Zusammentreffen den Hof machte, ist schließlich normal. Ein junger Luftwaffensoldat, der nach Russland abgestellt werden musste, soll Hauptmann Boiler auf den Knien liegend und weinend gebeten haben, ihn doch da zu lassen, Einen Obergefreiten aus der Kirchgasse, gerade auf Fronturlaub befindlich, schnauzte Hauptmann Boiler an ob seines schlechten Uniform- und Stiefelzustandes, zudem hatte der Infanterist nicht allzu zackig begrüßt. (Er war immerhin mit dem Eisernen Kreuz I. Klasse ausgezeichnet.) Unser „Oberschnäpser“: „Jawohl, Herr Hauptmann. Awwer mir häwe in Russland doch nix anneres, un mai Knowwibecher falle mer scherga vun de Fiehss.“ Darauf kommandierte der gestrenge Herr Boiler ihn



Senkrecht startende Rakete - Erster bemannter Raketenstart der Welt durch Lothar Sieber am 1.3.1945 mit der Natter M23

unverzüglich in die Kleiderkammer zum Verpassen neuer Stiefel.

Der nur drei Jahre währende Luftwaffenstandort Eppingen belebte natürlich die kleine Stadt, obwohl es 1.490 Doppelschritte bis zum Stadtrand waren. Freizeit im Schwimmbad, im Kino, im Cafe oder in Gaststätten (bei Wasserbier!), sog. Bratkartoffelverhältnisse oder Tachtelmechtel (auch der Blitzmädel) waren bescheidene Freizeitvergnügen, im Vergleich zur Front in Russland allerdings äußerst angenehme Wohltaten.

Aus manchem Verhältnis wurde ernst. So heiratete ein Urlauber sein Blitzmädel im Hessischen, und ein Norddeutscher holte seine hübsche Eppinger Liebe zu sich ins Ruhrgebiet. Umgekehrt wanderte ein Ostpreuße, der ja nicht mehr heim konnte, in den Kraichgau, um seine Landwirtstochter zu

ehelichen, nicht ohne dass die Franzosen ihn vorher einsperrten und verdroschen.

Vier Luftwaffendienstgrade kamen nach Eppingen zurück, um hier zu heiraten. Einer davon betätigte sich als erfolgreicher Unternehmer.

- 1 Weil Kurfürst Karl Theodor in seinen Privilegien für die Stadt in Art. 6 § 2 versprochen hatte, eine Garnison von 100 Mann zu gönnen, wenn die Stadt eine Kaserne erbaut haben wird. Anton Braun: Geschichte der Stadt Eppingen. Eppingen 1914, S.16.
- 2 Luftwaffen-Dienstvorschrift von 1936, galt bis 1945.
- 3 So der Chef des britischen Luftstabes, Sir Hugh Trenchard. 1932 Auftrag an britische Rüstungsindustrie viermotorige Bomber zu bauen. 1934 US-Army Air Force schreibt mehrmotorige Bomber aus, und stellt 1935 den schnellen Langstreckenbomber B 17 Boeing „flying fortress“ vor.
- 4 1915 Alfred Th. Harris (der spätere, Bomber“) lässt Kurdendörfer bombardieren. 1915/16 Franzosen bombardieren bad. Städte, z.B. Karlsruhe. Nach britischen Angaben (M. Gilbert, S.142) gab es in Coventry 568 Tote; das Feuer griff von den Rüstungs-Betrieben auf die Altstadt und die Kathedrale über. Nach den Angriffen auf deutsche Wohngebiete musste man 1940 versuchen, Sperrriegel für die Nachtjagd zu bilden.
- 5 Flak - Flugabwehrkanone.
- 6 Voll motorisiert, Spitzenfunker mit Führerschein für 8-Zylinder-Horch-Fahrzeuge, hoch entwickelte Elektronik. Erst nach dem Radarklau der Briten in der Normandie konnten diese auf diesem Gebiet gleich ziehen,
- 7 Der Aufstellungsstandort war Wolfenbüttel, Regimentssitz Venlo (NL), Feldpost-Nr. L 13553 Luftgaupostamt Brüssel, später Münster i. W.; in Eppingen gehörten sie befehlsmäßig zum Luftgau München. Im Laufe des Krieges führte sie ihr Weg von Ostende (Belgien) nach Ploesti (Rumänien, zur Sicherung der Ölfelder, kurzfristig zurück). Klein Quakenbrück (weil jetzt Bomber nachts einflogen), Venlo, Eppingen (wo sie wegen Gefährdung Süddeutschlands am längsten bleiben mussten). Varel südlich Wilhelmshaven, Karlsruhe (Turmberg, Einflüge bei. Tag) - Schmarsleben bei Magdeburg (wegen Berlin), 1945 verloren sich die Spuren. Einige Entfernungen in Straßenkilometer: Karlsruhe - München 270 km; Hannover - Wien 950 km.
- 8 Das nannte in einer Fernsehschau ein Journalist selbst ernannter Moralist im sicheren Polstersessel und gut bezahlt, „pervers, da gab es doch Tote“, als ein General sich über ein gewonnenes Gefecht freute. Aber es war schließlich Krieg, und jeder musste sich seiner Haut wehren. Begonnen haben die Kriege die Spitzen der Regierungen, der Soldat muss gehorsam seine Pflicht erfüllen, doch, „kein Soldat hat den Krieg begonnen und keiner hat ihn gewollt“.
- 9 Bomberpuls flogen am Ende oft in Stärke von 250 bis 800 Flugzeugen ein. Die deutsche Luftwaffe besaß dagegen bei Kriegsausbruch 2.785 Stück, im Sommer 1941 waren es 3.441, davon 64 % einsatzbereit.
- 10 z.B. der erste Düsenjäger der Welt: die Me 252.
- 11 Heilbronn zu 56 % zerstört am 4.12.1944: Tote 6.000; Pforzheim 64 %, am 16.2.1945: Tote 20.000, d. i. jeder dritte der Anwesenden. Karlsruhe 38 %, Stuttgart 33 % oder Dresden 25 Mio cbm Trümmer, d. s. 39,7 cbm je Person. Dagegen Heidelberg 0, Baden-Baden 0
- 12 STA EP/A 2049 (d. i. die amtliche Abkürzung für Belegstelle/Stadtarchiv Eppingen, Aktenbündel Nr.2049).
- 13 Heute muss man Streuobstwiesen sagen. Die Russen arbeiteten im Stadtwald. Da sie fleißig und geschickt waren, entwickelten sich alsbald eine Art Kameradschaft mit den deutschen Waldarbeitern, die beim Vespere gerne die karge Gefangenenverpflegung etwas aufbesserten.
- 14 Geläufiger ist der Ausdruck Telegraphenstangen. Die Versetzlöcher im Ackerfeld mussten ebenfalls von Hand gegraben werden. Bagger oder Ladegeräte gab es damals in Eppingen noch nicht. Mitten im Kriege waren Arbeitskräfte knapp, und so kam auch der Verfasser als junger Gymnasiast und Sohn des leitenden Bezirksmonteurs zu diesem Genuss.
- 15 Davon profitierte noch nach dem Kriege die Stadt Eppingen. Die tüchtigen Bauern hatten dies wieder zugepflügt (größere Anbaufläche, ohne dafür zahlen zu müssen). Der Verf., inzwischen Stadtbaumeister, wusste dies noch, und brauchte nur den Erdstreifen abschieben zu lassen, um den Altröhrbacher Weg als Gemeindeverbindungsstraße erklären lassen zu können. Und die gewitzten Rohrbacher Bauern rissen sofort nach Kriegsende den Schotter der Lagerstrasse wieder heraus, um ihre Feldwege, auszubessern (Geld war knapp, und Schotter gab es noch keinen); allerdings wurden zwei Leute beim Versuch, Kühlschränke zu stehlen, von französischen Soldaten festgenommen.
- 16 vgl. Robert von Halasz: Holzbautaschenbuch. 3. Aufl. Berlin 1948,S. 258 - 265. RAD , Abkürzung für Reichsarbeitsdienst.
- 17 Der Fieseler-Storch (Fi 156) verblüffte mit seinen Flugeigenschaften Freund und Feind; er schien plötzlich in der Luft stehen zu bleiben und konnte auf kleinsten Flächen landen.
- 18 Es war eine Y-Linie geplant mit modernsten Geräten; es kam aber nicht mehr dazu.
- 19 Allgemein Radargerät genannt. Der Riese war ein Funkmessgerät, je nach Ausführung z.B. meist FuMeGe 2 mit einem Parabolspiegel von 7,5 m Durchmesser und Dipol-Antenne.
- 20 Freya das ältere rechteckige FuMeGe.
- 21 Hagemann baute nach dem Kriege hier zwei Betriebe auf. Die Werkstatt Preusch stand leer, die Mechaniker(damals sagte man noch Schlosser) waren alle zur Wehrmacht eingerrückt, und der Inhaber diente in Russland bei der Werkstattkompanie der 253. Infanterie-Division.
- 22 Die Ziegelei war außer Betrieb, der Besitzer Karl Pottiez sen. war Soldat an der Atlantikküste. Verwaltert wurde das Gelände von einem älteren pensionierten Justizbeamten. Da sein ständiger Arbeitsplatz in der Stadt war, durfte er dort wohnen.

-
- 23 Die Wäscherei Martha Hecker(ältere Tochter des Stadtbaumeisters) befand sich in der Wilhelmstrasse 22 im Untergeschoss der Schreinerei Hermann Glesing.
 - 24 Bei Lauffen a. N. hatte man als Scheinanlage den Stuttgarter Bahnhof nachgebaut. Darauf fielen die Bomber prompt herein, aber das kostete im Städtchen Tote und verursachte Gebäudeschaden.
 - 25 „Christbaum“ nannte man wegen ihrer Form die schwebenden Leuchtsignale, die der vorne fliegende erfahrene und orientierungssichere Pilot an den Ecken des Zielgebietes setzte. Der nachfolgende Bomberpulk brauchte dann nur in diesem Zielviereck, das der sog. „Pfadfinder“ gesetzt hatte, seine Verderben bringende Last abzuwerfen.
 - 26 Ein junger Heilbronner Leutnant erschien dazu 1943 frisch von der Kriegsschule in Halle und Jägerleitlehrgang in Ludwigsburg-Ossweil. Nach zwei Monaten wurde er weiter versetzt. Bei Kriegsende geriet er an der Kanalküste in kanadische Gefangenschaft, wurde in Schottland in eine Gummizelle gesperrt und scharf verhört, weil sie vermuteten, er wisse viel auch über Neuentwicklungen. Er gab nichts preis und hatte den Mut, sich über die Behandlung zu beschweren. Das führte zur Verlegung über London nach Amerika, wo es ihm besser ging.
 - 27 Das sind Typenbezeichnungen, Ju für Junkers-Werke Dessau, Me für Messerschmitt Augsburg, die Zahlen bezeichnen das Baumuster.
 - 28 Das Kriegsverdienstkreuz wurde an nicht unmittelbar an der Front stehende Soldaten bzw. im Heimateinsatz befindliche vergeben. Sie erhielten es mit Schwertern.
Dieser Unteroffizier stammte aus Breslau (heute Wroclaw), war in Russland verwundet worden. Nach Genesung nur noch gvh geschrieben (d. h. garnisonverwendungsfähig), wurde er in Ludwigsburg umgeschult und nach Eppingen versetzt. Nach dem Kriege kehrte er nach Eppingen zurück und heiratete seine Freundin.
 - 29 „Feuervogel“ oder „Sturmvogel“, das zweite ist die Werksbezeichnung. Das Vorläufermodell bzw. eine Variante nannte man Schwalbe und Nachtschwalbe.

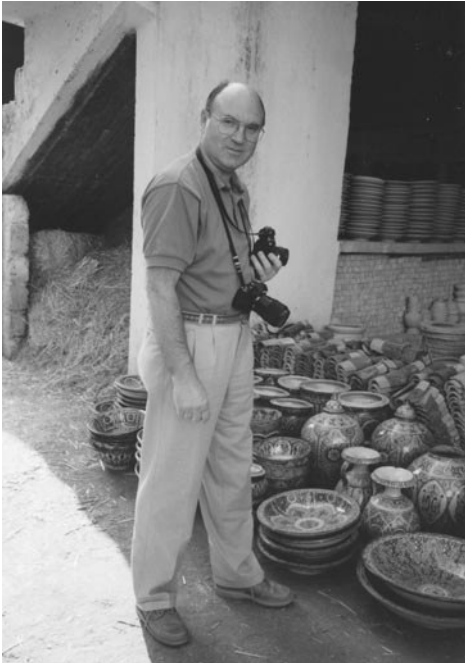
Zum Schluss ein herzliches Dankeschön an alle Freunde und Bekannten, die mich durch Auskünfte unterstützten, stellvertretend seien Hans Esprester in Prebitz-Engelmannsreuth (Oberfranken) und Otto Meckler in Rohrbach genannt.

Abbildungsnachweis:

- 2 Foto privat
 - 1 Foto Edmund Kiehle
 - 3 Umrisszeichnungen aus Dennis R. Jenkins: Messerschmitt M 262 Sturmvogel. North Branch USA 1997 (deutsch Augsburg 1999)
 - 3 Zeichnungen Edmund Kiehle
 - 4 Reproduktionen aus: Werner Müller, Bodenfunkmessgeräte der deutschen Luftwaffe bis 1945, Podzun-Pallas Waffen-Arsenal, Bd. 132, Friedberg-Dorheim o. J.
 - 1 Repro aus: Lommel, Der erste bemannte Raketenstart der Welt. 2. Aufl. Stuttgart 1998
-

Günter Zaiß (1937 - 2005) zur Erinnerung

Bernd Röcker



Günter Zaiß mit dem Fotoapparat unterwegs

Am 20. Juli 2005 verstarb Günter Zaiß allzu früh im Alter von 67 Jahren an einer schweren Krankheit. Als aktiver Turner, Trainer und Sportfunktionär, als Sport- und Werklehrer, als freier Mitarbeiter der regionalen Presse und als Heimatfreund hat er unübersehbare Spuren weit über seine Heimatstadt Eppingen hinaus hinterlassen.

a) Berufliche Laufbahn

Günter Zaiß wurde am 24. Oktober 1937 in Eppingen als Kind des Schreiners Emil Zaiß und dessen Frau Lina geb. Bernecker geboren. Im Alter von sechs Jahren verlor er seinen Vater, der am 3. Februar 1944 in Russ-

land fiel. Nach dem Besuch der Volksschule begann er am 1. August 1951 bei der Firma J. Diefenbacher (IDS) eine Dreherlehre. Nach Abschluss der Lehrzeit arbeitete Günter Zaiß dann 10 Jahre lang als Facharbeiter bei IDS. In dieser Zeit reifte auf Grund seiner Liebe zum Sport in ihm der Entschluss, über den zweiten Bildungsweg eine Ausbildung zum Fachlehrer für Sport zu machen, die er 1964/65 absolvierte. Danach unterrichtete er drei Jahre als Sportlehrer an der Grund- und Hauptschule in Sinsheim und seit Herbst 1968 an der Grund- und Hauptschule Eppingen. 1970/71 ergänzte er seine berufliche Qualifikation durch ein Zusatzstudium an der Pädagogischen Hochschule Esslingen zum Werklehrer an Grund-, Haupt- und Realschulen. Als Fachoberlehrer für Sport und Werken unterrichtete er in Eppingen bis zu seiner vorzeitigen krankheitsbedingten Pensionierung im Jahre 1995.

b) Turner, Trainer und Sportfunktionär

1952 trat Günter Zaiß als aktiver Turner dem TV Eppingen bei, dem er auch nach Beendigung der aktiven Laufbahn noch viele Jahrzehnte lang in ehrenamtlicher Tätigkeit die Treue hielt. Als Jugendturnwart übernahm er bereits 1956 als Neunzehnjähriger seine erste ehrenamtliche Aufgabe für den größten Eppinger Verein. Von 1967 bis 1977 war er Kinderturnwart und führte viele Kinder an den Turnsport heran. 1976 übernahm er zusätzlich die Leitung der Jugendfördergruppe, für die er bis 1984 verantwortlich war und mit der er viele Erfolge bei den Wettbewerben auf Kreis-, Bezirks- und Landesebene erzielte. In diesen Jahren initiierte er die Ferienlager der Eppinger Turnerjugend in den Sommerferien. Über 30 Jahre lang wurden sie durchgeführt und erfreuten

sich bei den Kindern und Jugendlichen großer Beliebtheit. Jahrzehntlang trainierte er als Kunstturnwart die aktiven Turner im TV. Seit 1972 plante und organisierte er für die Männerriege II, der er seit ihrer Gründung als eine der tragenden Säulen angehörte, die mehrtägigen Bergwanderungen in den Alpen. Auch beim Ausbau des Clubhauses legte er bei fast allen Arbeitseinsätzen Hand an.

Von 1982 an bis 2002 war Günter Zaiß Pressewart und damit verantwortlich für die Öffentlichkeitsarbeit des TV Eppingen, eine Tätigkeit, die er mit unermüdlichem Einsatz ausübte, weil er hier weitere Interessen und Fähigkeiten einbringen konnte: seine Liebe zum Fotografieren und Schreiben. 2002, nachdem sich sein Gesundheitszustand verschlechtert hatte, gab er das Amt ab, blieb aber als stellvertretender Pressewart dem Verein verbunden.

Vier Jahrzehnte lang war Günter Zaiß außerdem im Elsenz-Turngau, zu dem Eppingen auch nach der Kreisreform, durch die der Landkreis Sinsheim aufgelöst und der südöstliche Teil des Landkreises dem Regierungsbezirk Stuttgart und dem Landkreis Heilbronn zugeschlagen worden war, noch angehörte, aktiv in verschiedenen Funktionen. Von 1962 bis 1979 betreute er als Gaujugendleiter die jugendlichen Turner des Turngaus; von 1979 an bis zum Jahre 2002 übernahm er die Arbeit des Gaupressewartes. Gemeinsam mit den Trainern des TV Rappenau und des TV Waibstadt hatte er einen großen Anteil daran, dass in den 1960-er, 1970-er und 1980-er Jahren im Elsenz-Turngau immer wieder Talente entdeckt und intensiv gefördert wurden, die sich für badische und deutsche Schüler- und Jugendmeisterschaften qualifizieren konnten.

Dass bei einem derartigen ehrenamtlichen Engagement Günter Zaiß auch mit verschiedenen Auszeichnungen und Ehrungen bedacht wurde, ist selbstverständlich. Er ist Träger nahezu aller Vereins- und Turngauehrungen. Der TV Eppingen und der Elsenzturngau ernannten ihn zu ihrem Ehrenmitglied. Vom Badischen Turnerbund erhielt er die Ehrenplakette und vom Deutschen Turnerbund den Ehrenbrief als Anerkennung seines beispielhaften Wirkens für die Turnbewegung auf lokaler und auf Gauebene.

c) Chronist der Stadt Eppingen

Seine Liebe zum Fotografieren entdeckte Günter Zaiß bereits als Jugendlicher. Bald lernte er in seiner Dunkelkammer die Bilder auch selbst zu entwickeln. Daher war es für ihn nur konsequent, diese Fähigkeiten zu nutzen, um als freier Mitarbeiter der Eppinger Zeitung bzw. der Kraichgau Stimme, der Rhein-Neckar-Zeitung und des Eppinger Stadtanzeigers Fotos und Berichte über das Geschehen in der Stadt und in den Vereinen zu liefern. Wenn man ihn auf Veranstaltungen oder auf der Straße sah, hatte er immer seinen Fotoapparat bei sich, um sofort Personen oder geeignete Szenen im Bild festhalten zu können. Seit 1973 verging kaum eine Woche, in der er nicht wenigstens einen Beitrag der lokalen Presse lieferte. Seine Fotos sammelte und archivierte er, sodass in seinem Haus in der Bräunlingsstraße allmählich ein umfangreiches Fotoarchiv entstand, das Menschen und Ereignisse der vergangenen Jahrzehnte festhielt. Man findet darin aber auch viele Aufnahmen von Häusern, versteckten Winkeln, Details von Häusern und Straßenzügen, die die Veränderungen im Stadtbild im Laufe der Zeit dokumentieren. Für den von der Buchhandlung Müller zusammen mit den Heimatfreunden Eppingen 1999 im Wartberg Verlag herausgegebenen Band „Eppingen - Bilder einer Stadt“ lieferte er zusammen mit Matthäus Jehle die Aufnahmen. Sie zeigen, welche Professionalität er sich als Hobbyfotograf allmählich erworben hatte. Man darf ohne Übertreibung sagen, dass Günter Zaiß von 1973 an bis zu seinem Tod 2005 der Chronist der Stadt Eppingen war.

d) Erbauer der Chartaque

Untrennbar verbunden ist aber sein Name mit dem Bau der Chartaque am Wanderparkplatz Rottstück. Ohne ihn wäre sie nicht errichtet worden und wäre Eppingen heute um eine Attraktion ärmer.

Eines der ersten Projekte des neu gegründeten Naturparks Stromberg-Heuchelberg war 1978 die Schaffung des „Eppinger-Linien-Wegs“. Diese Verteidigungslinien wurden während des Pfälzischen Erbfolgekrieges von 1695 bis 1697 von dem damaligen Oberbefehlshaber der deutschen Reichstruppen Markgraf Ludwig Wilhelm von



Günter Zaiß legt selbst Hand an bei der Arbeit

Baden-Baden errichtet, um das noch weitgehend unzerstörte Hinterland vor den Zerstörungszügen des französischen Heeres zu schützen.¹ Entlang dieser auch noch heute im Wald gut sichtbaren Gräben sollte ein Wanderpfad von Eppingen (Kraichgaustadion) bis nach Pforzheim führen. Schautafeln an markanten Stellen sollten die Wanderer über die Ursachen des Krieges und des Baus der Verteidigungslinien sowie über die entlang des Weges sichtbaren Überreste der Linien informieren. Die Finanzierung des Eppinger-Linien-Wegs übernahm der Naturpark Stromberg-Heuchelberg, die Ausführung im Eppinger Stadtwald übernahm das Forstamt Eppingen, das damals von Oberforstrat Karl Jürgen Haug geleitet wurde. Dieser sah in dem Vorhaben eine gute Möglichkeit der Kooperation von Schule, Heimatverein, Behörden und Naturpark. Er wandte sich deshalb an mich, ob ich mir vorstellen könne, dass Eppinger Schulen und die Heimatfreunde Eppingen an dem Projekt mitarbeiten. Für mich stand



Schüler bei der Arbeit.

dies außer Frage, wenn die Art der Mitwirkung klar umrissen würde und vom zeitlichen Aufwand und der Schwierigkeit der Aufgaben her von den Schülern zu bewältigen seien.

Eine Aufgabe für Schüler war sofort gefunden. Entlang des Richtwegs, etwa 500 m westlich des Wanderparkplatzes Rottstück, sollte ein ca. 50 m langes Stück der Eppinger Linien so restauriert werden, wie sie ursprünglich ausgesehen haben. Die Vorarbeiten dazu konnten Schüler erledigen. Zwei Realschulklassen schafften an einem Vormittag unter Anleitung von Oberforstrat Karl Jürgen Haug und mir aus dem zweieinhalb Meter tiefen Graben mit Körben das Laub und die herabgefallenen Äste heraus. Anschließend erneuerten sie das Profil des Dammes hinter dem Graben. Forstarbeiter des Forstamtes Eppingen rammten in die Böschung zum Damm vorgefertigte Holzpalisaden und zogen vor die Linie Äste als sog. Verhack. Sogar der SWR 3 berichtete



Transport des Turmgerüsts von der Halle der Fa. Mack zum späteren Standort

über das Projekt in der Abendschau.

Für Oberforstrat Haug und mir war es klar, dass das Stück restaurierte Linie am Richtweg, die an den römischen Limes erinnert, dem Wanderer durchaus hilft, die Bedeutung der Verteidigungslinie zu verstehen, dass es aber weit eindrucksvoller sei, wenn in unmittelbarer Nähe auch eine Chartaque, ein Wachturm, stünde, den der Wanderer besteigen und von dem er aus einen herrlichen Rundblick haben würde. Wir waren jedoch skeptisch in Bezug auf die Verwirklichung dieser Pläne. Denn wer baut sie? Und wer übernimmt die Kosten? Uns war auch bewusst, dass auf Eppinger Gemarkung keine Chartaque stand. Die Funktion der Feindbeobachtung vor der Linie von der Höhe herab übernehmen in diesem Gebiet die Türme der Ottilienbergkapelle und der Ravensburg. Wir waren aber der Meinung, dass zu Schauzwecken ein solcher Turm nicht unbedingt an einem historisch verbürgten Platz stehen müsse. Karl Jürgen Haug schlug daher als Standort das Stück erhaltene Linie vor, die unweit des Parkplatzes Rottstück von der Straße nach Kleingartach gestört wurde und von der bei entsprechender Höhe des Turms ein Ausblick in den Kraichgau möglich wäre.

Wenige Wochen später erzählte ich in

geselliger Runde nach dem wöchentlichen Sport der Männerriege II Günter Zaiß von diesem Plan. Nach einigen Monaten kam er zu mir und teilte mir mit, dass er im Rahmen des „Erweiterten Bildungsangebotes“ (EBA) der Hauptschule mit einer AG diesen Turm bauen wolle und sein Schulleiter Adalbert Barth voll hinter dem Vorhaben stünde. Da es von der Schwierigkeit her und der Dauer der Arbeit sehr anspruchsvoll, ja „ein gigantisches Abenteuer“ war und deshalb ohne eine Kooperation mit staatlichen und kommunalen Behörden und Verbänden bzw. Vereinen nicht zu bewältigen war, wurde es als Modellprojekt mit landesweitem Vorbildcharakter angelegt.²

Ehe das Projekt im Schuljahr 1980/81 beginnen konnte, mussten umfangreiche Vorarbeiten erledigt werden. Über das Schulamt Heilbronn musste vom Ministerium für Kultus und Sport die Genehmigung eingeholt werden. Ein wichtiger Ansprechpartner war das Forstamt Eppingen, weil zu seiner Zuständigkeit auch Landschaftsschutz, Naturschutz und Erholungsmaßnahmen in den ihm unterstellten Forsten gehören. Gleichzeitig fungierte das Forstamt Eppingen auch als Mittler zu dem Verein Naturpark Stromberg-Heuchelberg, in dessen Maßnahmenkatalog das Projekt

aufgenommen wurde und der über das Innenministerium notwendige Geldmittel aus dem Landeshaushalt beschaffte; denn ohne diese finanziellen Zuschüsse hätte das Projekt nicht durchgeführt werden können. Zustimmung musste schließlich auch der Schulträger, nicht nur weil die Chartaque auf städtischem Gelände stehen sollte, sondern weil die Stadt einen nicht unerheblichen Teil der Kosten mit zu tragen hatte. Die Genehmigung dieser Mittel aus dem städtischen Haushalt erteilte der Stadtrat.

Parallel zu den Vorarbeiten auf der Verwaltungsebene, die die Genehmigung und die Finanzierung des Projekts sicherstellten, lief die Planung für den Bau der Chartaque. Um die Chartaque so originaltreu wie nur möglich zu bauen, wurden das Stadtarchiv Eppingen, das Generallandesarchiv Karlsruhe und die Heimatfreunde Eppingen gebeten, nach Plänen zu suchen. Doch außer einigen einfachen Zeichnungen³ war nirgendwo etwas zu finden, auch keine Konstruktionshinweise. Stadtbaumeister Klaus Föringer wurde daher beauftragt, Pläne für das stattliche Bauwerk zu zeich-

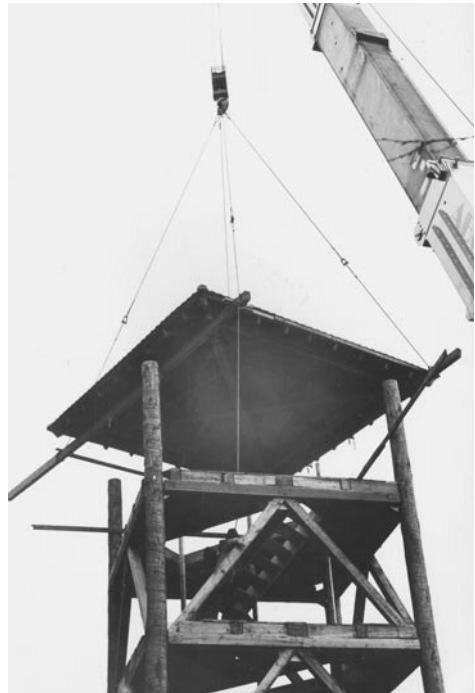
nen und die statischen Berechnungen für die Sicherheit des Turms durchzuführen, denn schließlich sollte er auch von einer größeren Zahl von Besuchern gleichzeitig ohne Gefahr bestiegen werden können.

Weil diese Verhandlungen, Gespräche und Planungen sehr viel Zeit erforderten, beschloss Günter Zaiß ein Vorschaltprojekt einzuschleiben, das mit dem Bau der Chartaque in unmittelbarem Zusammenhang stand. Er baute mit seinen Schülern ein Modell der Eppinger Gemarkung in der Größe 120 x 120 cm, um darin die Stadt Eppingen und die Befestigungsanlage aus dem Pfälzischen Erbfolgekrieg darzustellen.

Im Herbst 1981 konnte Günter Zaiß mit seiner Schüler-AG schließlich mit dem eigentlichen Projektziel, dem Bau des Turmes, beginnen. Oberforstrat Haug hatte als Standort den Wanderparkplatz Rottstück an der Straße nach Kleingartach vorgeschlagen. Wie sehr sich Günter Zaiß mit dem Bau der Chartaque identifizierte, bewies er dadurch, dass er nachprüfte, ob man auch wirklich vom Wachturm aus, dessen oberste Plattform eine Höhe von 12 m haben sollte,



Aufstellen des Turms mit Hilfe eines Kranwagens



Aufsetzen des Turmhelms



Heimatfreunde stärken sich mit einer Flasche Palmbräu nach dem Arbeitseinsatz (v. l. Bernd Röcker, Paul Vogt (†), Karl Jürgen Haug, Arnold Lehrer, Edwin Hecker und Helmut Binder; es fehlen Günter Zaiß und Jürgen Müller; Foto G. Zaiß)

einen ungestörten Blick in das Kraichgauer Hügelland haben werde, indem er mit dem Steigeisen einen der höchsten Bäume bestieg und von oben Ausschau hielt. Nachdem er mit die Aussicht zufrieden war, wurde, unterstützt vom Eppinger Forstamt und seinen Bediensteten, mit der Rodung des Waldes am künftigen Standort der Chartaque begonnen

Zu Beginn des darauf folgenden Schuljahres wurde der Fortgang der Arbeiten verzögert, weil man sich über die Konstruktion des Turmes und die Art der zu verwendenden Holzverbindungen im Unklaren war. Im April 1982 waren die Pläne schließlich fertig und der „rote Punkt“ vom städtischen Bauamt zugeteilt. Und nachdem Wall und Graben nach den Planvorgaben hergerichtet worden waren, wurde das Fundament des Turmes ausgegraben, die Verschalung angebracht und schließlich betoniert. Nach diesen wichtigen Vorarbeiten musste das Bauholz geschlagen und bearbeitet werden.

In der Montagehalle des Zimmergeschäftes

Mack wurde der Turm zu Beginn des Schuljahres 1982/83 als Gerippe aus vier Baumstämmen und Balken zusammengebaut und verzapft. Bereits vorher waren die erforderlichen Zapfverbindungen von den Schülern selbst hergestellt worden. Ursprünglich war die Zimmerei für die Ausführung der qualifizierten Facharbeit vorgesehen. Doch weil sie wegen der Beschäftigungslage die Termine nicht einhalten konnte, entschloss sich Günter Zaiß, um keine Zeit zu verlieren, unter Anleitung des Zimmermeisters den Turm mit seinen 10 Schülern selbst zusammenzubauen. Bei den körperlich ganz harten und gefährlichen Arbeiten allerdings halfen die Väter der Schüler, frühere Schüler der Schule und die Heimatfreunde Eppingen. Bei den Bauteilen, bei denen äußerste Präzision erforderlich war, wurden Fachleute herangezogen. So entstanden das ganze Turmgerippe, die Zwischenböden, die Turmtreppen, das Dach mit Holzverschalung, die Dachpappenaufgabe, die Lattung und das Decken mit Biberschwanzziegeln in Eigenarbeit. Die vielen Arbeits-

stunden, die Günter Zaiß und seine Schüler hierfür aufgewendet haben, sind kaum zu zählen. Um so mehr ist zu bewundern, dass die Begeisterung der Schüler und ihres Lehrers ungebrochen blieb.

Im Frühjahr 1983 waren die Arbeiten in der Halle abgeschlossen. Das Turmgerippe und das fertige Dach konnten mit einem Aufsehen erregenden Schwertransport zum vorgesehenen Standort am Richtwegparkplatz gebracht werden. Auf einem Tieflader lag das 10 Tonnen schwere Gerüst des Turmes, der eine Grundfläche von 4 x 4 m und liegend eine Länge von 12 m hatte. Die Polizei musste zuvor die Durchfahrtsstraßen sperren, denn bei einer Ladebreite von vier Metern hätte es für den Gegenverkehr kein Durchkommen gegeben. Sogar ein Telefontrupp begleitete den Transport, um tiefer hängende Telefonleitungen hochzuheben, damit das fünf Meter hohe Gefährt keine Leitung abbricht. Nach der Ankunft am Richtwegparkplatz wurde es mit Hilfe eines 40 Tonnen schweren Großkrans auf die fertigen Fundamente gehoben und an die Verankerungseisen angeschraubt. Anschließend hob der Kran das vorher angelieferte, fertig eingedeckte Turmdach auf das Turmgerüst, auf dem es dann befestigt wurde. Mit einem Richtfest wurde die gelungene Aufstellung des Turmes gefeiert.

Doch noch konnte der Turm nicht der Öffentlichkeit übergeben werden. Denn er musste vorher aus Sicherheitsgründen mit halbierten Fichtenstämmen blockhausartig verkleidet werden. Diese Arbeit wäre für die Schüler zu schwer und gefährlich gewesen, da um den Turm kein Gerüst gestellt werden konnte. Diese Arbeit übernahm eine Gruppe von Heimatfreunden unter der Leitung von Günter Zaiß (Arnold Lehrer, Jürgen Müller, Helmut Binder, Bernd Röcker, Karl Jürgen Haug, Paul Vogt, Edwin Hecker), die über mehrere Wochen hinweg abends Arbeitseinsätze leistete. Der städtische Bauhof errichtete noch eine kleine Brücke über den Graben, damit der Turm auch bestiegen werden konnte. Im Juli 1983 wurde im Rahmen eines Schulfestes die Chartaque der Öffentlichkeit übergeben. Sogar der Minister für Kultus und Sport Dr. Gerhard Mayer-Vorfelder ließ es sich nicht

nehmen, das gelungene Werk vor Ort selbst zu begutachten.

Günter Zaiß hat mit dem Bau der Chartaque ein schulisches Modellprojekt, das landesweit seinesgleichen sucht, auf den Weg gebracht und vollendet, ein Projekt, das auf vorbildliche Weise zeigt, wozu Schüler durch Kooperation mit Behörden, Kommunen, Vereinen und Verbänden, mit Betrieben und Elternschaft in der Lage sind. Ohne seinen Mut, seine nicht nachlassende Begeisterung für die Sache, ohne seine Fähigkeit, seine Schüler über eine derart lange Zeit zu motivieren, ohne seine Vielseitigkeit und ohne seinen eisernen Willen, all die Schwierigkeiten, die immer wieder auftauchten, zu meistern, hätte er diesen Bau nicht vollenden können. Sicher hat er von den verschiedensten Seiten Hilfe erhalten. Doch ohne ihn wäre die Chartaque wohl nicht errichtet worden und hätte Eppingen nicht ein neues Wahrzeichen bekommen. Der Bau der Chartaque trug viel dazu bei, die Erinnerung an die geschichtlichen Ereignisse des späten 17. Jahrhunderts im Bewusstsein der Bevölkerung wach zu halten, als sich in Eppingen für ein knappes Jahrzehnt europäische Politik abspielte,



Die Chartaque nach ihrer Fertigstellung



Mit diesem Mannschaftskleinbus fuhr Feuerwehrmann Dietmar Waidler die Schüler zum Einsatz an der Chartaque; von links: Uwe Schmidt, Markus Werner, N. N. (?), Michael Berger, Axel Schott, Jürgen Schmidt, Thomas Störzinger. Nicht auf dem Bild u. a. Eberhard Duwe und Gerd Sauter.



Zimmermeister Edi Mack, vorne in der Mitte, genießt nach getaner Arbeit eine Zigarette. Links die Schüler Rolf Friedrich und Markus Werner, rechts zwei Mitarbeiter der Fa. Mack

denn immerhin befand sich von 1693 - 1697 das Hauptfeldlager der deutschen Reichstruppen zwischen Eppingen und Stebbach. Die Eppinger Linien tragen diesen Namen schließlich, weil Eppingen im Scheitelpunkt der gesamten Verteidigungsanlage zwischen Pforzheim und Neckargemünd lag. Sie waren auch beispielgebend für die Verteidigungslinie der nachfolgenden Jahrzehnte am Oberrhein bis in den Südschwarzwald. Die Eppinger Chartaque wurde bald auch Vorbild für weitere Nachbauten von Wachttürmen entlang des Eppinger Linienweges, so z. B. auf dem Sauberg bei Ötisheim unweit der noch gut im dortigen

1. Im Folgenden vgl. auch Adalbert Barth: Hauptschule Eppingen. Dokumentation über die Rekonstruktion einer Chartaque an den „Eppinger Linien“. Eppingen 1983
2. Eduard Rümelin, „Die Eppinger Linien“, in: Württembergisches Jahrbuch für Statistik und Landeskunde 1930/1931, S. 1 - 21, und Gerhard Weber, „Die Eppinger Linien“, in: Kraichgau Folge 3 (1972), S. 179 - 187.
3. Zeichnungen bei E. Rümelin (wie Anm. 2)

Nachruf auf Manfred Pfefferle

Reinhard Ihle



Im Alter von 80 Jahren verstarb am 9. April 2009 unser Ehrenmitglied Manfred Pfefferle. Er war über viele Jahre bei den Heimatfreunden Eppingen aktiv, er war ein außergewöhnliches Mitglied.

Manfred Pfefferle wurde am 6. Mai 1928 als Sohn eines Arbeiters in Eppingen geboren. Er machte eine Ausbildung zum Waldarbeiter und war bis zu seiner Pensionierung bei der Stadt Eppingen im Stadtwald und später auf dem Friedhof beschäftigt.

Schon früh entwickelte er Eigenschaften, die ihn auszeichneten. Er konnte gut zuhören, exakt beobachten und klar denken. Schon als Kind lauschte er gerne den

Erzählungen der Alten in seiner elterlichen Stube. Die Stunden, die er mit älteren Kollegen in den Waldhütten während seiner Waldarbeiterlehre verbrachte, bezeichnete er einmal als für ihn unbezahlbar. So interessierte er sich schon früh für die Eppinger Geschichte, besonders für die Alltagsgeschichte der kleinen, einfachen Leute.

Manfred Pfefferle entwickelte aber auch schon in jungen Jahren eine enge Beziehung zur Natur. „Die Natur - mein Ein und Alles“, so lautete der Titel eines Aufsatzes. Seine feine Beobachtungsgabe für die großen und vor allem die vielen kleinen Dinge führten zu einer liebevollen Achtung für alles, was wächst und lebt, aber auch zur Verachtung, wenn es um die Zerstörung unserer natürlichen Lebensgrundlagen geht. „Wie war es in Eppingen in Feld und Wald so schön. Herrliche Obstbaumreihen entlang den Straßen und Feldwegen, Heckenraine und bunte Wiesen gehören der Vergangenheit an. Sie mussten der blanken Gier weichen, und da bin ich der Überzeugung, dass sich dieses wahnsinnige Unterfangen auf Dauer nie auszahlt. Werden die Verantwortlichen einstmals begreifen, was sie mit dem Ausräumen der heimischen Natur verbochen haben? Werden meine Kindeskinder noch einmal so eine schöne Heimat erleben, und wird die Menschheit einmal wieder vernünftig???“

In unserer Region gab es kaum einen Menschen, der so umfassend über die Geschichte, das Leben der Menschen und die Natur Bescheid wusste. Das Bewundernswerte ist, dass sich Manfred Pfefferle

dieses Wissen selbst, autodidaktisch, erarbeitet und angeeignet hatte.

Für Manfred Pfefferle war es eine Verpflichtung, sich für seine Heimat zu engagieren. So setzte er sich Anfang der 70-er Jahre für die Wiederbelebung des Vereins der Heimatfreunde Eppingen ein. Wenn er Sonntagmorgens auf seiner Gartenmauer vor seinem Haus saß und sein zwei Häuser weiter wohnender Nachbar, Oberstudienrat Bernd Röcker, vorbei kam, lenkte er das Gespräch immer wieder auf den Heimatverein: „Ihr Lehrer taugt heute zu nichts mehr. Früher engagierten sich die Lehrer in Vereinen, waren Dirigenten, Vereinsvorsitzende oder Heimatforscher. Ihr aber spielt in eurer Freizeit lieber Tennis oder geht anderen privaten Hobbys nach!“ Auf diese direkte Ansprache hin fühlte sich Bernd Röcker aufgefordert und motiviert, das Amt des 1. Vorsitzenden der Heimatfreunde Eppingen zu übernehmen. So trug Manfred Pfefferle mit dazu bei, dass der Verein „Heimatfreunde Eppingen“ von nun an unter Bernd Röcker einen Aufschwung erlebte und zu einer festen Größe im Eppinger Vereinsleben wurde.

Für Manfred Pfefferle war es dann selbstverständlich, im Beirat des Vereins mitzuarbeiten, welchem er von 1973 bis 1990 angehörte.

Manfred Pfefferle kannte die Eppinger Gemarkung wie seine Westentasche. In jeder freien Minute streifte er durch die Flur und bestimmte viele, darunter auch sehr seltene Pflanzen.

Neben seiner Liebe zur Natur begab sich Manfred Pfefferle auch auf archäologische Spurensuche. Kein Acker, den er nicht absuchte, keine Baugrube, in die er nicht blickte, Manfred Pfefferle erarbeitete sich ein großes Wissen über die frühgeschichtliche Besiedlung des Eppinger Raums. Seine Forschungsergebnisse veröffentlichte er dann in mehreren Aufsätzen in der Reihe „Rund um den Ottilienberg“.

Im Jahre 1984 erlitt Manfred Pfefferle einen Schlaganfall, der sein Leben veränderte und erheblich einschränkte. Aber, und das ist das Bewundernswerte, er ließ sich nicht fallen, sondern brachte einen ungeheuren Lebensmut auf.

Halbseitig gelähmt begann er nun, auf Anraten seiner Therapeutin, sein gesamtes Wissen, zunächst Buchstaben für Buchstaben, mit der ihm ungewohnten linken Hand aufzuschreiben. Dieses Beispiel kann anderen Menschen auch Mut machen, ihre Krankheiten zu bewältigen und ihrem Leben Sinn abzugewinnen.

Bald füllten seine Aufzeichnungen einen ganzen Ordner. Die Heimatfreunde Eppingen veröffentlichten seine Erinnerungen in ihrer „Besonderen Reihe“ als Band 2 und 3. Die beiden Bücher „Koi Holz brennt net“ und „Wie´s halt war“ sind heute zwei beliebte und viel gelesene Lesebücher zur Eppinger Alltagsgeschichte der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Diese Geschichten erzählen vom Leben der einfachen Leute, ihrem oft beschwerlichen Alltag und den harten Arbeiten in Haus, Feld und Wald. Darunter sind auch Erzählungen, die „Sagenhaftes“ schildern. Gerade diese spiegeln die Ängste und Nöte, aber auch die Hoffnungen und Wünsche der damaligen Leute wider und versuchten zudem Unerklärliches und Seltsames zu erklären. Im Mittelpunkt der meisten Erzählungen stehen aber die Menschen. „Alte“ Eppinger - Originale im besten Sinne - werden hier wieder lebendig. Gerade sie sorgten mit ihrem Witz und Humor für Abwechslung im Alltag und schrieben so Stadtgeschichte(n).

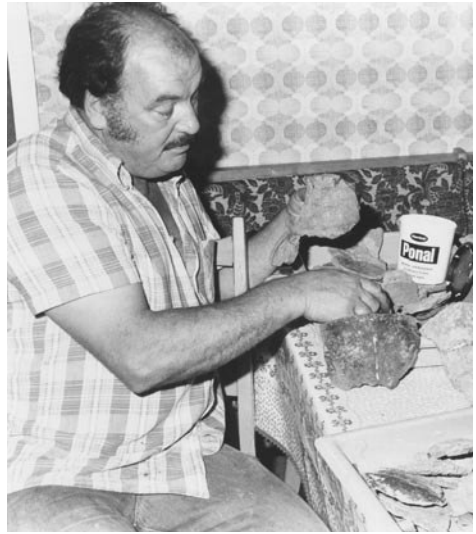
Solange es ging, war Manfred Pfefferle täglich mit seinem Rollstuhl in seiner Altstadt unterwegs. An vielen Stellen hielt er an und beobachtete und kommentierte das Geschehen. Besonders freute es ihn, wenn er dann mit seinen Eppingern „schwätzen“ konnte. Und das tat er gern, Manfred Pfefferle war aufgeschlossen und sehr kontaktfreudig.

Manfred Pfefferle war es auch, der, lange bevor es offizielle Begegnungen gab, zu ehemaligen Eppinger Juden, schriftlich und telefonisch, Kontakt aufnahm. Es war für ihn ein inneres Bedürfnis nach allem, was er als Jugendlicher erlebt hatte.

„Mit neun oder zehn Jahren ging man dann meist mit einer ganzen Meute Buben und Mädchen Holz holen. So war eben die Beschaffenheit des Holzes entsprechend,

und ich wurde des öfteren ausgeschimpft, weil das Holz, das ich heimbrachte, doch an Qualität zu wünschen übrig ließ. Nur meine Oma sagte oft zum Vater: Lass doch den Bub gehen, koi Holz brennt net. Es war eine arme Zeit, aber ich möchte die Erinnerung daran um keinen Preis missen, denn es war unser altes Eppingen mit seinen Höhen und Tiefen, und dort hat sich in uns der Begriff Heimat gebildet. Heute wird kein Junge mehr seinen mit Leseholz beladenen Handwagen am Abend stolz der Mutter vorzeigen. Niemand wird mehr auf dem Weg zum Holz alte Geschichten erzählen oder lauschen. Aus, vorbei."

Die Heimatfreunde Eppingen e.V. sind froh, dass durch Manfred Pfefferle diese alten Zeiten nicht vergessen werden und durch die Geschichten wiederum die Erinnerung an Manfred Pfefferle in seinen Büchern bewahrt bleibt.



Manfred Pfefferle beim Zusammensetzen von Bruchstücken eines jungsteinzeitlichen Kruges.



Eppinger-Mundart-Lesung im Gemeindehaus der evangelischen Kirchengemeinde um 1980; von links nach rechts: Edmund Kiehnle, Rolf Preusch (†), Alfred Barth (†), Manfred Pfefferle (†); rechts: Bernd Röcker, Vorstand der Heimatfreunde Eppingen, bei der Begrüßung.

Über das Verschwinden eines Kulturdenkmals

Frank Dähling

Seit vielen Jahrhunderten führte ein Feldweg von der Stadt Eppingen über die Ölmühle zur 1334 zum ersten Mal erwähnten Raußmühle. Zeitzeugen, die diesen Weg vor einem halben Jahrhundert noch gegangen sind, erzählen schwärmerisch von der Schönheit dieser Strecke. Links des alten Mühlkanals führte ein Weg mit seinen vielen Schlaglöchern, in denen sich Goldbauchunken tummelten, vorbei an artenreichen Feuchtwiesen über die zwei alten Mühlen hinaus nach Mühlbach, Sulzfeld und zum sagenumwobenen Brunnenhäusle (beim heutigen Modellflugplatz). Der Kanal war von zahlreichen knorrigen alten Weidenbäumen gesäumt, die im Dämmerlicht wie gespenstische Figuren aussahen. Unsere Vorfahren sahen darin Dämonen- und Hexengestalten, die sie mieden oder

denen sie Opfer brachten. Dazwischen leuchteten weiße und rosa Wildrosen, deren Früchte im Winter den Vögeln als Nahrung dienten. Viele Eppinger Bauern sind diesen Weg immer wieder gegangen oder mit den Pferdegespannen gefahren, um ihr Korn in den zwei abgelegenen Mühlen mahlen zu lassen.

Nach dem ersten Drittel des Sulzfelder Wegs zwischen der Öl- und der Raußmühle führte eine steinerne Brücke über den Mühlkanal in die feuchten Wiesengründe der Auenlandschaft der Elsenz. Diese Brücke war ein Kleindenkmal mit einer eigenen Nummer und eingetragen in der Liste der geschützten Kulturdenkmäler. Die großen konischen Bogensteine waren präzise gehauen und saßen fast fugenlos in ihren



Die Brücke war ein Kleindenkmal mit eigener Nummer und eingetragen in der Liste der geschützten Kulturdenkmäler.



Steinerne Brücke über den Mühlkanal vor dem Abriss

Widerlagern. Darüber begrenzten zwei Reihen mächtiger Steinquader, die obere Reihe abgerundet, die Seiten der Brücke. Der Durchlass war gerade breit genug für ein Ochsen- oder Pferdegespann.

Das Foto mit den drei Frauen und ihren Margaritensträußen fand sich als Negativ in einem alten Schrank. Im Hintergrund sieht man die ein- bis zweijährig geschnittenen Weiden, die den sog. Elsenzgefällgraben säumten. Diese dienten nicht nur als Brennholz, sondern wurden auch an das Vieh der armen Kleinbauern verfüttert. Das Foto zeigt eine erstaunliche Breite des Mühlkanals, der die Wassermengen des Borzelbachs, des Himmelreichbachs und der Elsenz führte. Auf dem rechten und linken Ufer des Kanals sieht man frisch aus dem Bachgrund ausgeschaukelten Schlamm. Für diese Arbeit waren die Müller immer oberhalb ihrer Gewässer zuständig.

Da die Brücke im Bereich eines geplanten Gewerbegebietes lag und somit sehr gefährdet war, beantragte ich am Ende der 1980-er Jahre eine eigenfinanzierte Translozierung auf das Gelände der Raußmühle. Der Antrag wurde abgelehnt.

Der Kanal wurde zugeschüttet. Die Brücke verschwand unter einem Berg von Bauschutt. Im Mai 1993 sah ich einen Bagger, der das Kulturdenkmal gerade zu zerstören begann. In letzter Sekunde konnte die völlige Zerstörung verhindert und eine Nummerierung zwecks späteren Wiederaufbaus zumindest an den Bogensteinen aufgebracht werden. Leider wurden die Nummern auf den lehmig-nassen Stein gepinselt. Nach dem ersten Regen waren sie nicht mehr lesbar, und die translozierte Brücke lag inzwischen nicht mehr aufbaubar als Steinhaufen in einem Zwischenlager in Richen. Bis auf die oben abgerundeten Steine ist das gesamte Material im Laufe der Jahre verschwunden.

So wurde ein nummeriertes Kulturdenkmal, dessen Alter nie untersucht worden war und von dem nicht einmal bekannt ist, ob es Steinmetzzeichen oder gar eine eingehauene Datierung gab, abgebaut, um in Gartenmäuerchen für immer zu verschwinden.

Baden-Württemberg hat in einem gigantischen Projekt zur Erfassung der Kleindenkmale 2001 bis 2005 ca. 13.000 Objekte mit fast 500 ehrenamtlichen Mitarbeitern aufge-

zeichnet: Gedenksteine, Wegkreuze, Bildstöcke, Ruhebänke, Brunnen, Hochwassermarken, Grenzsteine, Weinbergunterstände und Brücken. Das ist unbedingt notwendig und ganz wichtig, da diese "kleinen Schätze" unserer Kulturlandschaft durch mangelnde Beachtung sehr gefährdet sind.

In der Sammlung Raußmühle findet sich ein wunderbares Ölbild aus dem Besitz von Emil Heidt (Müller auf der Ölmühle). Es zeigt diese verschwundene Brücke vor dem

Hintergrund der Weidenbäume, durch die die ersten Dächer von Eppingen leuchten. Und es sagt mir, dass Maler und Auftraggeber gewusst haben, dass diese Brücke nicht nur einen Nutzen hatte, sondern auch schön war in einem Sinne, den wir heute verloren haben.



Ölbild mit Mühlkanal und steinerner Brücke

Die Naturwelt um Eppingen herum: ein Zwischenbericht

Dennis Z. Halasz



Der Bruchgrabensee zwischen Eilsenz, Hilsbach und Adelskirchen, ein wunderschönes Idyll.

Einleitung

Eine Gesamtaufnahme aller Bereiche der Naturwelt, besonders die der "nichts bringenden",¹ fehlt bisher für das Eppinger Gäu. Die folgende Datensammlung stellt einen ersten Zwischenbericht dar. Meine eigenen ständigen Beobachtungen in den letzten acht Jahren und die Berichte Alteingesessener² dienen als vergleichendes Material zu den Naturumständen vergangener Zeiten und den heutigen Befunden um Eppingen herum. Die Berichte der sich Erinnernden erweisen sich als glaubwürdig, wenn ich sie mit jenen über ähnliche Vorgänge in anderen Gebieten Deutschlands und der Welt, über die ich gelesen habe, vergleiche. Leider ist die Tendenz bezüglich der Erhaltung der Natur meistens negativ.

Um ein paar Beispiele zu nennen: wer unter den Lesern erinnert sich nicht an die schöne, blaue Kornblume (*Centaurea cyanus*), die überall im Getreide zu finden war? Wir finden sie jetzt nur noch in Gärten und in den Blumenbeeten am Rande der Stadt, wo sie auf Käufer wartet beziehungsweise verwelkt, weil die Gladiole noch eindrucksvoller ist. Obwohl die Kornblume nicht giftig ist, wurde sie Opfer von Herbiziden, die hauptsächlich der "Scheiß-Melden" und ähnlichen Unkräutern den Garaus machen sollten. Das andere, ähnliche Beispiel ist die rote Kornrade (*Agrostemma githago*), die giftig ist und in ähnlicher Weise vertilgt wurde. Und was soll ich noch berichten von der Mannstreu, einem distelartigen Doldenblütler, der fast verständlicherweise wegen der dornigen Beschaffenheit zum Ver-

schwinden gebracht wurde, oder von dem Sonnenröschen, dem Blutströpfchen, das mit dem Bodenstress nicht mehr mitmachen wollte oder konnte? Es ist gewiss, dass diese Liste länger wird.

Wenn wir die momentane Entwicklung des Menschen und der Natur betrachten, wie ihr Verhältnis zueinander in Raum und Zeit steht, wird es offensichtlich, dass der von der Natur eingenommene Raum ab und der des Menschen und seiner Bedürfnisse zunimmt. Aus meiner Sicht sind die größten Probleme, mit denen unsere Naturwelt weltweit konfrontiert wird: 1. die Überbauung von Natur- und Kulturlandschaften mit Gebäuden, Parkplätzen usw. Solche Flächen sind nahezu unwiederbringlich von der Naturfläche abzuschreiben. 2. die Chemie - Kunstdünger, Pestizide, Herbizide und Überdüngung: Flächen werden zu Monokulturen umgewandelt. "Unkraut" und "Ungeziefer" verschwinden völlig, damit aber auch Vögel und andere Lebewesen, die von ihrem Vorhandensein abhängig sind. Die Glieder der Naturkette werden weitgehend zerstört. Hier würde ich das am nahen Horizont stehende Problem der Gentechnik auch einreihen. Dadurch können wir das chemische Problem um ein Vielfaches verschlimmern. 3. Das Vernichten, Austrocknen und Zurückschneiden von Naturoasen wie Wälder, Haine, Feuchtgebiete, Hecken und Wiesen (zugunsten von Äckern usw.) sowie die Vernichtung der Vernetzung der Landschaft. So werden Lebensräume und damit viele Arten, weitere Glieder der Naturkette, in einem bestimmten Gebiet ausgerottet.

Diese Tatsache wird uns jeden Tag durch die Medien vor Augen geführt. Zu diesen drei kommen noch andere Faktoren hinzu, die die Lage verschlimmern, wie z. B. die Erderwärmung, die auch auf die Menschheit zurückzuführen ist. Alle diese Probleme, zusammen mit den zurückgehenden Fisch-, Tier- und Waldbeständen, präsentieren uns scheinbar unlösbare Probleme. Trotz dieser Lage gibt man die Hoffnung nicht auf, dass mutige Individuen in der Land- und Forstwirtschaft neue Wege einschlagen, die nicht unbedingt dem Zweck des Profits entgegengesetzt sind, aber ein zusätzliches, Natur schonendes Element hinzufügen. Diese wäre eine weitsichtigerer Anschauung des Lebens und der Realität, eine, die unseren

Nachkommen zu Gute kommen wird. Wenn wir zumindest auf diesen drei Gebieten etwas ändern könnten, wäre der Natur geholfen.

Die Eppinger Gegend

Schon seit dem Jahr 2005 benutze ich den GEO-Tag der Artenvielfalt im Juni als Stichtag zu einer fast den ganzen Makrobereich der Natur umfassenden Aufnahme der Arten um Eppingen herum. Die Resultate dieser zwei Jahre sind im Internet für Jedermann ersichtlich. Die Anzahl der gefundenen Arten ist sogar im letzten Jahr gestiegen, aber dies hat zwei Gründe: 1. Rüdiger Gaa, ein Vogel- und Schmetterlingskenner aus Güglingen, war im Jahre 2006 mit dabei, um die Arten im zoologischen Bereich zu erfassen, und 2. ich selber habe unter den Gräsern und obskureren Pflanzen- und Tierarten seit dem Vorjahr etwas dazugelernt. Obwohl diese Bestandsaufnahme nie den gesamten Naturreichtum einer Gegend widerspiegeln kann, weil es nie der Fall ist, dass alle Arten in einem gegebenen Zeitraum repräsentiert werden und auch weil die für die Untersuchung vorgegebenen vierundzwanzig Stunden niemals für eine gründliche Kartierung ausreichend sein können, ist diese Tätigkeit trotzdem eine wichtige und bedeutende Anzeige für die Vielfalt und die Güte der Flora und Fauna des betroffenen Jahres, die kurz vor dem Johannistrieb sich im vollen Gange befindet.

Mein Gast am GEO-Tag der Artenvielfalt, Rüdiger Gaa, hat die Eppinger Gegend mit seiner Heimat um den Stromberg verglichen. Er war im positiven Sinne überrascht, dass es um Eppingen herum neben dem Eppinger Wald noch weitere Oasen der Natur zu finden sind. Obwohl er den Mangel an der Vernetzung der Gebiete bemerkt hat, was zu der Artenvielfalt einer Gegend enorm beitragen kann, war er von der Vielfalt der Vögel und Schmetterlinge angetan. Es gibt noch Schützenswertes! Wenn als kleiner Beitrag zur Vernetzung der Naturgebiete, zum Beispiel Benjeshecken erschaffen werden könnten, würden sie sehr viel zur Artenvielfalt beitragen. Die Anpflanzung wurde in manchen Gebieten Deutschlands als Pionierprojekt zur Erhalt der Naturlandschaft parallel zur Kulturlandschaft angestrebt, mit positiver Wirkung in jeder Hin-

sicht, ohne eine Minderung der Agrarproduktion. Der Erholungswert für die Anwohner und Besucher würde um ein Mehrfaches durch solche Arbeiten angehoben.

Die Beschreibung der Gegebenheiten zeigt uns, was ist und was noch gemacht werden könnte. Ländliches Kernstück der Eppinger Natur ist selbstverständlich der Eppinger Wald. Als nördlichster Ausläufer der gleichen Erdbewegungen, die den südlich gelegenen Stromberg geschaffen haben, ist der Hardwald³ das schützende nördliche Tor zu einer mystischen Welt, die weit in den Stromberg hinein reicht. Aber auch die um und vor dem Eppinger Wald liegenden Felder, Wiesen, Biotope und Feuchtgebiete erzählen von viel Schönerem. Es wurde mir berichtet, dass während der früheren Flurbereinigungen, viele Quellen und Feuchtgebiete aufgefüllt worden sind. Einige existieren noch. Sie sind Lebensraum für eine Vielfalt besonderer Tiere und Pflanzen, die solche Gebiete benötigen, um zu überleben. Einige Vogelarten machen nur an solchen Stellen Halt. Andere Vögel, wie z. B. der Kiebitz, wurden in feuchteren Jahren gesehen, um Eppingen herum brütend. An vielen Stellen ist die essbare⁴ Brunnenkresse (*Nasturtium officinale*) nicht selten. Die Sumpf-Schwertlilie (*Iris pseudacorus* - Abb. 2) wird erfreulicherweise immer zahlreicher. Man findet recht häufig Mummeln (*Nuphar lutea*), aber auch die weiße Seerose (*Nymphaea alba*) ist in unserer Gegend vertreten. Die Sumpf-Dotterblume (*Caltha palustris*) wächst stellenweise massenhaft.



*Diese Blume ist die Sumpf-Schwertlilie (*Iris pseudacorus*), eine schöne, große, natürlich vorkommende Pflanze, die erfreulicherweise immer öfters in verschiedenen Feuchtgebieten unserer Gegend vorkommt.*

Ich werde auch die Pflanzen nennen müssen, die traurigerweise nur an einer Stelle zu finden sind. Dies bedeutet nicht, dass sie nur da wachsen. Es kann sein, dass sie irgendwo anders auch zu finden sind, aber ich habe diese Stellen noch nicht gefunden. Das wäre auch kein Wunder, weil ich zugeben muss, dass ich noch nicht die Zeit (und die Energie) gehabt habe, alles zu untersuchen, obwohl ich mich so oft wie möglich an die Arbeit mache. Die Gewissheit wächst mit der Zeit, dass ja diese oder jene Pflanze traurigerweise nur an einer Stelle um Eppingen herum wächst. Diese Stelle darf der Untersuchende nicht preisgeben. Ich habe Pflanzenführungen veranstaltet, und obwohl ich viel und gerne über Pflanzen spreche, muss ich zugeben, ein mulmiges Gefühl gehabt zu haben, als ich den Standort von bestimmten Pflanzen gegenüber anderen preisgegeben habe. Ich muss nicht, aber will Vertrauen zu Menschen haben, so dass jeder, der etwas über die Natur lernen oder die Natur mehr intim durch sein Wissen genießen will, dieses Wissen konsequent auch in persönlichen Umweltschutz übergehen lässt.

Die Jagd zum Überleben, aber jetzt auch die Zeit des Sammelns, um des Sammelns willen sind vorbei. Es gibt noch einige Blüten, die massenhaft genug auftreten, dass sie bedingt und unter dem Begriff "Faustregel" mäßig gepflückt werden dürfen. Ich denke hier an die Primeln, die in diesem Bericht auch später erwähnt werden und die eigentlich gesetzlich geschützt sind. Nüchtern betrachtet, selbst wenn Deutschlands Bevölkerung jetzt in gewisser Hinsicht prozentual stagniert oder sich verringert, irgendwie sind die Pflücker doch immer mehr. Beim Pilzsammeln ist es gleich: Man sollte nur die benötigte Menge (festgesetzt auf ein Kilo pro Person) pflücken. Andere Pilze soll man stehen lassen und nicht zertreten, auch nicht zur Bestimmung, auch nicht die Giftigen, weil sie alle ihren wichtigen Platz als Glied in der Kette der Natur haben. Man muss sich gut und sicher bei den Pilzen auskennen, sonst soll man sowieso den Spaß lassen.

Ich bin dankbar für die kommerziellen Blumenfelder um unsere Stadt und woanders herum, eine wundervolle Idee. Hier kann man Blumen pflücken in Hülle und Fülle (solange man natürlich das Geld hierzu

hat!), aber dafür werden diese Blumen, wie auch unsere Lebensmittel, gezüchtet. Ich sage immer, dass die Naturformen unserer Hausblumen, obwohl viel kleiner, doch in ihrer Schönheit die gezüchteten Formen übertreffen, weil der Reichtum an feinen Farben und Gestalten das Werk der Natur selbst ist. Das Züchten von Blumen und Lebensmittel ist für uns wichtig, um die Naturformen zu schonen, sonst haben wir sie nicht mehr lange.

Es lauern für Wald und Flur weitere Gefahren: das unüberlegte Überbauen, das Überkultivieren für vermeintlich wichtige menschliche Zwecke, die Gifte, die stets gesprüht werden, und auch das "Zumüllen", das immer häufiger und in größerem Maß vorkommt. Ich kann die menschlichen Beweggründe hierfür erraten. Sie scheinen mehrerlei zu sein. Trotzdem muss irgendetwas geschehen und getan werden, um diese Unsitte zu stoppen. Sicherlich ist dies leichter gesagt, als getan, da eine Ursache für diese Missetaten die Anonymität ist, die der Wald dem Übeltäter bei seiner Tat verspricht gegenüber dem wilden Deponieren in der Stadt. Das Einzige, was ich tun kann, tue ich seit einigen Jahren: Neben den Naturaufnahmen erledige ich die fast stetige Wald- und Flurbereinigung auf meine Art und Weise, besonders im Winter, wenn viel mehr Unrat sichtbar ist und das Bestimmen der Arten zwangsläufig zum Teil ruht. Viele, die mich treffen, mögen denken, es sei töricht, so etwas zu unternehmen. Es ist zwar wahr, dass die Natur trotz des "Zumüllens" weiter leben kann, aber unsere ästhetische Naturempfindung, das, was die Natur nebst Atmungsluft und Nahrungsmittel uns noch bietet, ist der ganze Grund, warum wir sie betrachten. Wenn wir ungestörte Natur erblicken, sagen wir "wie wunderschön!" Wir sagen nicht: "Wie wunderschön ist die Natur ohne Müll!". Aber wenn wir eine Müll bedeckte Landschaft sehen, sagen wir: "Was für eine Schweinerei!" Den Müll vermisst man bewusst nicht. Wir denken bei seinem Fehlen nicht daran, dass er nicht hierher gehört, sondern nur dann an ihn, wenn er vorhanden ist. Dies macht diese Müllbeseitigung zu einer undankbaren Aufgabe. Manchmal habe ich das Gefühl, dass ich das Säubern nur für mich tue, wenn ich bemerke, dass Leute so denken. Aber ich bin sicher, dass es Leute gibt, die doch mit

meiner Denkweise einig sind: Für sie ist es die Sache wert! Und mit welchem Recht darf einer das Kennenlernen der Natur oder diesen freiwilligen Dienst in einer Wahlheimat erledigen? Es ist unser aller Recht und überall, ob man in Deutschland, Amerika, in Ungarn oder sonst irgendwo ist, weil die Welt durch die Medien, durch Transportmittel und durch viele anderen Faktoren so klein gemacht wurde, dass wir alle gezwungenermaßen Kosmopoliten geworden sind. Die Natur ist zunehmend eine kosmopolitische und globale Angelegenheit geworden, weil sie selbst, wie schon gesagt, als eine Einheit, als ein Ganzes und Gesamtes zu verstehen ist.

Das Pflanzenregister

In verschiedenen Feldern und Gegenden wachsen wahre Naturschönheiten. Im frühen Lenz kann man sie in der Reihenfolge ihrer Erscheinung aufzählen. Als aller erstes kommt fast überall das *Scharbockskraut* (*Ranunculus ficaria*) heraus. Es ist zwar unscheinbar, wurde aber seit älterer Zeit als wirksames Mittel gegen Skorbut bekannt, so der Ursprung des Namens. In der Tat enthält die Pflanze viel Ascorbinsäure, besser bekannt als Vitamin C, die, wie wir durch die Wissenschaft wissen, tatsächlich gegen solche Krankheiten wie Skorbut wirksam ist. Später im Jahre soll die Pflanze nicht mehr gegessen werden, da sie dann auch solche unerwünschte Substanzen in sich aus dem Boden aufgenommen hat, die gesundheitsschädlich wirken können. Es kommen auch zu dieser Zeit im Wald der giftige *Aronstab* (*Arum maculatum*) und das *Buschwindröschen* (*Anemone nemorosa*) vor, letzteres in kleinen Büscheln in einer weißen und in einer rosafarbenen Form, oft an der gleichen Stelle! Der Grund dieser Formenvarietät ist noch nicht genau bekannt. Man findet in Rainen die *Rapunzel*, auch bekannt als *Feldsalat* (*Valerianella locusta*). Sie wird öfters zu dieser Zeit gesammelt. Fast jeder kennt die *Primeln* (*Primula elatior*) im Wald und das weiße *Wiesenschaumkraut*, das wie ein weißer Schleier aus Schaum die grüne Felder bedeckt, wie der Name sagt. Als Nächstes erscheinen verschiedene Hahnenfußarten. Ich habe nicht weniger als 6 verschiedene Arten in unserer Gegend gefunden: der *Gold-Hahnenfuß* (*Ranunculus auricomus*), mit seinen irregulär geform-

ten Blüten, der *Scharfe Hahnenfuß* (*Ranunculus acris*), der *Gift-Hahnenfuß* (*Ranunculus sceleratus*) in Sümpfen, dann überall und fast zu jeder Zeit der *Kriechende Hahnenfuß* (*Ranunculus repens*) und schließlich in den Wäldern der *Wollige Hahnenfuß* (*Ranunculus lanuginosus*). Wenn wir das *Scharbockskraut* (*Ranunculus ficaria*), das auch eine Hahnenfußart ist, dazuzählen, sind es genau sechs Arten. Es erscheint sehr häufig dann die *Kuckucks-Lichtnelke* (*Lychnis flos-cuculi*) auf besonders feuchten Wiesen, die nur wenig über dem Grundwasser liegen. Selbstverständlich gibt es zu dieser Zeit viele andere Sorten, die ich hier nicht aufliste, teilweise weil sie seltener vorkommen, teilweise weil eine vollkommene Auflistung den gegebenen Rahmen sprengen würde.

Wenn der *Baldrian* (*Valeriana officinalis* ssp.) recht häufig zu sehen ist und die *Mädesüß* (*Filipendula ulmaria*) erscheint, weiß man, dass der Sommer auf der Schwelle steht. Es ist Ende Mai, Anfang Juni. Um diese Zeit, genauer gesagt zwischen der letzten Maiwoche und der zweiten Juniwoche, erreicht die Anzahl der Arten ihren Höhepunkt. Etwas nach dieser Zeit ereignet sich der so genannte Johannistrieb. Dies ist die Zeit, wo bestimmte, schon bestehende Pflanzen und Bäume einen zweiten Nachtrieb hervorbringen, um gewisse Schäden auszugleichen, die durch Raupen oder andere Schadensquellen verursacht wurden. Der Johannistrieb, bei uns auch "Johannitrieb" genannt, ist nicht die Vermehrung der Anzahl der Arten, sondern eine Vergrößerung, ein Üppigerwerden des bestehenden Grüns. Dies bedeutet nicht, dass es keine neuen Arten mehr entstehen. Das Erscheinen neuer Sorten geschieht fast bis zum Ende des Sommers, aber die Gesamtanzahl der Arten bleibt eine kurze Zeit lang im Juni konstant, bevor sie langsam abnimmt. Die einfache Erklärung dafür ist, dass viele Sorten nicht langlebig sind. Sie verwelken und verschwinden recht schnell, nachdem sie ihr Wachstum mit ihrer Lebensaufgabe gekrönt haben: die Vermehrung ihrer Sorte. Einige leben noch ein Weilchen, um durch Sonnenenergie ihren Wurzelstock zu verstärken. Die *Orchideen* tun dies auf andere Weise: direkt im Boden in symbiotischer Zusammenarbeit mit bestimmten *Mykorrhiza* genannten Pilzen.

Andere Pflanzen, besonders die einjährigen, haben für solche Eskapaden kein Bedürfnis. Sie haben ihre gesamte Energie in die Fortpflanzung gesteckt und gehen einfach ein. Es gibt aber auch einige hartnäckige Arten, wie die *Nelkenwurz*, die fast ewig da bleiben will. Wiederum kriechen andere Sorten, wie der *Kriechende Hahnenfuß* (*Ranunculus repens*) und bestimmte *Minzen* (*Mentha* sp.), um sich auf diese Art vegetativ zu verbreiten.

Die *Korbblütler* (*Asteraceae*) erleben ihren Höhepunkt in der letzten Hälfte des Sommers. Die meisten Arten, die während dieser Zeit erscheinen, sind Korbblütler: *Jakobskreuzkraut* (*Senecio jacobaea*), das *Große Flohkraut* (*Pulicaria dysenterica*), der *Beifuß* (*Artemisia vulgaris*), die verschiedene Kamillenarten, die *Strahllose Kamille* (*Matricaria discoidea*) und die *Echte* (*Matricaria recutita*) sowie die *Duftlose Kamille*, (*Tripleurospermum perforatum*), die unter anderem an ihrer Geruchlosigkeit erkannt werden kann. Weiter vertreten sind *Rainfarn* (*Chrysanthemum vulgare*), *Rainkohl* (*Lapsana communis*), mindestens sechs verschiedene Distelarten, zwei Goldruten, die *Kanadische* (*Solidago canadensis*) und die *Europäische* (*Solidago virgaurea*), zwei Gänsedistelarten, die *Dornige Gänsedistel* (*Sonchus asper*) und die *Kohl Gänsedistel* (*Sonchus oleraceus*), zwei *Klettenarten*, die *Wollige* (*Arctium tomentosum*) und die *Große* (*Arctium lappa*), der *Gemeine Löwenzahn* (*Taraxacum officinale*), die *Gänseblume* (*Bellis perennis*), das *Knopfkraut* (*Galinsoga parviflora*), das *Berufskraut* (*Erigeron canadensis*), die *Feinstrahl* (*Erigeron strigosus*), das *Gemeine Bitterkraut* (*Picris hieracioides*), die *Wegwarte* (*Chicorium intybus*), der etwas früher blühende *Wiesenbocksbart* (*Tragopogon pratensis*), der *Kompasslattich* (*Lactuca serriola*) und im Wald der *Mauerlattich* (*Mycelis muralis*) und der *Hasenlattich* (*Prenanthes purpurea*), um einige wenige zu nennen. Sicher erinnern sich viele Ältere an den *Chikoree*, einen Kaffeeersatz, der öfters in früheren Zeiten in dieser Gegend angebaut wurde. Sie ist eine gezüchtete Art der oben genannten *Wegwarte* (*Chicorium intybus*), die entlang Wegen und Straßen zu finden ist. Unter den edlen Korbblütlern findet man im Wald das *Waldhabichtskraut* (*Hieracium sylvaticum*) und an wenigen Stellen das

Orangerotes Habichtskraut (*Hieracium aurantiacum*). Letzteres erschien durch die Aussaat ihrer Samen aus einer Blumensaatsammlung, die vor einigen Jahren durch eine politische Partei (nicht die Grünen!) verteilt worden war. Ihre Heimat ist in Gegenden wie der Schwarzwald. Sie ist bei uns nicht heimisch, aber solche Besucher sind immer willkommen mit dem Wunsch, dass sie bei uns heimisch werden, weil sie die Artenvielfalt bereichern und, nil nocere, nicht schaden. Sicherlich haben die schönen, kleinen rotgoldenen Blüten, die man selbst in der Stadt ab und zu im Rasen sieht, mit ganz anderen Bedingungen hier zu kämpfen als in ihrer Heimat. So wäre es ein Wunder, wenn sie es nachhaltig schaffen werden.

An dieser Stelle erwähne ich flüchtig die Vielfalt der anderen zum Teil häufigen, zum Teil weniger häufigen Pflanzenarten, deren Vorkommen sich über die gesamte Blütezeit von Frühling bis Sommer erstreckt. Eine große Gruppe, die reichlich bei uns vertreten ist, ist die Familie der *Doldengewächse* (*Apiaceae*). Vertreten sind sie u. a. durch *Wiesenkerbel* (*Anthriscus sylvestris*), *Aufrechter Merk* (*Sium erectum*), *Wald-Sanikel* (*Sanicula europaea*), der *Wiesenbärenklau* (*Heracleum sphondylium*), der *Japanische Klettenkerbel* (*Torilis japonica*), der *Gefleckte Schierling* (*Conium maculatum*), der *Geißfuß*, auch als *Giersch* bekannt, (*Aegopodium podagraria*), der *Gewürzkälberkropf* (*Chaerophyllum aromaticum*), die *Wilde-möhre* (*Daucus carota*), die *Sichelmöhre* (*Falcaria vulgaris*), der *Pastinak* (*Pastinaca sativa*), der *Echte Fenchel* (*Foeniculum vulgare*) und die *Waldengelwurz* (*Angelica sylvestris*), und einige andere, seltener vorkommende Sorten. Die *Ehrenpreise* (*Veronica*-Arten) sind durch nicht weniger als sechs Arten vertreten, die *Labkräuter* haben drei, die *Taubnesseln* haben vier Vertreter. Ich fand jeweils vier *Weidenröschen*- und drei *Johanniskraut*sorten. Das *Echte Johanniskraut* (*Hypericum perforatum*), auch *Tüpfel-Johanniskraut* genannt, ist bei uns gut vertreten. Sie ist, so wie der *Baldrian* auch, ein echtes Heilkraut. Die *Baldrian*arten sind durch drei Vertreter bei uns auffindbar. Die folgende Pflanzen, die nicht unbedingt zu den großen Gruppen gehören, bilden trotzdem eine beachtliche Gruppe der hier vorkommenden Arten: der *Beinwell* (2 Sorten),

das *Vergissmeinnicht* (2 Sorten), die *Minze* (2 Sorten), andere *Lippenblütler* (mehr als 4 Vertreter), die *Schwalbenwurz* (*Vincetoxicum hirundinaria*) und die *Nelken*, mit ihren insgesamt über 14 verwandten Sorten, darunter drei verschiedene *Mieren* (*Stellaria* sp.) und auch das *Seifenkraut* (*Saponaria officinalis*). Die *Nachtschatten* sind mit der *Tomate* (*Lycopersicon esculentum*), der *Kartoffel* (*Solanum tuberosum*), der *Physalis* (*Physalis peruviana*), der *Paprika* (*Capsicum annuum*) und die *Engelstropfete* (*Datura suaveolens*) als Garten- und Kulturpflanzen gut vertreten, in wilder Form auch noch mit fünf Sorten, welche ich wegen ihrer Schönheit, ihrer Giftigkeit und wegen des Mysteriums, womit sie durch die Jahrhunderte behaftet worden sind, erwähne. Es sind die *Tollkirsche* (*Atropa belladonna*), der *Stechapfel* (*Datura stramonium*), der *Bocksdorn* (*Lycium halimifolium*), der *Bittersüße Nachtschatten* (*Solanum dulcamara*) und der *Schwarze Nachtschatten* (*Solanum nigrum*). Früher wurde auch der *Tabak*, *Virginischer Tabak* (*Nicotiana tabakum*) oder der *Bauerntabak* (*Nicotiana rustica*), ebenfalls Vertreter der giftigen Nachtschatten, breiträumig in unserer Gegend angebaut, wie man in örtlichen Zeitzeugnissen lesen kann.⁵ Heute wird um Eppingen herum kein Tabak mehr produziert. Man kann jedoch in der Gemarkung Stebbach ein Überbleibsel dieser Zeit besichtigen: ein hölzernes Trockenhaus für Tabak.

Andere Wiesen- und Waldpflanzenarten sind häufig, doch es gibt zu viel von ihnen, um sie hier alle zu nennen, aber hier eine Liste der häufigsten. Es gibt mehrere *Storchschnabel*arten, die vier häufigsten sind der *Wiesenstorchschnabel* (*Geranium pratense*), der *Sumpfstorchschnabel* (*Geranium palustre*), der *Pyrenäenstorchschnabel* (*Geranium pyrenaicum*) und das *Ruprechtskraut* oder *Stinkender Storchschnabel* (*Geranium robertianum*), der oft in Wäldern vorkommt. Es gibt die *Waldrebe* (*Clematis vitalba*), der *Klatschmohn* (*Papaver rhoeas*), der *Hopfen* (*Humulus lupulus*), der *Gewöhnliche Odermennig* (*Agrimonia eupatoria*), die *Brombeere* (*Rubus fruticosus*), viele *Klee-* und *Wickesorten*, der *Blutweiderich* (*Lythrum salicaria*), das *Hexenkraut* (*Circaea lutetiana*), die *Gemeine Nachtkerze* (*Oenothera biennis*) - ein Neophyt aus Amerika, der *Waldsauerklee* (*Oxalis aceto-*



Bilder von oben links: Purpurknabenkraut (*Orchis purpurea*), Sumpfziest (*Stachys palustris*), Prachtnelke, sehr selten in unserer Gegend (*Dianthus superbus*), Sumpfschwertlilie (*Iris pseudacorus*), Echtes Tausendgüldenkraut (*Centaurea erythraea*), auch recht selten geworden, und Weißes Waldvöglein (*Cephalanthera damasonium*)

sella), der Efeu (*Hedera helix*), vier Wolfsmilcharten, die Zweihäusige Zaunrübe (*Bryonia dioica*), sechs Malvenarten, drei Gilbweiderichsorten, der Echte Buchweizen (*Fagopyrum esculentum*), die Ackerwitwenblume (*Knautia arvensis*), die Wilde Karde (*Dipsacus sylvestris*), zwei Braunwurzarten, *Scrophularia nodosa* im Wald und *Scrophularia umbrosa* entlang von Bächen, zwei Klappertopfarten (*Rhinanthus* sp.), zwei Wachtelweizensorten (*Melampyrum* sp.), die Herbstzeitlose (*Colchicum autumnale*), der bei uns berühmte Bärlauch (*Allium ursinum*), viele Kreuzblütler, die ich hier alle gar nicht erwähnen kann, außer Raps (*Brassica napus* ssp. *napus*) und Ackersenf (*Sinapis arvensis*) und vieles, vieles mehr.

Im Wald findet man am häufigsten die Rotbuche (*Fagus sylvatica*), die Stieleiche (*Quercus robur*), die Kiefer (*Pinus* sp.) und verschiedene Fichten und Tannen, verschiedene Ahornbäume (3 *Acer*sorten), die Walnuss (*Juglans regia*), die Esche (*Fraxinus excelsior*) und die Hainbuche (*Carpinus betulus*). Es gibt auch die Hängebirke (*Betula pendula*), und hier und da findet man die Eberesche (*Sorbus aucuparia*), den Speierling (*Sorbus domestica*), die Elsbeere (*Sorbus torminalis*) und verschiedene Ziermispelsorten. Entlang der Elsenz und anderen Bächen findet man verschiedene Weidensorten (*Salix* sp.), die Schwarzerle (*Alnus glutinosa*), die Schwarzpappel (*Populus nigra*) und die Kanadische Pappel (*Populus canadensis*). Die Feldulme (*Ulmus minor*) und die Winterlinde (*Tilia cordata*) sind auch vertreten. Hecken bestehen am häufigsten aus Sträuchern wie Schwarzdorn (*Prunus spinosa*), Weißdorn (*Crataegus monogyna*), Pfaffenhut (*Euonymus europaea*), Hasel (*Corylus avellana*), Blutroter-Hartriegel (*Cornus sanguinea*), Liguster (*Ligustrum vulgare*), Flieder (*Syringa vulgaris*) und Holunder (*Sambucus nigra*). Apfel-, Birnen- und Kirschbäume sind die Obstbaumsorten, die am weitesten verbreitet sind, obwohl die Quitte (*Cydonia oblonga*) auch vorkommt. In den Äckern wird am häufigsten Sommer- und Wintergerste in Form der Zweizeiligen oder Braugerste (*Hordeum distichon*) und der Mehrzeiligen Gerste (*Hordeum vulgare*), Weizen (*Triticum aestivum*), Roggen (*Secale cereale*), Hafer (*Avena sativa*), Mais (*Zea mais*), Kar-

toffel (*Solanum tuberosum*), Küchenzwiebel (*Allium cepa*), Zuckerrübe (*Beta vulgaris* ssp. *rapacea*), Raps (*Brassica napus* ssp. *napus*) und (Weißer) Kultursenf (*Sinapis alba* ssp. *alba*) angebaut. Ab und zu findet man Hartweizen (*Triticum durum*), selten Dinkel (*Triticum spelta*) und sogar Amaranth (*Amaranthus retroflexus*), der als Müslizusatz angebaut wurde. Unter den "Unkräutern" zählt man: die Spießmelde (*Atriplex prostrata*), von den Bauern oft "Scheißmelde" genannt, verschiedene Gänsefußarten, wild wachsender Amaranth (*Amaranthus retroflexus*), Ackerdistel (*Cirsium arvense*), Ackerwinde (*Convolvulus arvensis*), Ampferknöterich (*Polygonum lapathifolium*), Vogelknöterich (*Polygonum aviculare*) und die immer vorhandene und für Schmetterlinge, wie z. B. das Tagpfauenauge, sehr wichtige Brennessel (*Urtica dioica*), um einige wenige zu nennen.

Der Vollständigkeit halber erwähne ich hier einige Vertreter der Süß- und Sauergrasarten, die auch unsere Gegend schmücken: Glanzgras (*Phalaris arundinacea*), Honiggras (*Holcus lanatus*), Dachtrespe (*Bromus tectorum*), Wiesenlieschgras (*Phleum pratense*), Wiesenfuchsschwanzgras (*Alopecurus pratensis*), Ackerfuchsschwanzgras (*Alopecurus myosuroides*), Schilf (*Phragmites australis*), Waldhirse (*Milium effusum*), Bluthirse (*Digitaria sanguinalis*), Fiedlerzwenke (*Brachypodium rupestre*), Hühnerhirse (*Echinochloa crus-galli*), Knäuelgras (*Dactylis glomerata*), Englisches Raygras (*Lolium perenne*), Windhalm (*Apera spicaventi*), Wasserschwaden (*Glyceria maxima*) und natürlich die angebauten Vertreter der Süßgräser: Mais, Roggen, Hafer, Gerste und Weizen. Die wenige Sauergräser, die von mir hundertprozentig bestimmt wurden, sind: Winkelsegge (*Carex remota*), Zweierwige Segge (*Carex binervis*), Graugrüne Binse (*Juncus inflexus*), Flatterbinse (*Juncus effesus*), Krötenbinse (*Juncus bufonius*), Glanzfrüchtige Binse (*Juncus articulatus*), die Sumpfssegge (*Carex acutiformis*) und die Gemeine Simse (*Scirpus sylvaticus*). Der Breitblättrige Rohrkolben (*Typha latifolia*) ist wohl in den Sümpfen und Feuchtgebieten der Region vertreten. Den Ästigen Igelkolben (*Sparganium erectum* ssp. *neglectum*) habe ich einmal gesehen.



Bilder von oben links: Geflecktes Knabenkraut (*Dactylorhiza maculata*), Kleiner Klappertopf (*Rhinanthus minor*), Wiesensalbei (*Salvia pratensis*), Sumpfschafgarbe (*Achillea ptarmica*), Echtes Herzgespann (*Leonurus cardiaca*), auch Löwenschwanz genannt, und Strauchpappel (*Lavatera thuringiaca*)

Hiernach auch die häufigsten Pilzarten unserer Gegend: *Herren- oder Fichtensteinpilz*, auch *Steinpilz* genannt (*Boletus edulis*), *Flockenstieliger Hexenröhrling* (*Boletus erythropus*), *Maronenröhrling* (*Xerocomus badius*), *Ziegenlippe* (*Xerocomus subtmentosus*), *Rotfussröhrling* (*Xerocomus chrysenteron*), *Goldröhrling* (*Suillus gravillei*), *Lederbrauner* oder *Huthaarfaserling* (*Psathyrella conopilus*), *Mönchskopf* (*Clitocybe geotropa*), *Porphyrbrauner Rötling* (*Entoloma porphyrophaeum*), *Schopf- oder Porzellantintling*, auch *Spargelpilz* genannt (*Coprinus comatus*), *Riesenschirmpilz* oder *Parasolpilz* (*Macrolepiota procera*), *Safranriesenschirmpilz* (*Macrolepiota rachodes*), *Leuchtendgelber Klumpfuß* (*Cortinarius splendens*), *Winterrübling* oder *Gemeiner Samtfussrübling* (*Flammulina velutipes*), *Dunkler Hallimasch* (*Armillaria ostoyae*), *Rauchblättriger Schwefelkopf* (*Hypholoma capnoides*), *Grünblättriger Schwefelkopf* (*Hypholoma fasciculare*), *Lachsreizker* (*Lactarius salmonicolor*), *Laubwaldmilchling* (*Lactarius ichoratus*), *Flattermilchling* (*Lactarius theiogalus*), *Milder Orangemilchling* (*Lactarius mitissimus*), *Herbsttrompete* (*Craterellus cornucopioides*), *Krause Glucke* (*Sparassiscrispa*), *Kiefernkoralle* oder *Ockergelbe Kiefernkoralle* (*Ramaria eumorpha*), *Semmelstoppelpilz* (*Hydnum repandum*), *Gemeiner Riesenbovist* (*Langermannia gigantea*), *Flaschenstäubling* (*Lycoperdon perlatum*), *Frühjahrslorchel* (*Mythrophora hybrida*), *Spitzmorchel* (*Morchella elata*), *Herbst Lorchel* (*Hervella crispa*), *Gemeiner Orangebecherling* (*Aleuria aurantia*), *Stinkmorchel* (*Phallus impudicus*) und der ungenießbare *Tintenfischpilz* (*Clathrus archeri*), der stinkt und sich sehr verbreitet hat, seitdem er 1914 aus Australien eingeschleppt wurde! Diese Liste ist nur eine Anhäufung der gewöhnlichsten Pilzarten der Gegend und enthält keinesfalls nur essbare Vertreter der großen Gruppe der Pilze. Ich habe auch unzählige weitere Arten gesehen, an deren Bestimmung ich nach wie vor am Arbeiten bin.

Als botanische Besonderheiten unserer Gegend werde ich hier die Pflanzen auflisten, die einen besonderen Platz haben, entweder, weil sie geschützt und "adelig" sind oder weil sie in unserem Gebiet selten vorkommen. Seltenheit bedeutet nicht immer,

dass sie geschützt sind. Es kommt gebietsweise auch umgekehrt vor: Eine Pflanze kann im Bundesgebiet geschützt sein, aber trotzdem gebietsweise häufig vorkommen. Egal welcher Fall bei diesen Pflanzen zutrifft, es ist wichtig, sie in unserer Gegend zu schützen. Bei den Arten, die nur an einem Platz vorkommen, ist das leicht zu verstehen. Aber dieses Verständnis ist auch wichtig für die bei uns noch häufig vorkommenden Arten, weil die Wissenschaftler aus gutem Grund diesen Pflanzen den Staatsschutz gewährt haben. Die Tendenz zur Abnahme ihrer Häufigkeit kann schlagartig auch bei uns eintreten, wie es bei vielen Arten schon geschehen ist. Als Beispiel dienen die Pflanzen, die verschwunden sind oder nur an einem Standort vorkommen. Das *Tausendgüldenkraut* (*Centaureum erythraea*) habe ich im Moment nur an einer Stelle gefunden, und nicht in den Mengen, um daraus Schnaps zu brennen. Obwohl sie früher an zwei Stellen wuchs, kann man die schöne *Prachtnelke* (*Dianthus superbus*) nur noch an einem Standort bestaunen, im Moment die *Grasmiere* (*Stellaria graminea*) ebenso. Was früher anscheinend weit verbreitet war und Schnapsliebhaber oft mit ihrem Anblick erfreut hat, die *Blutwurz* oder *Aufrechtes Fingerkraut* (*Potentilla erecta*), ist nur an wenigen Stellen zu finden und nirgendwo in der Menge, die einen Hobby-Schnapsbrenner berechtigen würde, die Pflanze weiter zu dezimieren. *Süßholztragant* (*Astragalus glycyphyllos*), *Gemeiner Wolfstrapp* (*Lycopus europaeus*), der *Dreizahn* (*Bidens tripartita*), die *Sumpfschafgarbe* (*Achillea ptarmica*) und die *Mehlige Königskerze* (*Verbascum lychnitis*) sind einige der Seltenheiten bei uns, jeweils nur an einer Stelle zu finden. Unmittelbar vor der Abgabe dieses Zwischenberichts am 5. März 2007, konnte ich noch rechtzeitig vom erfreulichen Fund eines blühenden *Seidelbastbestandes* (*Daphne mezereum*) im Eppinger Gebiet berichten. An dieser giftigen Pflanze erscheinen die Blüten vor dem Laube.

Die Orchideen unserer Gegend sind mit acht Vertretern direkt im Eppinger Forstgebiet präsent: das *Purpurknabenkraut* (*Orchis purpurea*), die *Breitblättrige Stendelwurz* (*Epipactis helleborine*), die *Violette Sumpfwurz* (*Epipactis purpurata*), das *Gefleckte Knabenkraut* (*Dactylorhiza macu-*

lata), das Rote Waldvöglein (*Cephalanthera rubra*), das Weiße Waldvöglein (*Cephalanthera damasonium*), die Nestwurz (*Neottia nidus-avis*) und das Große Zweiblatt (*Listera ovata*). Es gibt im etwas breiteren Kreis noch dazu das Mückenhändelwurz (*Gymnadenia conopsea*), die Kuckucksblume oder Waldhyazinthe (*Platanthera hybrida*), die Bienenragwurz (*Ophrys apifera*) und die Riemenzunge oder Bocksorchis (*Himantoglossum hircinum*). Etwas weiter entfernt wächst noch das Kleine Knabenkraut (*Orchis morio*). Einen weiteren Vertreter der Familie der Orchideen habe ich noch gefunden, aber bisher nicht bestimmen können, weil die Pflanzen schon verwelkt waren. Aber es könnte sich um das von mir schon lang gesuchte Helmknabenkraut (*Orchis militaris*) handeln. Älteren Berichten nach wurde es früher öfters in unserer Gegend gesehen. Überhaupt sind die meisten dieser Orchideen nur an einem oder nur an wenigen Plätzen, manchmal nur fast einzeln zu finden, und es dauerte einige Jahre für mich, um sie zu finden, oftmals anhand von den niedergeschriebenen oder mündlichen Ortungsverweisen von Alteingesessenen. Nach erfolgreichem Auffinden der Pflanze, habe ich diesen Menschen Bericht erstattet und zu meinem Entsetzen festgestellt, dass zum Beispiel, wo jetzt lediglich eine Gruppe von 16 Exemplaren des Purpur Knabenkrauts wächst, es früher hunderte waren! Der Grund für diesen Schwund kann nur in der Liste der uns bekannten Faktoren gefunden werden, wahrscheinlich eine Kombination mehrerer. Es ist sicher, dass das Ausgraben von Orchideen, auch wenn es angeblich gut gemeint ist, zu ihrer Dezimierung mitgeführt hat, und das ist ein Grund, warum ich nicht gern über Standorte spreche. An dieser Stelle möchte ich erwähnen: Das Leben der Orchideen ist eine Symbiose mit bestimmten Mykorrhiza genannten Pilzen, die unterirdisch neben und, sogar teilweise, innerhalb der Pflanzen leben. Die Orchidee gibt dem Pilz etwas, was dieser zum Überleben braucht, und umgekehrt gibt der Pilz der Pflanze auch etwas. Einer kann ohne den anderen nicht leben. Beide sind an dem Ort an den Boden gebunden, wo sie wachsen, weil beide diesen Boden ideal zum Überleben finden, um solche Nährstoffe aufzunehmen, die sie sich gegenseitig zu geben nicht im Stande sind. Es sieht so aus, dass solcher Boden

nicht so oft vorkommt, ansonsten hätten wir mehrere Bestände, und leider sieht es auch so aus, dass diese besondere Qualität des Bodens abnehmen kann, sonst würden sich die Bestände nicht in diesem Maß abbauen. Das Ausgraben der Pflanze bedeutet für sie den sicheren Tod, auch wenn man versucht, etwas Mykorrhiza und Erde zu mitnehmen. Die mitgenommene Erde oder Pilzteile werden nicht genügend sein. Erst geht meist der Pilz ein, und dann folgt die Pflanze. Alle Orchideen und deren Teile sind überall in Deutschland gesetzlich geschützt! Ich muss zugeben, dass ich jedes Mal, wenn ich eine Pflanzenführung durchgeführt habe, die die Besichtigung von Orchideen beinhaltete, danach die "Qualen der Hölle" an Gewissensbissen durchlebt habe, nur weil ich gutgläubig bin von Natur aus: Ich zeige interessierten Menschen solche Naturschönheiten in der Hoffnung, dass die meisten mit mir grundsätzlich gleich gesinnt gegenüber der Natur sind, sonst hätten sie sich nicht für die Führung angemeldet. Mit ihnen teile ich gern meine Freude an der Schönheit der Natur und informativen Fakten über sie, weil ich der Meinung bin, dass die Vermittlung von Informationen über unsere Umwelt zu höherem geistigen Bewusstsein führt, die solchen Übergriffen zuvorkommt. Bislang scheint es gut gegangen zu sein, aber die Katastrophe, beabsichtigt oder nicht, bedarf nur einen Auslöser. Ich muss jede Aktion überdenken... Auch habe ich mich beim Forstamt Eppingen für eine sanftere Beforstung solcher Gebiete ausgesprochen, besonders deshalb, weil nicht das Fällen der Bäume, sondern das Herausziehen der Stämme, sogar im Winter, die Knollen von Orchideen zerstören kann. Wo wir wissen, dass besondere und seltene Pflanzen stehen, müssen wir Inseln des Schutzes errichten und sichern, wenn nicht im physikalischen Sinn, dann jedoch nur mit Methoden und Vorsicht, die auf Wissen basieren.

Das Pflanzenregister, das ich bislang in über acht Jahren zusammengestellt habe, ist groß geworden: Über 600 Sorten wurden bestimmt und in die Liste aufgenommen, inklusive Gräsern und Pilzen, derer Untersuchung und Bestimmung im Vergleich zu den anderen Pflanzen noch sehr bedürftig sind. Es wird in solchen Jahreszeiten, die die Kartographisierung solcher Arten erlauben, ständig von mir auch in diesem

Bereich gearbeitet, um ein so vollkommenes Register zusammenzutragen, wie es nur möglich ist. Ich weiß, dass sehr viele weitere Gräser und Pilze in unserer Gegend vertreten sind, weil ich die momentan namenlosen Formen in den meisten Fällen erkennen kann. Aber die Bestimmung dieser in klare Arten ist schwierig, eine falsche Benennung will ich mir nicht erlauben. Daher dauert diese Sparte etwas länger. Die Liste aller Lebewesen, inklusive Tiere und Mikroorganismen, wäre viel länger. Die Erstellung eines solchen Registers würde nicht nur beträchtlich länger dauern, sie wäre utopisch, nicht nur durch ihren Umfang, sondern auch weil der Bereich der Mikroorganismen in ständigem Wandel ist, der schneller von staten geht als der für die Lebewesen im Makrobereich. Mit Ausnahme der Protozoen, Spinnentieren und Insekten wäre der Bereich der Tiere kein so umfangreiches Projekt, aber eine solche Aufnahme wäre unvollständig und würde den Rahmen meiner Möglichkeiten sprengen. Im Moment gilt das Gleiche für die Moose, Flechten und Algen. Die Farne werde ich versuchen, noch in der Liste mit aufzunehmen.

Überhaupt gibt es viele so genannte Neophyten und Adventivpflanzen, die nach Europa gebracht wurden. Alles, was aus dem amerikanischen Kontinent seit seiner offiziellen Entdeckung im fünfzehnten Jahrhundert importiert wurde, ist ein Neophyt. Der Vorgang ist immer noch im Gange, und die neuesten Ankömmlinge sind meistens unerwünscht: Das vorher erwähnte *Berufskraut* (*Erigeron canadensis*) vermehrt sich zum Beispiel massenhaft. Bei uns noch nicht zu finden, aber in Osteuropa massenhaft verbreitet, ist das *Traubenkraut* (*Ambrosia artemisiifolia*), das bei sehr vielen Leuten eine argwöhnische Allergie durch ihren Pollenflug hervorrufen kann. Die Pflanze wird sehr leicht durch Wind und durch andere Transportmittel verbreitet, so ist sie entlang Bahnlinien und -höfen öfters zu finden. Bei uns hat sie sich noch nicht eingefunden. Trotzdem sagen die Botaniker, die ich kennen gelernt habe, dass sie im Laufe der Zeit bestimmt auch hier Einlass findet. Wiederum ist nicht alles, was aus Amerika kam, schlecht. Es gibt viele neutrale und sogar erwünschte und nützlich-

che Pflanzen; denken wir an die *Kartoffel*, die *Tomate* und den *Paprika*, an die häufigsten Sorten der *Kürbisse*, an *Mais* und *Wiesenslieschgras* oder *Timotheegrass* (*Phleum pratense*) und nicht zuletzt an des Imkers Liebling, den *Büschelschön* (*Phacelia tanacetifolia*), ein schöne und exzellente Bienenweide. Der *Essigbaum* (*Rhus typhina*), zu Hälfte die *Ahornblättrige Platane* (*Platanus hispanica*) und die in Europa häufige und falsch benannte *Akazie*, die *Falsche Akazie* oder *Gewöhnliche Robinie* (*Robinia pseudoacacia*) und viele andere Bäumen sind aus Amerika importiert wurden. Es gibt einen nahen Verwandten des Essigbaums, der *Giftsumach* (*Rhus toxicodendron*), der nach botanischen Berichten schon den Sprung aus Nordamerika nach Deutschland hinter sich hat. Mancherorts soll er in Deutschland schon anzutreffen sein. Die Pflanze ist äußerst giftig, sogar durch Berührung, wodurch ein böser Ausschlag entsteht. Sie wurde bis zum heutigen Tag in unserer Gegend noch nicht gesehen.

Viele Pflanzen kamen auch aus Asien und dem Mittelmeergebiet. Einige nützliche Gewürz- und Getreidesorten fallen in diese Kategorie, und viele dachten, dass sie immer hier waren. Die meisten dieser Sorten sind schon viel früher, vor dem sechzehnten Jahrhundert eingebracht worden und sind deswegen Archeophyten. Aber es gibt auch Neophyten aus diesen Gegenden, besonders im letzten Jahrhundert und in der Gegenwart. Durch die Erderwärmung haben sich die klimatischen Umstände in unserer Breite eher an das Klima von südlicheren Ländern angepasst. So ist jetzt möglich, dass zum Beispiel der *Feigenbaum* in unserer Breite gut gedeihen kann, auch ohne winterliche Umkleidung. Es gibt aus dem Süden und Osten auch Unerwünschtes: der *Riesen Bärenklau* (*Heraclium mantegazzianum*) aus dem Kaukasusgebiet, der sich bei uns leicht vermehren kann und dessen Saft auf der Haut zu ernsthaften Verbrennungen unter der Einwirkung von Sonnenlicht führen kann (Photosensibilisierung, Phototoxizität). Aus dem Osten hat sich vielerorts der *Staudenknöterich* (*Reynoutria japonica*) massenhaft verbreitet. Seine Matten sind dick und undurchdringlich. Das im zwanzigsten Jahrhundert von den indischen Himalayagebieten als

Zierblume herübergebrachte *Drüsiges* oder *Indisches Springkraut* (*Impatiens glandulifera*) hat sich in den Flusstälern und -auen Deutschlands selbstständig gemacht. Entlang des Neckars ist es sehr häufig anzutreffen. Die Blüten der Pflanze sind sehr schön und imposant, aber allein die Tatsache, dass sie so groß wächst und ihre schnelle und sichere Vermehrungsgewohnheiten, machen sie unerwünscht, weil sie durch diese Charakteristiken den heimischen Pflanzenwuchs überschatten und hemmen. Bei uns haben sie lediglich in einem begrenzten Gebiet Einzug gefunden.

Zusammenfassung

Aus dem vorangegangenen Text ist ersichtlich, sogar wenn viele Arten der Vergangenheit gehören, dass es noch etwas Schützenswertes um Eppingen herum gibt. Wir geben

nie die Hoffnung auf, dass auch das, was einmal war, wieder kommen kann, auch wenn man oft gegen Unmöglichkeiten, gegen Windmühlen zu kämpfen hat. Oft sind es die Windmühlen der Unwissenheit. In der Hoffnung, dass Aufklärung zu guten Ergebnissen führen kann, wird dieses Projekt weiter verfolgt. Dies ist nicht allein das Trockene Sammeln des Wissens nur um des Sammelns willen. Und hoffentlich wird es nicht die Chronik oder Geschichte der Vergangenheit einer Gegend, die unwiederbringlich vorbei ist; vielmehr wäre es wünschenswert wenn es eine lebendige und wachsende Aufnahme findet, weil es um Leben geht, nämlich das Leben von unzähligen Lebewesen in unmittelbarer Nähe um uns herum, ohne welche wir, selbst Lebewesen, nicht atmen und essen können.

Anmerkungen

1. Den Begriff „nichts bringend“ möchte ich damit begründen, dass es botanisch wissenschaftliche Bereiche gibt, welche agrartechnischem Wissen wenig oder überhaupt nicht dienen. Die Lehre der „Unkräuter“ dient der Agrarwirtschaft nur in der Hinsicht, wie man sie am besten beseitigt. Um dies zu verwirklichen, muss mindestens ein wenig Kenntnis der Arten, ihrer Vorkommen und ihrer Biochemie in den agrarwissenschaftlichen Institutionen gelehrt und geführt werden. Paradoxerweise erübrigt sich an solchen Schulen die Lehre der anderen Kräuter, der Heilkräuter und der ästhetisch schönen Pflanzen, die allesamt wenig mit der Nahrungs- und Nutzproduktion der Pflanzen zu tun haben. So bleiben sie meistens nur für theoretische und „Hobby-Wissenschaftler“ von Interesse, für Naturheiler, Reformprodukthersteller und -verkäufer, für Naturschützer und Naturdokumentarfilmproduzenten, die allesamt leider nur eine, wenn auch interessante, informative und dem Anschein nach weit verbreitete „Scheinlobby“ präsentieren können. Vergleichen wir die riesige Agrarproduktion und alle verwandte Bereiche mit den schönen Wochenend-Dokumentationen über die Naturinseln Deutschlands und der Welt: die Naturschutzbeiträge berichten vieles, es wird viel geredet, aber nur die Agrarproduktion ist ständig am „Machen“.
2. An dieser Stelle muss der Name Manfred Pfefferle erwähnt werden, ein Naturfreund, von dem ich viel über die Pflanzen und über die Gegend gelernt habe. Seit langer Zeit bemüht er sich um Erforschung der Natur und der Kultur um Eppingen herum. Ein Bericht von ihm über die Orchideen der Eppinger Gemarkung erschien schon in der Reihe „Rund um den Ottilienberg“, Band 3, Seite 348, „Zur Flora der Eppinger Hardt“. Für seine Hilfe und für seine Freundschaft bin ich dankbar.
3. Manchmal auch „Hardtwald“ geschrieben.
4. Auf folgende Weise findet man die Resultate der „GEO-Tage der Artenvielfalt“ um Eppingen herum: Man steuert die Internetseite www.geo.de/artenvielfalt an. Unten auf der Webseite findet man „Projektschau“, wodurch man zu einer PLZ-Liste hinüberkommt. Hier, unter PLZ 75031 - Dennis Z. Halasz, findet man die Projektdaten sowie die Artenfundliste. Die Auswahl des Jahres der Projektdurchführung, 2005 oder 2006 in diesem Fall, führt zur Anzeige der Daten des ausgewählten Jahres.
5. Die Brunnenkresse ist durchaus ohne weiteres essbar und besitzt gar keine Giftigkeit. Es ist allerdings darauf zu achten, dass die gesammelten Pflanzen aus sauberem Gewässer stammen, möglichst klar, fließend und sogar in Quellennähe. Es ist auch wichtig, dass keine Tiere in den benachbarten Feldern weiden oder kein Wasser einfließt, das tierischen Ausscheidungen enthält. Es besteht ansonsten die Gefahr, dass ein gefährlicher Leberegel eingenommen wird, der zu Zysten in der Leber und sogar zum Tode führen kann.
6. Die Quellennachweise dieses und anderer Bücher und Schriften findet der Leser unten in den Literaturhinweisen.

Literaturquellen

„Flora von Deutschland und angrenzender Länder“ von Schmeil-Fitschen, überarbeitet von Dr. Karlheinz Senghas und Prof. Dr. Siegmund Seybold, 91. Ausgabe, Wiebelsheim 2000 Quelle & Meyer Verlag GmbH & Co., (ISBN 3-494-01291-1)

„Pflanzensoziologische Exkursionsflora für Deutschland und angrenzende Gebiete“ von Prof. Dr. Dr. h. c. Erich Oberdorfer, 8. Auflage, 2001 Eugen Ulmer GmbH & Co., (ISBN 3-8001-3131-5)

„Der große Kosmos Pilzführer“ von Hans E. Laux, Stuttgart, 2001 Franckh-Kosmos Verlags-GmbH & Co., (ISBN 3-440-08457-4)

„Unsere Gräser“ von Aichele / Schwegler, Kosmos Naturführer, 11. Auflage, Stuttgart, 1998 Franckh-Kosmos Verlags-GmbH & Co., (ISBN 3-440-07613-X)

„Ein teuflischer Genuss“ von Elisabeth Ch. Dörr, 1994, Südverlag Eppingen, (ISBN 3-931015-00-9)

Alle Bilder des Autors unter Verwendung einer Olympus E300 Digitalkamera. Bild und Text © Copyright 2006 Dennis Z. Halasz

Nachtrag 2009

Seit Fertigstellung des zuvor gedruckten Berichts, der die Pflanzenwelt im Umkreis Eppingens während der Jahren 1998 bis 2007 behandelt, wurde seitdem die Naturkartographie der Gegend vom Autor weiter fortgesetzt. Neben umfangreichen fotografischen Pflanzennachweisen wurden in der verstrichenen Zeit die Beobachtungen auch auf die Tierwelt und auf die Gesamtheit der Naturscheinungen des Gebiets ausgeweitet. Weil die zur Zeit aktuell vorhandene Menge an gesammelten Daten und Bildern den Rahmen des vorliegenden Berichts (und sogar des Buches) sprengen würde, werden in diesem Nachtrag nur kurz die Höhepunkte, die seit 2007 in Erscheinung getreten sind, erläutert, die selteneren und manchmal überraschenden Funde, die erfreulichen und unerfreulichen Mängel.

Pflanzen

In Richtung Kleingartach wurde an einer Stelle, und leider ausschließlich nur hier, die *Ästige Graslilie* (*Anthericum ramosum*) beobachtet, in der unmittelbaren Umgebung auch das *Savoyer Habichtskraut* (*Hieracium sabaudum*) und der *Schmalblättrige Hohlzahn* (*Galeopsis angustifolia*). Den *Genfer Günsel* (*Ajuga genevensis*) habe ich nur einmal gesehen. In einem Sumpfbereich fand ich den *Froschlöffel* (*Alisma plantago-aquatica*). Um nicht völlig im Morast einzusinken, dachte ich mir, dass die fotografischen Aufnahmen dieser Pflanze das abenteuerliche Betreten dieses Sumpfes nicht nur mit Gummistiefeln, sondern auch vorsichtshalber mit einer Seilabsicherung bedürfte. Obwohl ich das Seil vor Ort hatte und es sogar benutzte, stellte es sich heraus, dass die Absicherung erfreulicherweise doch nicht erforderlich war: so tief hat sich jener Sumpf an der Stelle noch nicht entwickelt. Die hieraus resultierenden Bilder des Froschlöffels lassen sich gut sehen! Nicht nur westlich von uns in der Rheinebene wie bisher, aber auch endlich in unserem Gebiet habe ich den Nachweis der *Gewöhnlichen Hundszunge* (*Cynoglossum officinale*) gefunden. Das *Tausendgüldenkraut* (*Centaureum erythraea*) habe ich zusätzlich zum einzigen bisherigen Fundort noch an einer anderen Stelle gefunden, eine erfreuliche

Entwicklung! Es gibt auch weitere botanische Erstbeobachtungen, die wegen Platzmangels erst im nächsten Bericht zusammengefasst werden können.

Tiere

Unter den von mir zum ersten Mal gesichteten Tieren treten der *Große Blaupfeil* (*Orthetrum cancellatum*) und der *Russische Bär* (*Euplagia quadripunctaria*) in Erscheinung. Diese sind zwei Insekten: eine Libelle und ein tagaktiver Nachtfalter. Den *Zitronenfalter* (*Gonepteryx rhamni*) habe ich an den nordwestlichen Grenzen unseres Gebiets gesichtet und auf einem Häckselplatz, den *Großen Schillerfalter* (*Apatura iris*), beide zum ersten Mal. An zwei Stellen fand ich den bei uns selten gewordenen *Hirschkäfer* (*Lucanus cervus*), einmal ein Männchen als Totfund und an der anderen Stelle ein lebendiges Weibchen. Zum ersten Mal direkt auf Eppinger Boden habe ich den *Feuersalamander* (*Salamandra salamandra*) beobachtet. Jahre lang habe ich die *Ringelnatter* (*Natrix natrix*) und den *Europäischen Iltis* (*Mustela putorius*) nicht gesehen, um endlich wieder im Jahre 2009 von Einzelbeobachtungen berichten zu können. Trotz der Tatsache, dass ich einige dieser Lebewesen nur einmal in diesen Jahren gesehen habe, muss man sich einigermaßen freuen, da die Beobachtungen zeigen, dass diese selten gewordenen Tiere (noch) bei uns vorhanden sind.

Pilze

Obwohl die Eppinger Gegend und ihre Wälder nicht als ausgesprochene Pilz-Jagdgründe bekannt sind, kommen jährlich zur Anzahl der beobachteten Pilzarten einige neue Funde hinzu. Trotzdem muss ich zugeben, dass diese Entwicklung intensiveren Beobachtungen und dem jährlich wachsenden Erkennungsvermögen des Autors und nicht unbedingt dem tatsächlichen Anstieg der Artenzahlen zuzuschreiben sind. Die Zahl der Arten schwankt von Jahr zu Jahr innerhalb des vorher beobachteten Rahmens, meistens abhängig von der An- oder Abwesenheit von Feuchtigkeit und einer Reihe anderer Faktoren.

Fehlendes - zum Bedauern und zur Freude

Es mangelt weiterhin an den im Hauptbe-

richt als rückgängig aufgeführten Pflanzen. Leider muss ich hierzu einige neue Arten anreihen, darunter beispielsweise die *Blutwurz* (*Potentilla erecta*). Was einigen Lesern als ein Paradoxon klingen mag, kann ich auch von erfreulichen Mängeln berichten: bislang sind das gefürchtete *Ambrosia* oder *Beifußblättriges Traubenkraut* (*Ambrosia artemisiifolia*), der *Echte Giftsumach* (*Rhus toxicodendron*) und das *Giftefeu* (*Rhus radicans*), alle aus Nordamerika stammende Quälgeister oder Giftpflanzen, noch nicht in unserer Gegend geortet worden.

Schlusswort

Einige Quellen und Wasserstellen versiegen, und viele führen weniger Wasser als zuvor. Ich freue mich über jeden Tropfen Regenwasser, für den Schnee und die Kälte im Winter. Nach den trockenen Jahren, brauchen wir mehr Niederschlag. Selbstverständlich ist es bedauerndswert für die Bauern, wenn die Witterung zur falschen Zeit ungünstig ist, und wir hoffen nicht auf Überflutungen, aber wir haben ja schon unsere Rückhaltebecken. Erfreulicherweise und bekanntlich ist niemand für das Wetter

zuständig (außer vielleicht die Menschheit als Ganzes mit der Klimaerwärmung!)

Nach wie vor sehe ich als unmittelbar größte Gefahren für unsere Natur- und Kulturlandschaften die Überbauung, die Gifte, die Agrar- und Industriechemie und die Vermüllung durch Privatpersonen und heimlich durch die Industrie. Es sickert immer etwas durch und wenn es um die Industrie geht, ist es immer mehr als nur ein wenig. Wieder betone ich meine Freude daran, dass die Gentechnik nicht in Deutschland eingeführt werden darf. Der Klimawandel ist selbstverständlich ein Problem. Ich freue mich, dass viele Menschen durch Recycling und durch andere Maßnahmen ihren individuellen Anteil zur Lösung des Umweltproblems beitragen. In allen Handlungen muss jedes Individuum ein Umweltbewusstsein entwickeln und danach handeln. Nur so besteht die Hoffnung, dass die Menschheit die Übervölkerung der Erde und die Probleme der Gier und Ignoranz verantwortungsvoll, nicht nur in Hinsicht auf die Natur, sondern auch auf unsere Nachkommen, das eine ist mit dem anderen auf Gedeih und Verderb unzertrennlich verbunden, in den Griff



Abbildung: Der Gewöhnliche Froschlöffel (*Alisma plantago-aquatica*), wie man die Pflanze gewöhnlich findet: mit nassen Füßen im Sumpf oder am Wasserrand stehend.

Spendenverzeichnis

Die "Heimatsfreunde Eppingen e.V." danken den nachstehenden Firmen und Privatpersonen, die durch ihre Spende den Druck des Buches unterstützt haben.

Autohaus Preusch

Bälz, Peter

Baugenossenschaft Familienheim Kraichgau

Budke, Franz

Diehlmann GmbH

Dotterer, Eberhard

Elektrocenter Herrmann

Götz GmbH

Gomer Bau GmbH

Hans Wiessner GmbH

Hecker, Wolfgang

Heinl, Lothar

Käufer GmbH

Kasih, Dr. Ekanegoro

Kepnerdruck Eppingen

Kraichgau Raiffeisen Zentrum

Kreissparkasse Heilbronn

Mack & Fischer GmbH

Meny- Heidrich, Judith

Merz, Ulrich

Probst, Andreas u. Alexander

Rudolf Michael GmbH

Scherer, Klaus

Schleyer, Walter, Schneider Optik

Schwarz, Gunter

Stier, Armin

Teamfoto GmbH

Tuischer, Birgit und Siegfried

Volksbank Kraichgau

Wächter, Thomas

Verzeichnis der Autoren

Bergold, Alois, Eppingen

Dähling, Frank, Eppingen

Degenfeld-Schonburg, Franz, Gemmingen-Stebbach (†)

Ehret, Wolfgang, Eppingen

Frank, Werner L., Calabasas (USA)

Gajer, Simon, Bad Friedrichshall

Halasz, Dennis, Eppingen

Haug, Karl Jürgen, Eppingen

Heitz, Lisa-Damaris, Eppingen

Heitz, Michael, Eppingen

Hüll, Felix, Eppingen-Mühlbach

Ihle, Reinhard, Eppingen

Kiehnle, Edmund, Eppingen

Krause, Dr. Heike, Mainhardt

Marx, Dr. Heribert, Darmstadt

Merz, Ulrich, Eppingen

Reitermayer, Ernst, Sulzfeld (Übersetzer des Beitrags von W. Frank)

Röcker, Bernd, Eppingen

Wirbatz, Richard, Eppingen-Elsenz

Notizen

Notizen

Notizen

Notizen